SCHENZINGER

Der Hitlerjunge

Quex

K. A. Schenzinger · Der Hitlerjunge Quex

Karl Aloys Schenzinger

Der Hitlerjunge Quex

Roman

1942

Zeitgeschichte-Verlag Berlin W 35

Dieses Buch wurde geschrieben von Mai bis September 1932. Die erste Auflage erschien im Dezember 1932. Sämtliche Auflagen sind unveränderte Nachdrucke der ersten Fassung.

„Gegen die Herausgabe dieser Schrift werden seitens der NSDAP. keine Bedenken erhoben."

Der Vorsitzende der parteiamtlichen Prüfungskommission zum Schutze des NS.-Schrifttums. München, 6. 10. 34.

265.—324. Tausend

Printed in Germany. Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, Dramatisierung, Verfilmung und Radiosendung vorbehalten. Copyright 1932 by Zeitgeschichte-Verlag Wilhelm Andermann, Berlin W 35.
Zaunrith'sche Buchdruckerei.

Erstes Kapitel

1

Heini Völker stand am Fenster und sah auf die Straße hinab. Es war kein allzu freundlicher Anblick, der sich ihm bot. Die Beußelstraße hatte nur wenig Farben. Ihr Grundton war grau, und auch das spärliche Grün, das da und dort um die rostigen Stangen eines Balkons wucherte, vermochte nicht die eintönige Trostlosigkeit des Straßenbildes zu beleben. Heini machte das nichts aus. Er war in dieser Straße geboren. Seit fünfzehn Jahren sah er von diesem Fenster die Häuser auf der anderen Seite, die verwahrlosten Fassaden, die schadhaften Rolläden, die blinden Scheiben. Stand eines dieser Fenster offen, fiel der Blick in eine kahle Stube mit ärmlichen Möbeln und vergilbter Tapete. Er kannte das nicht anders. Das war hier, in der Wohnung der Eltern, genau so wie dort drüben. Er sah auch gar nicht hin. Um dies zu sehen, stand er nicht hier.

Was ihn anzog, war das Leben dort unten auf dem holprigen Pflaster. Die „Drei" bog jetzt gerade von der Turmstraße her in die Beußelstraße ein. Sie hatte nicht umsonst ein grünes Schild über dem Führerstand. Sie fuhr den grünen Ring, fuhr hinüber nach Wilmersdorf, durch Alleen und Parks, bei deren Anblick einem immer so anders wurde, wo die Kinder so viel lärmten und lachten und die Jungens wie die Teufel rannten. Erst neulich war er mit dieser „Drei" auf und davon. Er hatte gerade unter dem Haustor gestanden, als der Wagen dahergefahren kam. Mit einem Satz war er oben, er wußte selbst nicht wie und warum. Er wußte nur, daß es herrlich war,

mit der Elektrischen so durch die große Stadt zu fahren, vorn beim Fahrer, dicht neben der Kurbel, dort, wo die Nische für die Handbremse war. Am Abend hatte er dann Kurt seinen Streich erzählt, unten im Hof auf der Kellertreppe, hatte auch nicht verschwiegen, was ihn zu dieser Fahrt getrieben hatte. Kurt aber wollte sich wälzen vor Lachen. Es dauerte nicht lange, und eine wahre Horde von Jungens drängte sich um die Kellertreppe herum. Die ganze Gesellschaft johlte vor Vergnügen. Sie lachten ihn aus, und es wäre fast zu einer mächtigen Keilerei gekommen.

Dort unten stand übrigens Kurt beim Eingang des Kinos und studierte das große Plakat. „Der König von Chicago" wurde dort mit riesigen roten Buchstaben angekündigt. Sogar von hier oben, vom dritten Stock aus, vermochte Heini die Worte zu lesen, so groß war die Schrift. „Ein ganz toller Film", ging das Gerücht allgemein. Eugen hatte ihn gesehen, und der verstand sich auf Verbrecherfilme. Wenn man so etwas mal zu sehen bekäme! Heini nagte an der Unterlippe. Dazu würde es nie bei ihm reichen. Er grämte sich zwar nicht allzusehr, es war nur so im Augenblick, wenn er den Jungen dort unten stehen sah —, aber das wäre doch endlich wieder einmal etwas gewesen in dieser sonst so engen Welt.

Jetzt winkte Kurt zu ihm herauf, rief durch die hohlen Hände: „Komm runter! So mach schon!"

Heini fühlte, wie sein Herz zu schlagen begann. Erst gestern hatte Kurt zwei Jungens eingeladen, mit ihm zum Alexanderplatz zu kommen. Sie wollten dort ins Ufa. Drei Karten? Machte mindestens eins achtzig. Wo nahm Kurt nur das Geld immer her? Der Gedanke war schon wieder weg. Man hat eben Geld oder man hatte keins. Weiter reichte Heinis Überlegung nicht im Augenblick. Ganz andere Dinge waren es, die ihm jetzt plötzlich wieder voll zum Bewußtsein kamen. Er vergaß sogar, Kurt eine Antwort zu geben. Er starrte nur noch den Schupomann an,

der dort an der Ecke Turm- und Beußelstraße stand. Sein Gehirn dachte nur noch um diesen uniformierten Beamten herum, klammerte sich fest an diesen Mann, als ob der ihm helfen könnte in seiner Angst, als ob der Polizist auch diese Gedanken zurückzudrängen vermöchte, die Heini jetzt wieder wie eine drohende Masse überfielen. Unverwandt sah er auf den Beamten. Der hatte den Sturmriemen unter das Kinn geschnallt. Alarmbereitschaft bedeutete das. Ein Demonstrationsumzug war angesagt für diesen Nachmittag, und die Mutter hatte ihm verboten, die Wohnung zu verlassen. Sie hatte nicht verboten — Mutter verbot nicht —, sie hatte ihn gebeten. Doch er wollte ja nicht an die Mutter denken, an alles andere, nur ja nicht an sie. Wo war sein Schupomann? Dort stand er ja noch, auf seinem alten Platz. Er mochte die Schupoleute gern leiden. Sie sahen ordentlich aus, sauber, stramm, das Lederzeug blitzte. Sie erinnerten an Ordnung, Zucht, Disziplin, wie es noch in den alten Geschichten zu lesen war. Noch besser gefiel ihm die Reichswehr, wenn die Wache aufzog oder am Reichstag die Ehrenkompanie präsentierte. Mit der Mutter war er einmal dort gewesen. — Er wollte aber nicht an die Mutter denken. Er stöhnte. Er sah noch immer hinab auf die Straße. Der Schupomann trug Ledergamaschen. Ledergamaschen hatten auch jene Jungens getragen, die da eines Tages an ihm vorbeigezogen waren, einer wie der andere blitzblank, lebendig und frisch, eine Fahne voraus. Eine Stunde lang war er nebenher gelaufen, nur den einen Wunsch im Herzen, mitmarschieren zu dürfen in diesen Reihen, mit diesen Burschen, die jung waren wie er, die Lieder sangen, bei denen ihm fast das Heulen kam. Bis er dann von irgendeiner Seite her hörte, dies seien ja Nazis. Da war er vor Schreck stehengeblieben. Dies also waren die Leute, von denen der Vater immer sagte, daß man sie mit Dreck erschießen müßte. Deshalb trug wohl auch der Schupomann heute den Riemen unter dem Kinn?

Deshalb also hatte ihn die Mutter so dringend gebeten, heute nicht auf die Straße zu gehen. Es könnte Krawalle geben, hatte sie gesagt. Doch das war bestimmt nicht, was sie meinte. Er hatte sie sofort verstanden, auch so. Er wußte genau, warum er zu Hause bleiben sollte. Es half ihm alles nichts. Er mußte schon daran denken, ob er wollte oder nicht.

Der Vater war gegen Mittag nach der Zahlstelle gegangen, um die Unterstützung abzuheben. Jeden Montag ging er hin um dieselbe Zeit. Die Zeit seiner Rückkehr aber war sehr verschieden. Es konnte fünf, es konnte acht Uhr werden. Früher war er nach einer Stunde wiedergekommen. Jetzt ließ er sich Zeit.

Heini sah nach der Uhr. Es ging schon auf sechs. Er setzte sich an den Tisch und wartete. Nach einiger Zeit ging draußen die Tür. Die Mutter kam zurück. Er erkannte sie schon am Geräusch der Schlüssel. Sie kam nicht in die Stube. Sie hielt nur ein wenig im Flur, wahrscheinlich horchte sie, dann ging sie in die Küche. Heini hörte das Klappern eines eisernen Topfes, ein leises, dumpfes Poltern, das Rauschen eines Wasserstrahls. Er sah die Hände seiner Mutter fast körperlich vor sich, wie sie den Hahn aufdrehten, wie sie hinübergriffen nach dem Fensterbrett, wo die Streichhölzer lagen. Da hörte er auch schon das Knallen der Gasflamme. Mutter setzte die Kartoffeln auf.

Dann suchte sein Gehör die Tür, den Treppenabsatz, die Treppe. Dort war noch nichts zu hören. Er wußte, warum er hier saß, und er ballte unwillkürlich die Fäuste. Je später es wurde, um so größer wurde in ihm die Angst. Er fürchtete sich nicht vor seinem Vater. Er hatte nur Angst um die Mutter. Sein Kopf sank auf den Tisch. Das Leben war so häßlich.

An dem Haus ist nichts Besonderes. Es steht in der Gotzkowskystraße und trägt die Nummer 86. Es könnte ebensogut in der Usedomer Straße stehen, oben im Norden. Es gibt tausende solcher Häuser in Berlin. Vorderhaus, zwei Kaufläden im Erdgeschoß, dazwischen die Toreinfahrt, im Keller klopft ein Schuster scheinbar immer dasselbe Stück Sohlenleder zurecht. Vor seinem Fenster hängt ein kleiner Käfig. Ein Kanarienvogel hüpft darin von der einen Stange zur anderen. Er singt nicht. Er wirft nur zuweilen ein paar Körner auf den Arbeitstisch des Schusters. Im Hof zwei Seitenflügel und ein Quergebäude. Die Sonne reicht hier um Mittag nur bis zum dritten Stock. Die tiefer gelegenen Fenster bekommen ihr Licht aus schräg gestellten Spiegeln. In jedem Stockwerk wohnen drei Parteien, jede Wohnung besteht aus Stube, Kammer, Küche. Die Stube ist in der Regel abvermietet, zuweilen auch die Kammer. Man rückt eben in der Küche zusammen. Es geht nicht anders, selbst wenn man noch Arbeit hat. Die Miete frißt den halben Lohn.

Es wird früh lebendig in diesem Hause. Gegen halb sechs schlurft der Portier zur Haustür und schließt auf. Die ersten schweren Tritte poltern über die Treppe, bald folgen mehr. Es sind Männer mit harten Gesichtern. Sie tragen für gewöhnlich eine schwarze Wachstuchtasche unter dem Arm, eine himmelblaue Blechflasche steckt ihnen seitlich in der Rocktasche. Auch eine Frau kommt regelmäßig um diese Zeit mit hastigen Schritten über die Treppe gelaufen. Sie redet meist laut vor sich hin. Sie hat irgendwo eine Aufwartestelle zu versehen, und fast täglich wird es um etliche Minuten zu spät, bis sie endlich aus dem Hause kommt. Ein schmales Mädchen begegnet ihr jedesmal auf der Treppe. Sie bringt die Zeitung für das Parterre und für einen Herrn in der vierten

Etage. Den Postboten sieht sie nicht mehr. Der kommt reichlich später, steigt bedächtig Stufe um Stufe. Jeder im Hause kennt seinen Schritt. Mit Mühe zwängt er die Briefschaften in die verbogenen Kästen und zieht danach jedesmal zweimal die Schelle.

Kurz vor acht Uhr knattert ein wahrer Höllenspektakel durch die Treppenhäuser. Die Kinder machen sich auf den Weg zur Schule. Ein Galopp jagt über die Treppen, ein Geplapper, ein Gerenne, ein Gelächter. Die dünnen Absätze knallen wie kleine Hämmer über die Stufen. Ein paar Lehrlinge flitzen noch die Treppe hinab, immer zwei Stufen auf einmal. Dann wird es ruhig. Die Hausfrauen füllen sich noch einmal die Tassen, schlagen die Zeitung auseinander, bevor sie an die eigentliche Arbeit gehen. Dies ist ihre ruhige Stunde am Tage.

In der Gotzkowskystraße 86, rechter Seitenflügel parterre, halten sich die drei Parteien eine Zeitung gemeinsam. Sie lesen den „Lokal-Anzeiger" weniger aus Überzeugung als aus Neugier. Er hat die meisten „Kleinen Anzeigen". Was auf den übrigen Seiten steht, ist ihnen nicht halb so wichtig. Oft verstehen sie die Artikel nicht, dann wieder erscheint ihnen manches übertrieben, oder sie glauben einfach nicht, was sie da zu lesen bekommen. Die „Kleinen Anzeigen" aber sprechen eine unverblümte Sprache zu ihnen. Hier finden sie den wahren Spiegel der Zeit. Früher wurde hier meist zu kaufen gesucht, Stellen waren angeboten, reiche Partien, Gelegenheiten, flott gehende Geschäfte wegen Krankheit, gut situierte Leute suchten dies und suchten das. Jetzt wird fast nur noch angeboten. Eine Stenotypistin will ihre Schreibmaschine verkaufen, ein junger Mann seine Kamera, eine Frau bietet ihre Nähmaschine aus. Was steckt da alles dahinter an Not und an Hunger! Möbel werden angeboten, fast neu, wie da steht. Wohl kaum angeschafft, und müssen schon wieder verkaufen. Geschirr steht hier und Teppiche,

ein „lieber Hund" soll in gute Hände übergeben werden ohne Bezahlung. Zwölf Seiten, jede Seite mit mehr als vierhundert Annoncen. Man kann beim Lesen schon in Erregung geraten. Man springt auf, um mit der Nachbarin zu reden.

Bei solcher Gelegenheit fegt an diesem Morgen ein kleiner Windstoß das Hauptblatt vom Fensterbrett. Es flattert in den Hof. Ein paar Männer von der Müllabfuhr sind hier gerade dabei, die Aschenkästen zu leeren. Der Portier steht schon mit dem Besen dabei und wartet, bis sie fertig sind. „Hepp!" sagt einer der Männer und hält dem anderen die aufgegriffene Zeitung unter die Nase. „Arbeitsdienstpflicht? Das könnte den Herren so passen! Strammstehen mit der geschulterten Schippe, was? Schippe über! Schippe ab! Achtung, präsentiert die Schippe!" Sie lachen wüst. Dann beginnt der andere zu fluchen. „Wir wollen kein Arbeitszuchthaus hier!" schreit er, daß die Wände dröhnen, „wollen wir nicht! Wollen wir nicht!" „Schrei nicht so, Gustav!" sucht ihn sein Kamerad zu beruhigen. Doch der wird nur noch wütender. „Kann jeder hören, was wir wollen, und was nicht!" Drohend sieht er die Fensterreihen entlang, von wo denn das Zeitungsblatt hergekommen sein könnte. „Man wird den Herrschaften noch etwas husten!" mault er an den Wänden hinauf. Der andere stimmt ihm bei. „Aber richtig, Gustav, aber richtig!" Der Portier steht dabei und kaut. Mit lautem Krach setzen die Männer eine Blechtonne auf die Erde. „Hören Sie mal", wendet sich jetzt der Portier an die Männer, „Sie brauchen sich da gar nicht so aufzuregen. Es könnte mancher jungen Rotznase nichts schaden, wenn ihr mal wieder ein bißchen Zucht beigebracht würde. Die halbe Nacht stehen diese Burschen mit ihren halbwüchsigen Fegern in der Toreinfahrt herum. Ein Gequietsche ist das und ein Gekichere. Was tut sich nicht alles mit diesen jungen Leuten —" „Wat denn? wat

denn?“ fährt der eine nun los. Die Bewohner stecken schon die Köpfe aus den Fenstern. „Was ist denn los?“ rufen sie in den Hof hinab, „was gibt es denn schon am hellichten Morgen?“

Eine richtige Schlägerei ist jetzt dort unten im Gange. Von allen Seiten kommen Neugierige. Immer neue Menschen mischen sich ein. Es ist ein Lärm und ein Geschrei. Irgend jemand holt die Polizei, und zu guter Letzt schleppen die Wachtmeister die Hauptbeteiligten zur Wache. — Eine kleine Blutlache glänzt auf dem Asphalt des Hofes. Eine feine Spur roter Tropfen führt zu der Toreinfahrt hinüber, dicht vorbei an dem Fenster des Schusters. Der Vogel in seinem Käfig hüpft nach wie vor von der einen Stange zur anderen.

3

Über den Bretterzaun kommt die Musik eines Orchestrions. Die Musikmaschine spielt einen Marsch, und in das Getöse mischt sich ein Walzer, den eine andere Motororgel mit Hilfe von drei Pferdestärken von sich gibt. Stimmen kommen über den Zaun, die kaum mehr als menschliche zu erkennen sind. Es sind die Stimmen der Schlepper und Ausrufer. Sie klingen wie das Gebell heiserer Hunde. Gellende Glockenschläge dröhnen wie Feueralarm und wollen doch nur sagen, daß eine Vorstellung soeben ihren Anfang nehme.

Mitten in der Häuserreihe „Alt-Moabit“ klafft dieses lärmende Loch. Ein unbebauter Platz liegt da, vor Jahren ein Friedhof für zerbeulte Büchsen und verrostete Pfannen, für Matratzen, Gerümpel, Splitter und Scherben. Kerbel wuchs hier und Schierling. Die Kinder pflückten hier „Lichter“ und hielten sie im Laufe gegen den Wind, bis sie erlöschten. Schutt wurde dann auf die spärlichen Grasbüschel geworfen, Steine, Erde, Kalk. Allmählich füllte

sich die Mulde, ein ebener Platz entstand, und man umschloß ihn mit einem Zaun.

Eines Tages wurde es dann lebendig hinter den Brettern. Es wurde gesägt, gehobelt und gehämmert. Zelte erhoben sich und Gerüste, und dann plötzlich eines Abends schüttelte dieser lärmende Rummel zum erstenmal die Luft. Seitdem springen hier allabendlich die hohen Lampen an, die Brandmauern der benachbarten Gebäude beginnen zu glühen im Schein der zahllosen elektrischen Birnen. Eine schmale Tür ist jetzt in dem Zaun, „Vergnügungspark" steht über den wackligen Pfosten, und die Menschen drängen sich.

Hinter dem Zaun öffnet sich für manchen eine wahrhaft phantastische Welt. Schon gleich am Eingang steht ein Zelt, in dem eine Jungfrau mit Fischleib lebend und leibhaftig zu sehen sein soll. In dem nächsten Zelt verspricht der stärkste Mann der Welt einem verehrten Publikum Proben seiner unerreichten Kraft, und etwas weiter deutet eine Zigeunerin jedem, der den Mut aufbringt, sie zu befragen, die Zukunft aus der Hand. Das größte Rätsel der Welt, jedermann könne sich überzeugen. Alles, was hier zu sehen ist, ist das Größte, das Stärkste, das Erstaunlichste der Welt. Der Besucher ist ganz verwirrt von so viel außergewöhnlichen Dingen, mancher wird wankend, aber nur wenige erliegen der Versuchung. Die meisten gehen vorüber.

Die größte Lockung ist nicht hier vorn, sie lauert hinter dem großen Karussell, in der äußersten Ecke des Platzes. Ein Podium ist dort errichtet, ein Dachhimmel darüber mit großen silbernen Sternen, und unter diesem Himmel liegen wie Siegestrophäen alle jene Dinge, um die dort draußen Tag für Tag geschuftet und gestritten wird. In langer Kette sind gemästete Gänse aufgereiht, Würste, Konserven, kleine und größere Säcke, weiß und appetitlich, gefüllt mit Zucker, mit Kaffee, mit Reis, Kuchen mit Schokolade

stehen da, ein großer Korb mit lauter köstlichen Sachen ganz vornean. Fünf junge Mädchen in weißen Kleidern, mit zierlichen Hauben und Schürzen, stehen neben den Tischen und lächeln. Ein massiger Koch mit gewaltiger Mütze spricht zu der andächtigen Menge. Mit weiten Augen starren alle hinauf zu dem sprechenden Mann. Die Augen blitzen in dem grellen Licht wie nasses Porzellan. Das Leben werde hier zum Spaß, meint der Mann und fuchtelt mit den Armen. Einen Groschen werde jeder noch in der Tasche haben. Für einen Groschen könne hier jeder alles gewinnen. Er zeigt auf das große Rad, das neben ihm in einem Ständer lagert. Zahlen bedecken den ganzen Kranz des Rades. Der Mann gibt dem Rad einen Stoß, das Rad dreht sich langsam, und eiserne Zeiger beginnen zu klappern. In der Menge ist jetzt kein Halten mehr. Dutzende von Händen strecken sich den Mädchen entgegen, die die Lose verkaufen, meist sind es Frauenhände, verkrümmte, abgemagerte Hände, Hände mit zerrissenen Nägeln und Schwielen, Hände mit Schrunden und Narben. Immer langsamer dreht sich das Rad. Auf den Gesichtern entstehen rote Flecke, die Münder sind vor Spannung gekniffen, alles Leben dieser Menschen scheint in die Augen zusammengedrängt. Gleich werden die glückbringenden Nummern gerufen. Jetzt steht das Rad. Ein Stöhnen der Freude wird da und dort laut, ein Seufzer der Enttäuschung. Beide werden übertönt von den Gongschlägen des Kochs. Während die Glücklichen noch ihre Gewinne entgegennehmen, wird schon das neue Spiel mit Geschrei und Dröhnen angekündigt. Wieder recken sich hundert Arme den lächelnden Mädchen entgegen, noch lauter redet der Mann mit der großen weißen Mütze, das Rad beginnt sich von neuem zu drehen.

Seit einer Stunde sieht Heini Völker diesem erregenden Schauspiel zu. Seine Hand hält krampfhaft das Groschenstück in der Tasche. Wenn er gewänne? Wenn er dieses

große Stück Fleisch mit nach Hause brächte, das jene Frau jetzt in die Markttasche senkt? Mutter würde lachen. Oder gar, wenn ihm ein volles Pfund Kaffee zufiele? Ein Huhn? Eine Gans? Wann hatte die Mutter schon einmal gelacht —?

Zum zehntenmal kommt jetzt das Mädchen an ihm vorüber, streckt ihm den Teller hin mit den Losen. Das nächste Mal, denkt er zum zehntenmal bei sich. Er merkt sich eine Nummer, er tippt in Gedanken diese Zahl. Er will sein Glück gründlich auf die Probe stellen, bevor er den entscheidenden Griff nach jenem Teller wagt. Seine Augen hängen voller Erwartung an dem Rad, das sich schon wieder dreht, die Bewegung ist bereits langsamer geworden, man kann schon wieder die einzelnen Felder der Zahlen unterscheiden, doch er kommt nicht dazu, seine gedachten Nummern bis zu Ende zu verfolgen. Ein Finger tippt ihm auf die Schulter. Nur widerwillig löst sich sein Blick von dem spannenden Vorgang dort oben. Ärgerlich wendet er den Kopf zur Seite, und ein gewaltiger Ruck fährt ihm durch die Gelenke. Der Stoppel steht hinter ihm und grinst ihn frech von oben herab an. Er kennt ihn nur vom Sehen, aber er hat genug von ihm gehört, um zu wissen, wen er vor sich hat. „Hast du 'ne Mark?" hört er seine grobe Stimme durch den Lärm hindurch fragen, und ohne sich weiter zu besinnen, streckt er dem Stoppel die flachen Hände hin. „Nicht 'n Sechser", sagt er noch dazu, und sein schiefgestellter Kopf bittet den Großen gleichsam um Gnade. Stoppel nimmt ohne ein Wort das vergessene Groschenstück aus Heinis Hand. Es ist ganz warm von dem langen Druck der kleinen Faust. Dann winkt er kurz und befehlend mit dem Kopf, schiebt seinen Arm unter Heinis Achsel und geht langsam weiter. Gehorsam, mit klopfendem Herzen geht Heini neben ihm her. Ab und zu wagt er einen Blick auf seinen Begleiter. Stoppel trägt eine Schiffermütze tief in die Stirn gezogen, sein grobes Hemd ist ohne Kra-

gen und steht weit offen über der Brust. Heini reicht ihm knapp bis an die Schulter. Schon ein fabelhafter Bursche, muß er sich sagen, und unwillkürlich sieht er sich um, ob nicht einer seiner Jungens ihn sähe, wie er da mit dem Stoppel so vertraulich daherkommt.

Nach einer Weile bleibt Stoppel stehen. „Du bist doch Lehrjunge beim Tischler Kowalki?"

„Ja, das bin ich."

„Eure Werkstatt ist hier um die Ecke? Dein Meister wohnt in Schöneberg?"

„Ja, stimmt, aber was soll —"

„Hast du 'n Schlüssel?"

„Schlüssel hab ich nicht."

„Schad't nicht. Zeig den Laden, hopp!"

Stoppel geht voran, Heini folgt. Er denkt nicht an Widerrede. In seinem Kopf geht alles wirr durcheinander. Dies ist Stoppel! Kurt hat von ihm erzählt, Eugen Kappelmann, Willi aus der vierten Etage. Im Flüsterton haben sie von ihm gesprochen, haben sich bei jedem Wort umgesehen, ob auch ja keiner sie höre.

An einem Stand kauft Stoppel Zigaretten, vier für zehn. Stumm gibt er zwei davon Heini, steckt ein Streichholz an, gibt auch Heini Feuer und geht weiter. Er kennt offenbar den Weg. In der Stromstraße biegt er in die schmale Gasse ein, die zwischen zwei Häusern zu einem Hinterhof führt. Vor einem kleinen Gebäude macht er halt.

Es ist ein geräumiger Hof. Drei Seiten sind von Wohnhäusern begrenzt, die vierte Seite schließt ein Bretterzaun ab. Hinter dem Zaun liegt der Vergnügungspark, von dem sie beide kommen. Der Lichterschein des Parks schlägt gegen die kahlen Wände, füllt den Hof mit glühendem Dunst. Ein Berg von Holzgitterkisten liegt hier gestapelt. Spankörbe, Holzwolle, Papier. Gemüseabfälle sind flüchtig zusammengefegt, verdorbenes Obst, leere Flaschen stehen herum. Ein Gemüsehändler hat vorn seinen Laden. Auf

der anderen Seite stehen Bretter gegen die Wand gelehnt, Latten, Balken und Sparren. Hobelspäne bedecken die Erde, Sägemehl, Kleinholz. Es riecht nach faulen Strünken und Karbid. Der Dampf einer Maschine streicht in brandroten Schwaden vom Park herüber. Der Lärm des Parks fängt sich in dieser Ecke, wirbelt in dem steinernen Kessel, jault und rumort. Stoppel steht vor Heini, gegen den leuchtenden Hintergrund, breit, massig, schwarz, ein großes drohendes Tier.

„Das ist es doch", sagt Heini endlich, nur um sein Unbehagen zu vertreiben.

„Halt die Klappe", sagt Stoppel kurz und macht sich daran, den Bretterzaun eingehend zu untersuchen.

Heini steht dabei und sagt nichts mehr. Der Himmel mag wissen, was es an diesem Zaun groß zu untersuchen gibt. Endlich richtet Stoppel sich auf, sieht sich nach allen Seiten um und tritt den Stummel seiner Zigarette aus. Er scheint zufrieden. „Junge! Junge!" sagt er und reibt sich die Hände, „kann 'ne feine Schose werden hier." Heinis Unbehagen wird nicht gerade gemildert durch diese Bemerkung, und ein fahler Schreck überläuft ihn, als Stoppel die Tür zur Werkstatt mit irgendeinem Gegenstand im Handumdrehen öffnet. Am liebsten möchte er weglaufen, aber Stoppel zieht ihn kurzerhand in das Innere des Hauses. Heini sucht nach dem Lichtschalter an der Wand. Stoppel stößt ihn zur Seite. „Bist wohl total plemplem, was?" Die Bandsäge steht wie eine Guillotine. Stoppel geht umher, schiebt mit dem Fuß beiseite, was ihm im Wege liegt. In der Rückwand ist eine Tür. Er klopft gegen die Füllung. „Was ist das?"

„Hier geht es zum Keller."

„Aufmachen!"

Heini tastet an der Wand nach dem Schlüsselhaken, findet auch den Schlüssel und öffnet. Stoppel leuchtet voraus mit einer Taschenlaterne. Der Keller ist vollgestellt mit

alten und halbfertigen Möbeln, mit Kisten und Brettern.

„Famos!" sagt Stoppel und setzt sich mit Schwung auf einen rohen Tisch. Er hat die Laterne abgedreht. Es ist stockdunkel. Nur die beiden Luken unter der Decke leuchten rot. Stoppel steckt sich eine Zigarette an. Im Schein der kleinen Flamme leuchtet sein Gesicht grell auf für einen Augenblick, der breite Mund, das schwere Kinn, die gekniffenen Augen. Heini hält den Atem an.

„Paß auf, was ich dir sage!" beginnt Stoppel endlich. „Wir brauchen ein Lokal. Wir haben Bestände, verstehst du, ‚Bestände'. Ich meine, Fressalien in der Hauptsache. Wir sind fast alle ohne Arbeit, wir sind viel unterwegs, wir marschieren viel, Wochenendpartien und so. Das macht hungrig. Das verlangt Fourage. Woher nehmen, wenn nicht stehlen. Na — es ist noch keiner verhungert bei uns. Das Loch hier gefällt mir. Eine richtige sturmfreie Bude ist das. Hab's mir gleich gedacht, daß das etwas wäre."

„Mein Meister —", will Heini einwenden. Er kommt nicht weiter.

„Dein Meister ist ein blöder Hund", meint Stoppel in ruhigem Ton, „ein SPDer ist er auch, das sagt alles. Laß den Meister ruhig aus dem Spiel. Den kenne ich besser als du. Ihr habt nichts zu tun augenblicklich. Ihr arbeitet in halber Schicht von neun bis eins. Hier unten werdet ihr sowieso nicht viel zu suchen haben, bei Nacht schon gar nicht. Na also! Ich brauche Nachtquartier für zwei Kameraden. Du hast nichts dabei zu tun, als das Maul zu halten. Sind bei der Fürsorge ausgerückt die zwei. Patente Jungs. Haben Schneid, die Brüder! Schneid, sage ich dir, mein Junge! Wer Schneid hat, hat alles: Geld, Spaß, Mädels —" Die Glut seiner Zigarette leuchtet auf und verblaßt. „Sag mal, was machst du eigentlich den ganzen Tag? Hockst egal zu Hause? Siehst aus wie ein Harzer. Solltest raus an die Frühlingsluft! Warum bist du nicht bei meiner Clique?"

„Ich kenne doch deine Clique gar nicht."

„Sollst sie noch zur Genüge kennenlernen. Man hat dich mir empfohlen. Du gefällst mir. Ich nehme dich auf. Sonnabend, Treffpunkt Stettiner Bahnhof, drei Uhr fumpfzehn. Es geht ins Grüne mit Awek."

Heinis Schläfen hämmern plötzlich. Mit einem Schlage ist dieser quälende Druck in seinem Innern verschwunden. Er sieht Kameraden, einen See, den Himmel, die Sonne. Er soll dabei sein — „Ich muß erst Vater fragen", sagt er endlich.

„Sag ihm nur, du gehst mit mir. Wird schon keine Menkenke machen, wenn er meinen Namen hört. Hat übrigens gestern deine Mutter nicht schlecht verdroschen. War wohl wieder besoffen, was? Immer Montags, ich weiß Bescheid. Und du stehst dabei und siehst dir das ruhig mit an, was? Wie man deine eigene Mutter verprügelt, was? Ein feines Söhnchen bist du, muß ich schon sagen! Meine Jungens lassen ihre Mütter nicht verprügeln, von keinem! von gar keinem!"

Stoppel ist aufgestanden. Heini fühlt im Dunkeln seine drohende Nähe. Jetzt hört er, wie Stoppel langsam die Treppe hinaufsteigt. Er kann nicht denken im Augenblick. Er ist voll Aufruhr, ist voll von Entschlüssen, spürt eine große Freude in sich und möchte doch in den Boden sinken vor Scham. Er klettert verstört die Treppe hinauf, stolpert an der Tür über eine Latte. Seine Hand schmerzt. Wärme rieselt über die Finger. Er hat sich an einem Nagel gerissen.

Mitten in der Werkstatt zieht ihn Stoppel zu sich heran, legt ihm die Hände schwer auf die Schultern. „Du kannst doch dicht halten, ja?"

„Ja, das kann ich."

„Absolut dicht?"

„Absolut."

„Möcht ich dir auch geraten haben!" Stoppel lacht. „Im übrigen könntest du ruhig noch einen halben Meter wach-

sen. Na, wir werden dir die Knochen schon strecken, verlaß dich drauf! T'schüß, mein Hase!"

Stoppel geht.

Heini steht allein. Ein heißes Weinen steigt jetzt in ihm auf. Er unterdrückt es nicht. Hier sieht es ja keiner.

4

„Hast du auch ein Taschentuch, Bruno?"

„Ja, Mutter."

Frau Hellwig nähte ihrem Jungen noch rasch einen Hosenknopf an, im Stehen, es mußte schnell gehen. Der Knopf war abgesprungen, als Bruno den Tornister auf den Rücken schwingen wollte. Knack! war er weg, und es war zwanzig vor drei. Er mußte zur Bahn, um drei Uhr zehn war Treffpunkt an der Westseite des Bahnhofs, am Eingang zur Bernauer Vorortbahn.

„Das hat man von diesen albernen Hosenträgern", brummte er ungeduldig vor sich hin, während die Hände der Mutter an der Rückseite seiner Hose zogen und zerrten. „Kein anständiger Junge trägt noch Hosenträger."

„Ein Gürtel drückt auf den Magen und auf das Zwerchfell. Trag du ruhig deine Träger. Die großen Männer haben alle Hosenträger getragen."

„Du mußt es ja wissen, kleine Frau", lachte Bruno. Er war gut einen Kopf größer als die Mutter.

Sie wickelte noch den Faden fünf-, sechsmal um den Hals des Knopfes, zog den Knoten straff und durchschnitt den Faden. „So, mein Junge, der hält, bis du verheiratet bist. Hast du das Salz für die Eier eingesteckt?"

„Ja, Mutter."

„Dann zieh in Gottes Namen los!"

Lustig hob er die Hand zum Gruß, gab sich selbst das Kommando: „Links um, Abteilung marsch!" und setzte sich in Bewegung. Die Mutter gab ihm noch einen Klaps

auf den Hintern, daß er fast über die Schwelle der Wohnungstür gestolpert wäre.

Verdammt schwer war der Tornister diesmal wieder. Er hatte die Zeltausrüstung aufgeschnallt und eine Wolldecke, dabei brannte die Sonne nicht schlecht. Doch schon nach einigen hundert Schritten hatte er sich die Gelenke locker gelaufen. Nur bis man in Schwung war, dann ging alles. Während er so die Straße entlangging, sah er immer wieder in die Schaufenster. Sah gut aus die neue Hemdbluse. Auch die Hosen, die Mutter ihm selbst genäht hatte. Tüchtige Frau, so eine Mutter! kann alles, versteht alles, macht alles. Fehlte nur noch, daß sie seine Stiefel selber besohlte.

‚Stiefel', dachte er und sah dabei nach der Uhr am Kriminalgericht. Zehn vor drei. Er nahm ein etwas flotteres Tempo. Ein Paar neue Wanderschuh müßte er haben, die alten gingen immer mehr aus dem Leim. Und dann natürlich das Messer, das Universal-Patent-Taschenmesser mit den sechzehn einzelnen Teilen, Solinger Fabrikat, Marke ‚Zwillinge'. In der Friedrichstraße lag es in der Auslage. Ein Schraubenzieher war an diesem Messer, ein Stichel, eine Schere, eine Feile, ein Bohrer, sogar eine Säge. Keine Spielerei, bewahre! Alles solide und handfest. Er hatte sich das Messer zeigen lassen. Die Säge war scharf wie Bolle! Kostete vierundzwanzig Mark. In seiner Sparkasse waren noch glatte fünf Emm. Die Invalidenstraße sollte der Teufel holen, sie nahm kein Ende. Wenn er die Wahl hätte: die Schuhe oder das Messer —? Gott, Schuhe waren ja schließlich etwas Selbstverständliches, aber das Messer, das war Sache! Über die Brücke am Lehrter Bahnhof fegte dicker Rauch aus einer Lokomotive. Bruno sog den Qualm tief in die Nase. Wie das roch, das Zeug! nach großer Fahrt, nach Ferne! Irgendwo lag ein großer Dampfer am Kai. Die Trossen waren schon gelöst. Die Sirene heulte. Hawaii! Samoa! Drei Uhr schlug es irgendwo. Er kam

natürlich zu spät auf diese Weise. Ein Hosenknopf! lächerlich war das!

Er gab dem Tornister einen Ruck, damit er höher zu sitzen käme, und legte los, dabei immer gleichmäßig. Schritt für Schritt, wie er es gelernt hatte. Muskeln locker lassen, Arme frei, nicht steifhalten, Mund zu, tief atmen. Als ginge er in Reih und Glied, als marschierte er im geschlossenen Verband. Er hörte ordentlich die Schritte der Kameraden neben sich, fühlte sich mitgezogen, eingereiht in den großen unaufhaltsamen Marsch nach vorn.

An der Chausseestraße war ein Stopp. Das fehlte gerade noch! In dichter Folge fuhren die Wagen vorbei. Kein Durchkommen, solange das rote Signallicht brannte. Bei Brenninkmeyer lagen Sportanzüge im Fenster, Breeches, Lederwesten. Er sah gleich wieder weg. Mutter hatte bald Geburtstag. Er möchte ihr ein Paar Gummistrümpfe schenken, sie brauchte sie so nötig. Geld müßte man verdienen, Geld nebenher, zwanzig Pfennig am Tag, machte sechs Mark im Monat. Verrückter Gedanke! Wie sollte ein Junge Geld verdienen? Tag und Nacht ließ es ihm schon keine Ruhe. Die Menschen drängten an ihm vorbei. Richtig, das Licht war wieder grün geworden. Man fix, mein Junge, rüber über den Damm! Dort hinten lag auch schon der Bahnhof. Omnibus 5, sechs Räder, Pneus wie gebogene Säulen, sahen toll aus die Dinger. „— was ich von dir weiß, kleine Elisabeth —", kam es aus einer Torfahrt heraus. Klangen gar nicht schlecht die Stimmen. Bruno hielt an, mitten im Marsch, lief die paar Schritte zurück. Durch den Torweg sah er in den Hof. Zwei junge Leute sangen da. Einer bückte sich gerade und hob ein eingewickeltes Geldstück auf. Könnte man auch ordentlich machen solche Singerei. Er hatte doch eine gute Stimme, Fritz auch. Man müßte jeweils eine dritte Stimme unterlegen, einen Gitarrensatz dazu komponieren. Die Fenster

autreißen würden die Leute, die Fenster aufreißen. — Acht Minuten nach drei! Mensch, zieh bloß Leine!

Er rannte den Rest des Weges, die Daumen in die Schulterriemen des Tornisters geklemmt. Der Brotbeutel klatschte bei jedem Schritt gegen den Schenkel. Ulkige Idee, das mit der dritten Stimme. Eugen könnte die dritte Stimme singen. Er jagte mit offenem Munde über den Bahnhofsplatz. „Bruno Hellwig zur Stelle!" meldete er sich mit keuchender Stimme beim Kameradschaftsführer Kaß. Die Normaluhr zeigte drei Uhr und zwölf Minuten. Sicherlich ging sie etwas vor.

Die Schar war noch nicht angetreten. Wahllos in Gruppen standen die Jungen herum. Die jüngeren zeigten gute Laune und waren laut. Die älteren Jungens aber standen meist ruhig und sprachen nicht viel. Es fiel Bruno auf, wie ernst mancher vor sich hinsah. Vielleicht kam es ihm auch nur so vor. Sein Blick suchte nach dem Scharführer. Der war nirgends zu sehen. Vielleicht besorgte er gerade die Fahrkarten — „Bruno, wo steckst du bloß?" hörte er eine Stimme neben sich und fuhr herum. Fritz Dörries stand hinter ihm.

„Was ist los, Fritz? Was macht ihr alle für Gesichter?"

„Gar nichts ist los. Ein bißchen dicke Luft. Na, wenn schon!"

„Wieso denn dicke Luft?"

„Sieh dir die Gesellschaft nur an, dann wirst du bald begreifen."

Bruno sah sich um. Er hatte bis jetzt noch keine Zeit gehabt, sich den Betrieb auf dem Platz näher anzusehen. Scharen von Wochenend-Ausflüglern strömten nach dem Eingang des Bahnhofs. Die Elektrischen und Omnibusse brachten immer neue Menschenwellen heran. Das war nichts Besonderes. Das war hier immer so Sonnabends, wenn das Wetter nur einigermaßen war. Eine ganze Reihe von Trupps hatte sich angesammelt, meist Wandervögel,

Jugendvereine, Wanderbünde. Man kannte sie seit Jahr und Tag. Alles schwatzte und lachte. Was sollte da sein? Die paar Burschen dort hinten mit ihren blauen Hemden und roten Schlipsen konnten doch hier nicht die Laune verdorben haben.

Fritz Dörries zeigte nach der anderen Seite.

„Mensch", entfuhr es Bruno, „was sind denn das für Zigeuner?"

„Clique ‚Nordstern' nennt sich das. Müßtest du eigentlich kennen. Kommen aus Moabit. Sind alles Nachbarn von dir."

„Verflucht feine Sache, muß ich schon sagen", lachte Bruno und sah sich die Leute näher an.

An die vierzig Burschen lümmelten dort herum. Jeder hatte sich mit irgendeinem lächerlichen Tand herausgeputzt. Ihr Aufzug paßte übrigens durchaus zu der scheckigen Fahne, die aus ihrer Mitte ragte. Ein paar Mädchen waren bei der Gesellschaft. Sie benahmen sich, soweit Bruno von hier aus erkennen konnte, ziemlich ungezwungen und sprachen sehr laut.

„Ich wette", sagte Fritz, „alles, was sie an sich tragen, ist gestohlen, einschließlich der Butterstullen, die sie in der Tasche tragen."

„Was gehen uns denn diese Brüder an?"

„Einer war schon da und hat unserem Scharführer im Auftrage seines ‚Bullen' das Mißfallen ausgesprochen."

Sie wurden unterbrochen. Der Scharführer war zurück. „Antreten!" hallte das Kommando.

Die Ordnung formierte sich rasch. Schnurgerade ausgerichtet standen die drei Reihen.

„Kameraden!" begann der Scharführer, „verschiedene wilde Cliquen sind heute hier aufgetreten. Sie benützen denselben Zug, zum Teil fahren sie nach Bernau wie wir. Sie stehen fast durchwegs in Verbindung mit der Kommune. Sie werden versuchen, mit uns anzubinden.

Laßt euch nicht provozieren. Ich habe mir überlegt, ob wir unser Fahrtziel ändern sollen. Ich glaube aber in eurem Sinne zu handeln, wenn ich das alte Fahrtziel beibehalte. Wir fahren nach Bernau."

Von allen Seiten zugleich brach das Wessel-Lied los.

„Ruhe!" befahl der Scharführer.

Der Gesang brach ab.

Mit Geschrei und Johlen hatte sich die Clique ‚Nordstern' in Bewegung gesetzt.

„Stillgestanden!" kommandierte der Scharführer durch den Lärm hindurch.

Dicht und sichtlich mit Absicht zum Greifen nah zog der lärmende Haufen vorüber. An der Spitze marschierte ein großer stämmiger Kerl, die Schiffermütze tief in die Stirn gezogen, das Hemd vorne offen, daß man die Haare sah auf der Brust. Er grüßte den Scharführer mit erhobenem Arm und schnitt ihm eine Grimasse. Schimpfworte fielen aus dem Trupp herüber, höhnisches Lachen. Eines der Mädchen zeigte eine zotige Geste.

Unbeweglich standen die Reihen der Jungens. Kein Ton kam aus ihrer Mitte. Keine Miene verzog sich.

Der Zug verließ fahrplanmäßig um drei Uhr dreißig die Halle des Stettiner Bahnhofs.

5

Die ganze Schar machte Heini bis jetzt noch keinen rechten Spaß. Er saß eingeklemmt zwischen lauter jungen Leuten, von denen er nicht einen kannte. Schon lange vor Abfahrt des Zuges hatte er sich auf dem Bahnhofsplatz eingefunden, hatte dort ziemlich ratlos herumgestanden, bis ihn Stoppel aufgegriffen und zu der übrigen Gesellschaft geschleppt hatte. Vergeblich hatte er versucht, mit dem einen oder anderen dieser jungen Burschen in eine Unterhaltung zu kommen. Keiner hatte große Lust gezeigt, sich mit einem Neuling abzugeben. Jeder hatte ihn

nur erstaunt oder gar mißtrauisch angesehen, kaum einer hatte ihm eine richtige Antwort gegeben. Er hatte sich fürs erste keine großen Gedanken darüber gemacht. Er war nicht empfindlich. Es würde sich schon noch genügend Gelegenheit finden, einander näherzukommen. Wenn man nur erst einmal im Zuge saß. Die ganzen Tage schon hatte er sich auf den Augenblick gefreut, wo jener Ruck durch die ganze Wagenreihe lief und man den ersten Stoß der Räder unter sich fühlte.

Nun saß er also endlich im Zuge. Die Räder rollten unter ihm, und draußen flogen die letzten Häuser der nördlichen Vorstadt vorbei. Er hätte etwas darum gegeben, wenn er hätte am Fenster sitzen können. Doch das war nun einmal so gekommen. Die ganze Gesellschaft hatte den Wagen gestürmt. Er war einfach auf seinen Sitz geschoben worden und saß nun da, nicht eben sehr glücklich. Er reckte den Hals, um etwas von den Wiesen und Feldern zu sehen, die sich draußen allmählich immer weiter und freier dehnten. Es waren Jahre vergangen, seit er zum letzten Male mit der Bahn gefahren war. Früher, als der Vater noch verdiente, waren sie jeden Sonntag ins Freie gezogen, nach Karlshorst, nach Wannsee, zur Pfaueninsel hinüber. Seine weiteste Reise war nach dem Spreewald gewesen mit einem Schulausflug. Es war auch die schönste gewesen. Ganz von selbst verglich er die Fahrt von damals mit dieser heutigen Fahrt. Auch damals hatte er keinen Platz am Fenster gehabt, aber sie hatten geschwatzt und gesungen, und er hatte auch ohne Fensterplatz seine Freude gehabt.

Ein rauhes Gelächter weckte ihn aus seiner Betrachtung. Ein unbestimmtes Gefühl sagte ihm, daß er der Anlaß dieses Gelächters war. Etwas erschrocken sah er sich um, und der bestürzte Ausdruck seines Gesichts verstärkte nur noch das Lachen der anderen. „Du schläfst wohl mit offenen Augen wie ein Hase?“ schrie einer zu

ihm her. Er wußte nicht, was er darauf sagen sollte, und lachte einfach mit. Damit war die erste Unterhaltung mit den neuen Freunden erledigt, denn kein Mensch kümmerte sich zunächst weiter um ihn.

Er gab es auf, etwas von der Landschaft zu sehen, und hörte lieber zu, was um ihn herum gesprochen wurde. Es war von einer KJJ. die Rede, bei der man offenbar viele Freunde hatte. Heini wußte nicht, was diese Abkürzung bedeutete, er wollte auch nicht fragen. Hing wohl mit den Kommunisten zusammen. Einer der Jungens gab unglaubliche Geschichten aus einer Fürsorgeanstalt zum besten, wie er dem Vorsteher ordentlich Bescheid gegeben habe, und wie er am hellichten Tage mit noch zwei anderen Kameraden getürmt sei. So kam man auf die Polente zu sprechen, und jeder hatte dabei eine Masse zu sagen. Erst gestern wieder habe man die Blauen großartig an der Nase herumgeführt. Die Jungens verschluckten sich vor Eifer bei ihren Berichten, fuhren mit den Händen durch die Haare und schlugen sich vor Begeisterung auf die Schenkel, daß es knallte. Heinis Ohren glühten. In eine tolle Gesellschaft war er da geraten. Was hatten diese jungen Leute schon alles gemacht! Wenn er die Courage bedachte, die dazu gehörte, solche Dinge zu treiben, stieg sein Respekt vor diesen Burschen gehörig. Er fühlte sich mit einem Male wohl in dieser Umgebung, holte ein Stullenpaket aus seinem Rucksack und begann zu essen. Zum mindesten hielt er sich für ebenso tüchtig wie jeder, der hier saß und redete, wenn er auch keine Lust verspürte, in solchen Dingen mit ihnen zu halten. Nachdenklich sah er auf die weißen Speckstückchen, die in der Schwarzwurstscheibe seiner Stulle staken. Er könnte schon seiner Mutter solchen Kummer nicht antun. Sie fand so schon des Nachts keine Ruhe. Aber staunen mußte man doch über diese Brüder, das ließ er sich nicht nehmen.

„Und was machst du so?“ fragte ihn plötzlich sein Nachbar zur Rechten.

Mit Mühe schlang Heini seinen Bissen hinunter. „Was soll ich groß machen? Ich laufe in meine Werkstatt jeden Tag.“

„Alles hierher sehen!“ schrie der Junge durch das Abteil, „hier ist einer, der hat Arbeit!“

Eine Pause entstand. Heini fühlte sich von allen Seiten gemustert. In seiner Verlegenheit biß er ein Stück von seinem Brot ab und kaute trocken.

„Wie bist du überhaupt hierhergekommen?“ fragte einer und stieß die Hände in die Taschen, „da könnte ja jeder kommen.“

„Laß man“, rief ein anderer von nebenan herüber, „der ‚Bulle‘ hat ihn selber mitgebracht. Ich hab's gesehen.“

„Kann ich nicht riechen!“ brummte der mit den Händen in der Tasche vor sich hin, „soll sein Maul aufmachen! Überall treibt sich heutzutage Faschistengesindel herum.“

„Die Faschistenhunde sitzen im nächsten Wagen. Wir wollen sie von Bernau ab ‚begleiten‘, hat der ‚Bulle‘ gesagt, ‚zur Sicherung der öffentlichen Ordnung‘!“

Alles gröhlte, und das Gespräch ging weiter über Heini hinweg, als wäre er nicht vorhanden. Er horchte auch nicht hin. Seine Gedanken waren bei den schnurgeraden Reihen jener Faschistenhunde, die dort vor dem Bahnhof angetreten waren. Stramme Jungens waren das gewesen. Er hätte sie sich gerne näher angesehen, doch hatte er sich nicht getraut. Ein eigenartiges Gefühl hatte er gehabt, als er mit diesen Leuten hier an jenen Reihen vorbeiging, dasselbe Gefühl, das ihn auch jetzt wieder überkam. Warum ließen es sich jene Jungens gefallen, daß man sie beschimpfte? Wie sie dagestanden hatten, wie die Pfähle ... ließen sich anrotzen und regten sich nicht ... Das wollte ihm nicht in den Kopf. Dafür fand er keine Erklärung.

Ein Junge, der sich beschimpfen ließ, war eben feige. Das war ganz klar. Aber wie Feiglinge hatten sie nicht ausgesehen. Er hätte bestimmt nicht stillgehalten. Das heißt, wenn er so dazwischen gestanden hätte ... in Reih und Glied ... der Führer drei Schritte vor der Front ... hatte den Stoppel fast mit der Nase gestreift ... Unheimlich war ihm das Ganze vorgekommen ... Und waren doch feige ... mußte ihnen doch an Courage gefehlt haben ... Vielleicht warteten sie nur? Sie fuhren doch auch nach Bernau. In Bernau vielleicht ... ? Seine Hände begannen leicht zu zittern. Er sah sich um, sah jeden einzelnen an, der in seiner Nähe saß. „Na warte nur, du Maulheld!" schrie er in Gedanken jedem ins Gesicht, „warte nur bis Bernau ...."

Die Unterhaltung in seiner Nähe war inzwischen wieder so laut geworden, daß er hinhorchen mußte, ob er wollte oder nicht. Es war jetzt von einem Tanzlokal die Rede, ein paar Mädchennamen wurden genannt, und schon fiel auch die erste Zote. Sofort folgte Witz auf Witz, eine Lachsalve übertönte die andere, Schlag auf Schlag. Heini verzog jedesmal das Gesicht. Er tat so, als ob er lachte. In Wirklichkeit wollte er nur nicht zeigen, daß er das meiste gar nicht verstand.

Am wichtigsten tat sich ein Junge, der ihm gegenübersaß. Er hatte schon zu Anfang der Fahrt sein zartes Gesicht und seine schmalen Hände so komisch gefunden. Um so mehr wunderte er sich jetzt, daß sich gerade dieser Junge im Erzählen von Zoten nicht genug tun konnte. Auch seine Stimme kam ihm jetzt plötzlich auffallend hell und mädchenhaft vor. Die anderen schienen Heinis Neugier zu bemerken. Man fing an, ihn zu hänseln. Wie ihm der Junge gefalle? meinte sein Nachbar und stieß ihn mit dem Ellbogen vielsagend in die Seite. Alles war mit einmal ruhig und sah gespannt zu ihm her. Heini fühlte, wie er über und über rot wurde. Er konnte allerlei vertragen,

aber so etwas mochte er nicht leiden. Seine Umgebung schien aber sein Erröten anders zu verstehen. Es gab ein allgemeines Hallo. Heini kochte innerlich vor Wut. Er sprang hoch. „Ich verbitte mir eure Anpöbeleien, ihr Schweine!“ schrie er, so laut er konnte. „Oha“, sagte eine Stimme laut und deutlich nebenan. Sonst war es leichenstill im Abteil.

Jetzt erhob sich auch der Junge mit dem zarten Gesicht, streifte die Windjacke ab und zog die Baskenmütze vom Kopf. Langsam nahm er die Schultern zurück, daß das Hemd sich über der Brust spannte, stemmte die eine Hand in die Hüfte und zeigte Heini lachend lauter kleine, auffallend weiße Zähne.

Alles sah nur noch auf Heini. Selbst von den Nachbarbänken sah alles herüber.

Heini überkam ein leichter Schwindel. Er suchte nach einem Halt.

„Gestatten“, sagte eine heisere Stimme neben ihm, „darf ich bekannt machen? Das ist Gerda, die schönste ‚Cliquenkuh‘, die wir haben. Du kannst von Glück sagen, daß sie dich leiden mag! Gib der Dame einen Kuß, mein Junge!“

Heini fuhr zurück. „Ich denke nicht daran!“

Gerda packte ihn bei der Schulter. „Warum nicht, du Knirps?“

Einen Augenblick blieb alles ruhig. In der nächsten Sekunde mußte das Gewitter losbrechen. Plötzlich fing einer zu lachen an. „Da hast du dein Fett, Gerda!“ Mit einem Schlage dröhnte das ganze Abteil von Gelächter.

Die Bremsen griffen in die Räder. Der Zug kam zum Halten. „Buch!“ schrien die Schaffner, „Buch!“

Von außen riß Stoppel die Abteiltür auf. „Alles raus! Wir fahren nicht bis Bernau!“

Heini sprang mit einem Satz aus dem Wagen. Ihm war plötzlich recht schadenfroh zumute, und er hütete sich zu sagen, warum.

6

Mitten aus dem Bernauer Forst steigen drei weiße Rauchsäulen senkrecht in den Himmel. Weitab von jeder Straße öffnet sich in dem Forst eine breite Lichtung zwischen dichtem Busch. Auf dieser Lichtung brennen drei Feuer. Fußhohes Gras bedeckt die Erde, fast jeder Stengel trägt eine Blume, es ist ein farbiges Gefunkel, ist es gewesen bisher.

Jetzt ist der größte Teil des Grases niedergetreten, die Halme sind geknickt, die Blumen in die Erde getrampelt. Die Vögel in den Ästen singen nicht mehr, sie schreien. Sie warnen ihre Brut, sie pfeifen schrille Signale, sie sind aufgeschreckt aus ihrer Ruhe, sie schreien vor Angst. Auf dem Rasen rennen ganze Trupps junger Leute hin und her, schleppen Holz und schichten es bei den Feuern zu Stapeln. Decken werden abgeschnallt und Rucksäcke ausgepackt. Wasser wird herangeschafft und in den Kessel gegossen. In der Mitte der Lichtung ist ein Dutzend Burschen dabei, mit Pflöcken einen weiten Kreis abzustecken. Von Pflock zu Pflock wird ein Seil gezogen, buntes Papier und Flitter wird an Seil und Pflöcken befestigt. Auch an sich selbst tragen die Burschen bunte Lappen und Fetzen, einige Zylinderhüte sind zu sehen, mit farbigen Federn besteckt, mit Vögeln und kleinen Affen aus bunter Wolle. Sonst wird hier draußen nur Hemd und Hose getragen. Die Mädchen sind meist im Badeanzug. Alles schreit, lacht und tobt durcheinander. Die Stimmung wird immer ausgelassener, da und dort macht bereits der Schnaps die Runde. Die Mädchen kichern und kreischen, sie lassen sich jagen und fangen und schreien laut auf, wenn einer sie faßt.

Etwas abseits stehen fünf, sechs junge Männer und reden halblaut miteinander. Sie haben die Mützen ins Genick geschoben und die Hände tief in die Hosentaschen

versenkt. Jeder hält im Mundwinkel eine Zigarette, die sich dauernd mit den Lippen bewegt. Auch sonst versucht jeder ein möglichst unbefangenes Aussehen zu zeigen. Sie prüfen jetzt den abgesteckten Ring, geben Anweisungen an ihre Leute und treten dann jeder zu seiner Gruppe zurück.

Der Marsch von Buch hierher hatte reichlich zwei Stunden gedauert. Der Weg war Heini nicht lang geworden. Schon auf dem Bahnsteig in Buch hatte er Kurt Bussack entdeckt, der zu seinem Erstaunen gleichfalls zur Clique „Nordstern" gehörte. Auch Eugen Kappelmann aus der Oldenburger Straße hatte er gesehen. Der war ihm eigentlich lieber als Kurt. Er hatte ihm nachgerufen, doch Kurt hatte ihn am Ärmel gehalten. Kappelmann gehörte zur Plötzenseer Clique. Mit der seien sie nicht gerade verkracht, aber Stoppel sehe es nicht gern, wenn man mit diesen Cliquenbrüdern verkehre. Enttäuscht hatte er dem Trupp nachgesehen, mit dem Eugen marschiert war, aber schließlich war er doch heilfroh gewesen, daß er nun wenigstens einen hatte, mit dem er reden konnte.

Unterwegs hatte er dann verschiedentlich versucht, von Kurt zu erfahren, was es eigentlich mit diesen Cliquen auf sich habe. Doch Kurt hatte immer nur ausweichende Antworten gegeben. Nur soviel hatte er aus ihm herausbekommen, daß dies der erste große „Frühlingstag" sei. Es werden heute Ausscheidungskämpfe abgehalten unter den „Bullen". Die Clique mit dem stärksten „Bullen" habe dann die Führung, und ihr „Bulle" den Vorsitz im Cliquenparlament. Als er dann noch hörte, daß die Cliquen in Berlin bereits über viertausend Mitglieder zählten, glaubte er, Kurt wolle ihn verkohlen. Doch ein paar Nachbarn halfen seinem Glauben nach, ein wenig unsanft, aber doch überzeugend.

Dies alles war ihm neu und packte ihn mächtig an. Er hatte sich einen Wochenendausflug mit Kameraden anders gedacht. Was er wollte, war Wasser und Wald und Sonne.

Er hatte einen richtigen Hunger nach Freude. Dies war aber keine Freude, zum mindesten nicht die, die er meinte. Schon die Bahnfahrt war nichts als Unruhe gewesen. Statt nun zu baden, zu wandern oder sich in die Sonne zu legen, sollte er Zeuge werden einer wahrscheinlich nicht sehr zimperlichen Rauferei. Doch er war nun einmal dabei, und er spannte schon richtig darauf, was das noch alles werden sollte. Er für seinen Teil würde schon auch auf seine Rechnung kommen, darum war ihm nicht bange.

Auf der Lichtung angekommen, hatte auch er wie die andern sich einen Platz ausgesucht, den Rucksack zurechtgelegt und die Decke ausgebreitet. Es war die Decke, die sonst zu Hause auf dem Kanapee lag, um das Loch im Bezug des alten Möbels zu verbergen. Er hatte sie erst nicht nehmen wollen, aber die Mutter hatte ihm keine Ruhe gelassen, bis er sie doch in den Rucksack gesteckt hatte. Jetzt lag er auf dieser Decke und sah zu, was die andern machten. Mit anzufassen, hatte er keine Lust. Er fühlte sich als Gast, und als Gast fand er es schöner, sich der Länge nach zu aalen, an einer Stulle zu kauen und zuzusehen, wie die anderen sich in der Hitze abrackerten.

Plötzlich rannte alles nach der Mitte der Lichtung. Diese fortstrebende Hast fuhr auch Heini in die Glieder, und er erwischte gerade noch einen Platz in einer der vorderen Reihen. Es war ein wüstes Gedränge um das Seil herum. Alle Parteien standen wild durcheinander, und sofort platzte eine Meinung auf die andere. Noch bevor eine Runde begonnen hatte, gab es da und dort unter den Zuschauern eine Prügelei. Heini sagte keinen Ton. Er saß wie die ganzen vorderen Reihen in Hockstellung auf der Erde und versuchte sich aus den Bemerkungen der anderen ein Bild von dem zu machen, was nun kommen sollte. Demnach handelte es sich um eine Mischung von Ringen und Boxen. Jeder Griff und jeder Schlag waren erlaubt. Das konnte gut werden, wenn er an Stoppels Fäuste dachte.

Doch die Gegner waren offenbar auch keine Waisenknaben. Die „Bullen", die jetzt dort ankamen, sahen ganz respektabel aus. Heini war schon so sehr bei der Sache, daß er in Gedanken bereits die Ausdrücke dieser Jungens gebrauchte.

Die „Bullen" trugen nichts als eine kurze Hose und Schuhe. Sie kamen jetzt einzeln daher und stellten sich außerhalb des Ringes auf, jeder stürmisch begrüßt von seinem Anhang. Kaum zehn Schritte von Heini entfernt stand Stoppel. „Möchte nicht dazwischen geraten, verdammt noch eins", dachte Heini und kratzte sich aufgeregt in den Haaren. Vor lauter Spannung begann ihm die Haut zu jucken, bald hier und bald da.

Ein Wasserkessel diente als Gong.

Was sich in der Folge innerhalb des Ringes abspielte, hatte mit dem, was man sonst als Boxen und Ringen bezeichnete, nichts zu tun. Das Ganze war nichts als eine rohe Schlägerei. Aber gerade dieser brutale Kampf schien das zu sein, was die Zuschauer erwarteten. Je derber die Gegner sich zusetzten, um so größer war die Begeisterung, und als endlich das Blut aus Mund und Nase strömte, kannte der Beifall keine Grenzen mehr.

Als letzter Kampf stieg Stoppels Partie um die höchste Würde. Stoppels Gegner war etwas kleiner als er, aber, wie sich bald zeigte, unerhört flink und erstaunlich wendig. Hatten die bisherigen Kämpfe Heini ziemlich kalt gelassen, so war er jetzt Feuer und Flamme. Seine ganze Teilnahme gehörte dem „Kleinen". Es machte ihm einen Heidenspaß, wie der „Kleine" immer wieder den „Bullen" ansprang, ihn reizte, ihn lockte und ihn im Grunde zum besten hielt. Stoppel geriet sichtlich in Wut. Seine schweren Hiebe stießen ins Leere, und noch nicht ein einziges Mal hatte er bis jetzt den schnellen Gegner zu fassen bekommen. Die Anhänger des „Kleinen" tobten und klatschten in die Hände. Nur mit Mühe konnte Heini sich so weit

halten, daß er nicht mit diesen Burschen Beifall brüllte, die doch eigentlich auch seine Gegner waren. Mit der Zeit aber wurde die Lage des „Kleinen" oft recht bedrohlich. Heini fühlte, wie sich in solchen Augenblicken etwas in ihm zusammenkrampfte, und als es Stoppel endlich doch einmal gelang, den Gegner zu packen, betete Heini ein richtiges Gebet, Gott möge dem „Kleinen" zum Siege verhelfen. Ein wuchtiger Schlag, den Stoppel seinem Gegner mitten ins Gesicht versetzen konnte, machte der Spannung ein jähes Ende.

Der Beifall aber, der nun losplatzte, war Heini zuwider. Wie konnte man so toben vor Begeisterung, wenn ein Schwächerer Senge bezog? Er ging verärgert nach seinem Platz zurück und setzte sich auf die Erde.

Allmählich verblaßte sein Ärger. Wenn er es sich richtig überlegte, so kannte er eben diese Jungens doch nicht. Sicher hatten sie alle sonst nichts zu lachen, und hier tobten sie sich einmal richtig aus. Er selbst war auch nicht gerade ein Engel und hatte auch schon manchen Bengel verdroschen, der erheblich schwächer gewesen war als er. Als er dann kurz darauf den „Kleinen" mit verschwollenem, aber lachendem Gesicht vorbeikommen sah, war er schon wieder versöhnt.

Ganz in seiner Nähe brannte eines der drei Feuer. Dort herrschte Betrieb. Ein Kessel war über dem Feuer aufgehängt, und es galt jetzt offenbar, das Festessen zu bereiten. Große Fleischstücke wanderten in den Kessel, Konservenbüchsen wurden geöffnet und Kartoffeln geschält. Woher alle diese Reichtümer kamen, danach wollte Heini jetzt nicht fragen. Er war entschlossen, für den Rest des Ausfluges mitzumachen und sich nicht weiter den Kopf zu zerbrechen. Der Duft, der von dem Kessel herüberkam, war auch zu verführerisch, und Heini wollte es sich richtig gemütlich machen. Da bemerkte er, daß seine Decke verschwunden war. Ein lähmender Schreck fuhr ihm in die

Glieder. Sein erster Gedanke war die Mutter. Es war nicht auszudenken, was geschehen würde, wenn der Vater merkte, daß die Decke fehlte. Er sprang hoch, rannte das ganze Lager ab, suchte und fragte. Meist war ein schallendes Gelächter die Antwort. Er lief zu Stoppel. „Mensch, klau dir doch 'ne andere", sagte der über die Schulter zurück, „sieh zu, daß du 'ne bessere schnappst!" Als er zu seinem Platz zurückkam, war auch sein Rucksack verschwunden.

Erst hielt er das Ganze für einen schlechten Scherz, den sich seine Nachbarn mit ihm erlaubten, bis ihn Kurt Bussack, den er schließlich um Rat fragte, eines Besseren belehrte. „Das Klauen ist hier kein Spaß", setzte ihm Bussack auseinander. „Wovon sollen wir denn leben? Glaubst du, der Hindenburg schenkt der Clique etwas? Mach dich 'ran, daß du noch etwas zu futtern kriegst. Sie sind schon am Verteilen."

Heini war der Hunger vergangen. Er wollte nichts von dem gestohlenen Zeug. Er machte auch Stoppel gegenüber kein Geheimnis daraus. Er wollte seine Sachen wieder, dann wollte er von der ganzen Clique nichts weiter sehen und hören. „Nun pfeife man nicht gleich am ersten Tag in die Hosen!" fuhr Stoppel ihn an, „penn dich aus, morgen ist große Übung."

Was sollte er machen? Es war Nacht geworden, er hatte kein Geld, er wußte keinen Weg. Er legte sich ins Gras und sah in den Himmel. Er wollte nichts denken und nichts wissen. Am liebsten hätte er sich auch noch die Ohren verstopft. Wie sich die Bengels besoffen da nebenan! Dieses blöde Gelächter! Und wie diese Mädels sich hatten! Das nahm kein Ende mit Kichern und Kreischen im Gebüsch hinter ihm. Die ganze Welt ekelte ihn. Wo man hinsah, nichts als Gaunerei. Jeder war nur auf Fressen und Vergnügen aus. Einer stahl dem anderen die Arbeit aus der Hand, das Brot aus der Tasche. War dies das schöne Leben? Er war fünfzehn Jahre alt und vier Monate auf

den Tag. Er möchte sich aufhängen oder vor den Zug werfen, daß er von all dem nichts mehr spürte. Wenn nur die Mutter nicht wäre ... und die Sonne ...

Er sah noch immer mit weiten Augen in den Himmel hinauf. Die Feuer waren längst herabgebrannt, der Wald stand schwarz, und der Himmel war tiefes, stilles Blau. Die Stimmen im Lager waren verstummt. Ein Tier schrie klagend im Busch. In der Ferne quakten Frösche. Ein Stern fiel von der Höhe zum Horizont hinunter. Ob Gott dort lebte? War dort das Paradies, die Seligkeit, von der man in der Schule und in der Kirche soviel zu ihnen gesprochen hatte? Allein möchte er dort nicht sein. Die Mutter müßte neben ihm stehen, und der Vater sollte nicht wissen, wo sie wären. Schon im Halbschlaf, dachte er noch, wie wohl Stoppel dort oben sich ausnehmen müßte, alle diese Burschen hier um ihn her, und die Jungens dort vor dem Bahnhof. Er wollte lachen, aber ein schwerer Druck lastete ihm auf der Brust. Er fühlte sich plötzlich von einem großen Tier bedroht. Er begann zu laufen, lief und lief, doch je schneller er die Beine bewegte, um so weniger kam er von der Stelle. Es war hinter ihm her, die Angst saß ihm in den Knien, kroch den Rücken herauf, würgte in der Kehle. Er wußte, Stoppel war hinter ihm her, und er lief, als gelte es sein Leben, stolperte, fiel und erwachte.

Er richtete sich halb auf. Der Schreck lag ihm noch in allen Gliedern. Sein Herz schlug heftig. Tiefe Ruhe war um ihn her. Plötzlich war er ganz klar. Die Kameraden schliefen. Er könnte sich jetzt eine Decke klauen, dachte er, eine gute Gelegenheit war da, er wollte nicht. Wie spät mochte es sein? Am Himmel stand eine leuchtende Röte. War das schon der Morgen? Die kommende Sonne war das nicht. Der Morgenhimmel sah anders aus. Ein Feuer war das! dort hinter der Höhe! Ferner Gesang kam von dort herüber, kaum zu hören, eine Welle nur, kam, verging und kam wieder. Was war dort hinter dem Hügel?

Ein unklarer Trieb erwachte in ihm. Er sprang auf und horchte. Die Stimmen waren hell. Die Melodie war nicht zu unterscheiden. Aber es waren Jungens, die dort sangen, soviel konnte er erkennen.

Plötzlich war es aus, es war nichts mehr zu hören. Ein Gefühl großer Verlassenheit überkam ihn. Die Arme hingen ihm schlaff an den Seiten. Er konnte sich das Gefühl nicht erklären. Er hielt es für Heimweh. Es drängte ihn fort von hier, er fühlte sich aufgerüttelt und gezogen. Er tastete nach seiner Mütze, horchte noch einmal über die schlafenden Kameraden und schlich über die Lichtung.

Je mehr er sich vom Lager entfernte, um so schneller ging er, quer durch den Wald auf den Schein des Feuers zu. Nicht einen Augenblick überlegte er, was er da machte. Es tat wohl, durch diese Nacht jener Helle entgegenzumarschieren, und so marschierte er eben.

Immer heller wurde der Schein. Wieder schlug Gesang zu ihm her, ganz deutlich jetzt, ganz nah mußte das sein. Schon konnte er die Melodie erkennen, er hatte sie schon irgendwo gehört, besann sich aber nicht, wo das gewesen war. Ein Marschlied war das, das in die Beine fuhr. Er rannte den Hügel hinauf, stieß gegen Wurzeln, verfing sich in Ranken. Sein Atem keuchte, der Schweiß lief ihm über die Nase. Auf der Höhe angelangt, starrte er erschrocken in eine lodernde Flamme. Er war geblendet von dem jähen Licht, war ganz außer Atem. Er wagte nicht, sich weiter von der Stelle zu regen. Er stand und schaute. Allmählich gewöhnten sich die Augen an die Helle. Wohl tausend Jungens standen um einen brennenden Holzstoß, vielleicht waren es auch nur hundert. Ihm kam es so vor, als reichte dieser Kranz von jungen Menschen bis an den Rand der Welt. Ganz dicht vor ihm standen, in Reihen geordnet, Jungens wie er. Jeder hielt neben sich an langer Stange einen Wimpel senkrecht gegen den Himmel, schwarze Wimpel und leuchtend rote mit zackigen Zeichen im Grund

des Tuches. Einer sah aus wie der andere, kurze Hosen, nackte Knie, braunes Hemd, ein Tuch um den Hals geschlungen. Daß sie doch singen wollten! war alles, was er im Augenblick zu denken vermochte. Noch immer polterte sein Herz.

Doch sie sangen nicht. Sie sahen alle stumm nach dem Feuer hinüber. Ein großer junger Mensch hatte sich dort aufgestellt und sprach zu ihnen. Er hielt wohl eine richtige Ansprache. Heini verstand nur einzelne Worte, er hörte „Bewegung" und „Führer", er verstand einen halben Satz: „jeder sein Leben für die anderen". Während er noch horchte und schon überlegte, ob er nicht doch ein wenig näherschleichen sollte, um mehr zu verstehen, durchfuhr ihn ein gewaltiger Schreck. „Deutschland, Deutschland über alles", fiel es mit tausend Stimmen wie eine heiße Welle über ihn her. Ich bin auch ein Deutscher, dachte er, und dieses Bewußtsein kam mit solcher Wucht und so unerwartet über ihn wie nie sonst in seinem Leben, nicht in der Schule, nicht zu Hause, nicht vor dem Reichstag, als die Reichswehr präsentierte. Er wollte mitsingen, aber seine Stimme versagte. Dies war deutscher Boden, deutscher Wald, dies waren deutsche Jungens, und er sah, daß er abseits stand, allein, ohne Hilfe, daß er nicht wußte, wohin mit diesem jähen großen Gefühl.

Der Holzstoß war niedergebrannt, die Jungens hatten sich zum Abmarsch gesammelt, ihre Schritte waren längst in der Ferne verhallt. Verstört, einen schweren Zwiespalt im Herzen, stand Heini noch immer auf derselben Stelle. Warum hatte er sich nicht gestellt? Warum war er nicht einfach vor den großen jungen Menschen hingetreten: ich will mit euch gehen, nehmt mich auf. Weil er nicht wußte, was sie wollten?, was da gemeint war mit dem ‚Führer' und der ‚Bewegung'? Heini brach einen Zweig ab und schlug durch die Luft. Er wußte nur zu gut, daß es nicht an dem gelegen hatte. Es gab hier nichts weiter zu

wissen für ihn. Er fühlte, daß er mit diesen Jungens gehen möchte, daß hier das gerade Gegenteil war von dem, was in der Clique vor sich ging, daß hier Ordnung war, Ordnung —, das Wort wollte ihm nicht mehr aus dem Kopf.

Er ging jetzt in derselben Richtung, in der die Jungens abgerückt waren. Der Osten wurde schon grau. Bald stieß er auf eine Landstraße. Auf der Straße blieb er stehen. Er war ganz einfach feige gewesen. Er hatte Angst vor seinem Vater, vor seinen früheren Schulkameraden, Angst vor Stoppel. Und er hatte diese Jungens feige genannt. Einen weiten Bogen würden sie um ihn herum machen, wenn sie wüßten, was für ein Held er war.

Mit Sonnenaufgang kam er nach Liepnitz. Er badete im See, schlief ein paar Stunden in der Sonne, marschierte dann endlich Richtung Berlin. Ein Lastauto nahm ihn auf, fuhr ihn ein gut Teil des Weges. Gegen Abend traf er zu Hause ein, todmüde, hungrig, aber doch froh. Geduldig ertrug er die Schläge, die ihm sein Vater verabreichte, hörte noch im Bett Vaters Zank mit der Mutter, lag noch lange wach und wartete.

Spät erst kam die Mutter und setzte sich an sein Bett. Das Essen, das sie ihm brachte, schob er beiseite. Ganz nahe rückte er an die Mutter heran. Jetzt konnte er endlich sprechen von dem, was ihm begegnet war, was ihn ganz erfüllte, was fast schmerzhaft in ihm brannte. Er sprach mit heißer, flüsternder Stimme und war bei all seiner Erregung darauf bedacht, nur ja den schlafenden Vater nicht zu wecken.

Mit verkrampften Fingern hörte die Mutter zu und nickte stumm.

Zweites Kapitel

1

Die Jungens rückten sechs Mann hoch an, zunächst mit Besen, Schrubber, Eimer und Scheuerlappen. Die Tür zum Keller stand bereits offen. Bruno Hellwig stand schon mitten im Lokal, die Hemdärmel hochgekrempelt, einen Zollstock in der Hand. Er empfing die sechs mit strahlendem Gesicht. „Ein Saudreck ist hier, Herrschaften! Da läßt sich nichts gegen sagen."

Der Kellerraum war leer. Die glattgestrichenen Wände waren im Laufe der Jahre dunkelbraun geworden. An verschiedenen Stellen hoben sich helle Vierecke ab. Hier hatten wohl bis vor kurzem noch Bilder gehangen. Die Bohlen des Fußbodens waren ausgetreten und verkrustet. Es roch nach Teer und verschwitztem Leder.

Die Jungens stellten ihre Werkzeuge ab.

„Was ist das eigentlich für eine Bude hier?"

„Hat ein Schuster drin gehaust. Ist dieser Tage an einem Schlaganfall gestorben."

„Macht bloß die Fenster auf!"

Ein paar rasche Griffe zogen die Fensterflügel auf. Es wurde ein gut Teil heller in dem Raum, so blind waren die Scheiben. Vor dem einen Fenster kam ein kleiner Drahtkäfig mit einem Kanarienvogel zum Vorschein.

„Seht mal den Piepmatz da an!"

„Den haben Schusters Erben wohl vergessen."

„Wird zum Jungvolk übernommen", erklärte Bruno, nahm einen Besen und begann die Spinngewebe von der Wand zu fegen.

Am nächsten Morgen sickert Terpentingeruch in die

oberen Stockwerke hinauf. Der Hauswirt in der ersten Etage sieht sich unerwartet seiner Frau gegenüber.

„Hast du den Keller vermietet?"

„Nö."

„Hast du etwa die Handwerker bestellt?"

„Nö."

„Es wird aber doch gestrichen da unten."

„Na ja."

„Mann, was soll das?"

„Ich habe die Bude ein paar jungen Burschen überlassen, bis sie richtig vermietet wird."

„Zahlen sie denn Miete?"

„Nö."

„Und womit zahlst du deine Hauszinssteuer, deine Reparaturen, dein Wassergeld, wie?"

„Mit den zwanzig Mark, die der Schuster jeden Monat schuldig blieb, hätte ich sie auch nicht bezahlen können."

„Hö ... !" faucht die Frau und verläßt heftig die Stube. Der Hauswirt sieht ihr über den Kneifer nach. „Ist ja noch mal glimpflich abgelaufen."

Ein paar Treppen höher schiebt der Magistratssekretär seinen Teller zur Seite. „Es riecht widerlich nach Farbe."

„Was denn? Meine Bratkartoffeln etwa?"

„Nein."

„Was denn?"

„Es."

„Wie du dich bloß hast! Deshalb kann man doch essen!"

Der Mann erhebt sich und geht erregt hin und her. „Wenn es bloß nach Farbe röche. Aber es stinkt noch nach ganz anderen Dingen im Hause." Er tritt dicht vor seine Frau. „Ich dulde keine staatsfeindliche Zellenbildung in meiner Nähe, hörst du! Ich dulde keine Verschwörerzentrale unter diesem Dache. Ich werde mich beim Hauswirt beschweren!" Er nimmt seine Fußwanderung wieder auf, die Hände auf dem Rücken zu Fäusten geballt. „Er

muß mir das Herrenzimmer neu tapezieren. Das ist das wenigste, was ich verlangen kann. Auf seine Kosten, natürlich! Als Gegenleistung, sozusagen. Wäre ja noch schöner! Noch leben wir in einem Rechtsstaat!"

Die Frau sieht mit stiller Bewunderung auf den Mann.

In der Toreinfahrt steht der Portier. Er trägt seine Katze auf der Schulter, eine weiße Angorakatze mit bernsteingelben Augen. Die Katze sieht unverwandt auf den Vogel im Käfig da unten. Ab und zu leckt sie sich das Maul. Der Portier sieht auf die drei Burschen, die drüben an der Ecke Zwinglistraße stehen. Die Burschen gefallen ihm nicht. Was haben diese Lümmels da zu suchen? Dauernd sehen sie nach dem Keller herüber. Eine Weile sieht er sich das an, horcht nach dem Keller hinunter. Dort wird gesägt und gehämmert. „Geht euch da drüben einen Dreck an, was hier in meinem Hause geschieht!" Schimpfend schlurft er nach seiner Hofwohnung. Nach zehn Minuten kommt er wieder nach vorn. Die Burschen sind verschwunden. „Das möcht ich auch meinen", pruddelt er vor sich hin und geht wieder in seine Wohnung zurück. Jetzt erst nimmt er die Kaffeekanne vom Herd und gießt sich die große Tasse voll. „Das möcht ich bei Gott meinen —"

Der Kameradschaftsführer Kaß besieht sich das Werk seiner Jungens. Sie haben sich sogar einen Tisch gezimmert und vier Bänke. Jetzt sind sie dabei, die große rote Flagge mit dem weißen Feld und dem schwarzen Kreuz an der Wand aufzuhängen. Über dem Tisch hängt bereits das Bild des Führers. Eine Menge kleiner Bilder sind schon gegen die Wände genagelt, Photos von Fahrten und Ausmärschen, Landschaften und Gruppen. Zwei Gitarren hängen in einer Ecke. Auf einem Regal stehen Bücher. „Fein habt ihr das gemacht, Jungens", lobt Kaß, „die gemütlichste Stube im ganzen Beußelkietz."

Dann kam Fritz Dörries an mit einem großen Pappkarton unter dem Arm. Er wollte nicht recht heraus mit

der Sprache. Er wollte etwas stiften für das neue Heim, möchte aber doch bitten, das Paket erst zu öffnen, wenn alles andere fertig sei.

Viel war nicht mehr zu machen. Am Abend sollte schon die Einweihung vor sich gehen. Die letzten Späne wurden fortgefegt, an allen Dingen wurde noch einmal gerückt und geschoben. Zu guter Letzt kam noch das Dienstmädchen des Hauswirts mit ein paar gebrauchten, aber ganz leidlich erhaltenen Läufern. Damit die jungen Herren keine kalten Füße bekämen, ließe der Hauswirt bestellen. Das gab natürlich kein übles Gelächter, und das Mädchen sah ordentlich verdutzt in die lachenden Gesichter. Die Läufer aber wurden mit Hallo in Besitz genommen und gleich auf den Fußboden gelegt. Minutenlang schritten die Jungens mit ihren benagelten Schuhen auf den Läufern hin und her. Es wurde ihnen ganz erhaben zumute. „Wie auf einem Smyrna geht sich das", sagte einer, „wie in einem Schloß!"

„Schloß Beußelkietz", lachte Kaß, „ich schlage vor, wir nennen unser Heim Schloß Beußelkietz."

Jeder war dafür.

Der Beginn der Feier war auf acht Uhr angesetzt. Schon um fünf war die ganze Kameradschaft zur Stelle. Es gab Kaffee und Kuchen. Es wurde geklönt und gesungen. Ganz von selbst kam eine kleine Vorfeier zustande, bevor noch die Gäste kamen. Jeder gab sich dem Gefühl hin, zu Hause zu sein, und es wurde immer ruhiger, bis zuletzt keiner mehr sprach. Jetzt stand Fritz Dörries auf und löste die Schnüre von seinem Paket. Dem geöffneten Karton entnahm er ein gerahmtes Bild und einen Kranz von frischen Blättern. Das Bild zeigte den lebensgroßen Kopf eines jungen Mannes. Bild und Kranz nagelte Fritz Dörries neben die große rote Flagge.

Alle Jungens waren aufgesprungen. Atemlos sahen sie auf das Bild in dem schwarzen Rahmen. Jeder kannte

dieses Gesicht, jeden überlief es, jeder ballte die Faust, doch keiner sprach den Namen aus.

Endlich trat der Kameradschaftsführer vor, trat vor das Bild, hob die rechte Hand zum Gruß. Alle übrigen hoben die Hände zugleich. „Kameraden!" sprach der junge Führer mit bewegter Stimme, „er starb für uns. Wir leben ihn. Unser neues Heim soll seinen Namen tragen! Es heiße Norkus-Heim!"

Es blieb noch lange still im Raum.

2

Die Finger waren doch reichlich ungelenk. Sie sträubten sich noch immer, den Zirkel zu führen, daß der Kreis auf dem Papier in einem Zuge zustandekam. Meist rutschte der innere Zirkelschenkel von der Einstichstelle ab, der schreibende Schenkel glitt aus der Bahn, und man mußte radieren. Der Lehrer liebte das Radieren nicht. „Wer viel radiert, ist ein schlechter Zeichner", pflegte er bei jeder Gelegenheit zu sagen, und Heini fühlte sich immer getroffen, auch wenn der Vorwurf einem anderen Schüler galt. Doch das würde sich geben mit der Zeit. Wer den ganzen Vormittag mit Säge und Hobel hantierte, von dem konnte man am Nachmittag in der Berufsschule nicht verlangen, daß seine Hand so sicher wie die eines Uhrmachers war. Außerdem war es Übungssache, und er liebte das Möbelzeichnen über alles. Er liebte überhaupt die Schule. Er kam sich oft wie ein Prinz vor, wenn er so dasitzen durfte und zuhören konnte, was ein kluger Mann ihm erzählte. Alles schien ihm dann eigens für ihn gemacht, die große Tafel, die Bilder und Karten an der Wand, die Instrumente in den Schränken. Das Schulgebäude war für ihn errichtet, und der Lehrer war von weither gekommen, nur um ihn hier vorzufinden. Hier war alles packend und unterhaltend zugleich. Er hätte Tag für Tag hierher kommen mögen, statt nur zweimal in

der Woche. Alles, was gelehrt wurde, nahm er gierig in sich auf, suchte möglichst alles zu behalten und hatte seine Freude auch am kleinsten Erfolg.

In der Stunde zuvor hatte der Lehrer einiges über das Wesen und die Handhabung des Nonius erzählt. Heini hatte dieses einfache, aber doch für viele so widerspenstige Instrument sehr rasch begriffen, und während er jetzt an dem Aufriß eines Treppenhauses zeichnete, bedauerte er im stillen, daß er den Nonius beim Abmessen der Kistenbretter, die er zur Zeit in seiner Werkstatt zuzuschneiden hatte, nicht anwenden konnte. Immer öfter und immer länger sah er über den Rand des Zeichenbrettes hinaus, die ganzen Figuren wollten heute nicht recht, und der Bleistift war schon dabei, von sich aus den Rand des Papieres zu schraffieren. „Völker hat Maulaffen feil!" schrie die Stimme des Lehrers von irgendwoher. Heini griff erschrocken zum Gummi und begann wie ein Irrer zu radieren, man hatte auch einmal andere Sorgen als Zargen und Falze und sonst solchen Kram. Da war doch neuerdings vor Beginn und nach Schluß der Schule diese große Aufregung. In den Klassenzimmern und auf den Korridoren standen die Schüler in Gruppen zusammen und sprachen lebhaft durcheinander. Heini hatte davon gehört, daß sich unter den Schülern eine Organisation gebildet habe, und daß hinter der ganzen Sache natürlich wieder die Nazis steckten. Er hatte sich sonst nie groß um solche Dinge gekümmert, doch seit Sonntag war das anders geworden, und heute war er zum erstenmal bei einer dieser Gruppen stehengeblieben. Er war sogar erheblich früher als sonst zu Hause aufgebrochen, um noch möglichst viel Zeit zum Umhören zu haben. Doch kaum hatte er sich zu einer Gruppe gestellt, da hatte ihn auch schon Kurt Bussack am Ärmel gepackt und weitergezogen. Wozu er sich denn diesen Faschistenquatsch anhören wolle? Er wunderte sich überhaupt, daß man diesen Burschen

nicht schon beim ersten Ton eins auf das Maul geschlagen habe. Heini hatte nichts dazu gesagt. Sowie er dann aber auf seinem Platz allein geblieben war, war es ihm klar geworden, daß er sich jetzt genau wieder so verlogen benommen hatte wie dort draußen im Bernauer Forst, wo er auch nicht den Mut gefunden hatte, das zu tun, was er eigentlich gewollt hatte. Zwar hatte dann die Geschichte mit dem Nonius den Gedanken für eine Stunde verjagen können, doch hier, über dem Zeichenbrett, war der Gedanke wiedergekommen, und je näher jetzt die Zeit an sieben rückte, um so mehr war Heini entschlossen, sich nachher allen Teufeln zum Trotz eine solche Auseinandersetzung einmal gründlich anzuhören.

Als er aber nach Schluß der Schule mit den anderen in den Gang hinausdrängte, standen Schuldiener in den Korridoren und zwangen die Schüler, das Schulgebäude so schnell wie möglich zu verlassen. Ärgerlich stieg er die Treppe hinab. Er drängelte sich vor, um einer der ersten zu sein, die ins Freie kämen, denn er hoffte, daß es auf der Straße doch noch etwas aufzufangen gäbe. Doch auf der Straße war nichts los. Am Ausgang standen allerdings zwei Jungens in braunen Hemden und verteilten Zettel. Nur mit Mühe gelang es ihm, einen Zettel zu erwischen, denn die Nachkommenden schoben jeden, der stehen blieb, nicht gerade sanft zur Seite. Auf dem Bürgersteig endlich kam man ein wenig zu Atem, und hier bildeten sich auch sofort wieder da und dort kleine Ansammlungen. Doch die Polizei war zur Stelle und jagte die Gruppen auseinander.

Heini warf im Gehen einen Blick auf den Zettel, „Wir haben uns ein Wort des Führers zum Leitsatz gemacht", stand da, und gesperrt stand in fettgedruckten Buchstaben dahinter: „Widerstände sind nicht da, damit man vor ihnen kapituliert, sondern damit man sie überwindet." Das ist ein Satz, dachte Heini, sowas leuchtet mir ein.

Aber warum drucken sie das so dick und so groß? fragte er sich, es ist doch eigentlich selbstverständlich, was da steht. Hätte man sich genau so gut selber sagen können. Aber was sagt man sich schon selber! Erst wenn es einem ein anderer sagt, dann sitzt es. „Widerstand ist da, damit man ihn überwindet?“ Nicht weglaufen also, meint er. Nicht immer gleich den Kopf zwischen die Schultern ziehen. Schnell gesagt! Mit Vater ist nicht gut Kirschen essen. Dieses ewige Gehaue! Wenn er denkt, er kann mir damit imponieren! Bloß Mutter bekommt es nachher immer auszufressen ... Überwinden —? Überwinde erst mal! Zum Kotzen ist alles. Stoppel —? kann mir am Alexanderplatz! aber Mutter ... Müßte halt auch überwinden, die Mutter ... Doch das tut sie ja schon lange. Wem sag ich das? Hält den Kopf steif alle Tage ...

Er faltete den Zettel zusammen und steckte ihn in die Tasche. Ich könnte den Jungen ruhig einmal fragen. Fragen kostet ja nichts. Er sah sich um, wo der Junge geblieben war, der ihm den Zettel gegeben hatte. Dort ging er, bog gerade in die Ottostraße ein. Heini ging ihm nach. Das heißt: die Beine gingen, der Kopf war noch nicht soweit. Der Kopf dachte nach, der Kopf hatte noch Widerstände, er wußte nicht, was er den Jungen da vorn fragen sollte.

Aber die Beine gingen, sie liefen sogar, denn der Junge war schon eine ganze Weile nicht mehr zu sehen.

Warum denn bloß fragen? Warum denn alles bloß halb? Warum denn nicht einfach heraus mit der Sprache?

Jetzt bog auch Heini in die Ottostraße ein. Kaum fünf Häuser weiter sah er das braune Hemd des Jungen vor sich. Heini dachte nicht mehr, er rannte. „Hallo, du!“ rief er den Jungen von hinten an, „lauf nicht so toll, ich möchte dich was fragen.“

Der Junge wandte sich um, sah mißtrauisch umher. „Ich habe nur wenig Zeit“, sagte er dann, „aber wenn es

dir recht ist, kannst du mir im Weitergehen erzählen, was du möchtest."

Sie traten in den kleinen Tiergarten.

„Ich möchte zu euch", sagte Heini und wurde rot.

Der Junge blieb stehen, sah Heini groß an und lachte. „Famos, mein Junge! Wie heißt du denn?"

„Heini Völker."

„Ich heiße Fritz Dörries. Du möchtest natürlich wissen, wie man das anstellt?"

„Ja."

„Ich muß jetzt leider nach Hause. Wir weihen heute abend unser neues Heim ein, hier in der Gotzkowskystraße. Wenn du Lust hast, komm hin. Das wäre die beste Gelegenheit."

Heini zögerte. „Ich möchte schon ..."

Fritz Dörries sah ihn fragend an. „Wo fehlt's? Die alten Herrschaften?"

„Was ist das?"

„Ach so ...", meinte Fritz und legte die Hand auf Heinis Schulter, „entschuldige! Ist nur so ein Ausdruck unter uns Pennälern. Du kannst nicht so ohne weiteres weg von zu Hause? Das meintest du doch?"

„Ich weiß nicht, ob es gerade heute gehen wird."

„Wenn man will, geht manches. Merk dir für alle Fälle die Nummer Gotzkowsky 86. So nach acht sind wir alle da."

Heini überlegte. „Wenn ich aber nicht kann?" fragte er nach einer Weile. „Es ist so dumm, daß du jetzt keine Zeit für mich hast."

Das klang nicht sehr zuversichtlich. Fritz dachte nach. Das Gesicht des kleinen Bengels gefiel ihm. Wäre doch schade, wenn der Junge abspränge. „Es ist gleich halb acht, und meine alte Dame macht einen Saukrach, wenn ich nicht zum Essen komme. Aber, weißt du was? komm einfach mit, dann haben wir noch eine geschlagene halbe

Stunde zum Klönen. Eine Butterstulle kannst du auch kriegen. Ich wohne in der Altonaer Straße. Wir sind gleich da, gleich hinter der Brücke."

Heini wußte nicht recht, was er zu diesem Vorschlag sagen sollte. Von der Seite sah er an Fritz Dörries hinauf. Der Junge sah verdammt vornehm aus, er fand keine andere Bezeichnung. Und die Altonaer Straße? Da wohnten doch nur reiche Leute. Wenn er da ankam mit seinen abgetragenen Klamotten! Nicht einmal einen Kragen hatte er um. „Deiner Mutter wird es nicht recht sein, wenn du mich so einfach mitbringst."

„Meiner Mutter ist egal etwas nicht recht, ob du nun mitkommst oder nicht. Hab' keine Angst. Wir brauchen gar nicht hinzuhören. Sie meint es ja doch nicht so."

Etwas beklommen stieg Heini über die roten Läufer die Marmortreppen hinauf im Hause Altonaer Straße 108. — Fritz Dörries schellte. Ein Mädchen mit weißer Schürze öffnete. „Wo ist Mutter?" fragte er, nahm Heinis Mütze und warf sie im Bogen auf den Kleiderständer.

„Gnädige Frau ist im Speisezimmer."

„Also gehen wir in den Salon", wandte er sich zu Heini und öffnete eine breite Tür.

Heini trat ein. Ihm wurde mehr und mehr unbehaglich zumute. Wenn er bloß erst wieder hier draußen wäre, war sein einziger Wunsch.

„— 'n Augenblick!" entschuldigte sich Fritz, „ich will nur meiner Mutter guten Tag sagen, dann futtern wir zusammen. Setz dich solange!"

Heini wagte es nicht, sich auf einen dieser Plüschsessel zu setzen. Staunend stand er vor einer großen Figur aus weißem Stein, offenbar Marmor. Was die reichen Leute doch für erstaunliche Dinge in ihren Stuben hatten!

Das Mädchen kam, brachte eine weiße Decke, Teller, Bestecke, eine Platte mit Aufschnitt. In der Ecke deckte

sie einen kleinen Tisch. Da kam auch Fritz schon wieder herein.

„Mensch, du stehst ja noch immer! Du genierst dich wohl gar? Ich kann dir versichern, in diesem Lokal ist absolut nichts zum Genieren. Hier ist nichts Ehrwürdiges, höchstens Staub. Alles muffig. Alles nur Schein. Du denkst, das hier ist Marmor?" Er knipste mit dem Finger gegen die Nase der Figur. Mit einem leichten Knax sprang die Nasenspitze ab. Fritz lachte. „Alles Gips! An diesem Gips ist unser Reich zugrunde gegangen. Seit man den Gips von den Fassaden abhaut, besteht Hoffnung, daß es wieder aufwärts geht. Unser Führer haut überall Gips von den Fassaden. Also iß, ich habe mächtigen Schmacht!"

Heini konnte nicht von der Stelle vor Erregung. Was war dieser Junge bloß für ein Kerl! So etwas hatte er im Leben noch nicht gesehen. Am liebsten hätte er ihm vor lauter Vergnügen eins in die Rippen gestoßen oder hätte sonst etwas für ihn getan. Doch Fritz saß bereits in der Ecke und kaute auf beiden Backen. „Wenn du dich nicht ranhältst, ist nachher nichts mehr da." Soweit wollte es Heini aber auch nicht kommen lassen. Er setzte sich und griff herzhaft zu. Fritzens Eßlust steckte an. Die Brote schwanden nur so dahin.

„Ich habe drüben Bescheid gesagt", meinte Fritz und schob Heini Wurstscheiben zu. „Ich sagte, wir hätten hier Biwak bezogen. Ulla wird gleich hier sein. Ulla — das ist meine Schwester, ist auch bei der Bewegung, trägt auch die braune Kletterweste, wie sich das gehört. Unsere Uniform dürfen wir ja mal wieder nicht tragen. Wir sind verboten, das weißt du doch. Nimm dir doch Butter auf Stulle, Mensch! Als ob man dem Menschen den Hunger verbieten könnte, was? Soll aber fallen, dieser Tage, das Verbot. Liest du keine Zeitungen? Dieser Tage! Dann marschieren wir wieder. Du wirst Augen machen. Was bist du eigentlich? Hast du schon einen Beruf?"

„Ich lerne Tischler, im zweiten Jahr."

„Ich lerne Latein und Griechisch, das heißt, wenn es auf mich ankäme, ich hätte es längst aufgesteckt. Aber meine Mutter hat die fixe Idee, ich müsse einmal Jurist werden, bloß weil mein Vater auch Jurist gewesen ist. Aber ich mag nicht. Ich sträube mich gegen die große Stanze. Kapierst du nicht? Bei uns wird doch jeder gestanzt. Da ist der Mensch mit der Volksschulbildung, mit der Sekundareife, mit dem Abitur. Da ist der Amtsrichter, der Werkmeister, der Steuersekretär. Frau Steuersekretär hat die Frau Amtsrichter zuerst zu grüßen. Die Frau Werkmeister sehen sie beide nicht. Als ob es nicht ganz wurscht wäre, wie einer seinen Unterhalt verdient, als ob es darauf überhaupt noch ankäme! Was war man in Rom? Römischer Bürger! In Sparta? Spartaner! Bei uns? Akademiker oder Kofmich! Man ist vornehm. Aufgang nur für Herrschaften. Wir haben im Hinterhaus Leute wohnen, die wählen Sozi, weil ihnen die Kommunisten nicht fein genug sind. Du lachst? Sie erzählen es ja selber im Haus herum, sonst wüßte ich es ja nicht. So etwas ist bezeichnend. Das ist das System. Dahin will man uns erziehen. Ich sträube mich. Ich mag nicht. Ich will lernen, eine Gelegenheit auf Anhieb zu erfassen, blitzschnell danach zu handeln. Ich will mich trainieren, außen und innen, daß die Courage in einem selbstverständlich wird. Ich will mein Blut spüren und das der andern, die dasselbe Blut haben wie ich. Wir müssen wieder eine natürliche Gemeinschaft werden. Wir haben ja nur noch Bastarde. Das Wort Volk ist bei uns lächerlich geworden. Mensch, denk doch bloß mal hin! Wir müssen uns ja vor jedem Hirschrudel schämen, vor jeder Elefantenhorde. Die vermischen sich nicht mit anderen. Dort hat auch jeder seinen Platz nach dem, was er ist und was er im Rudel leistet. Ist es nicht so? Der Zoo ist die beste Universität, die ich kenne."

Heini saß ruhig da. Seit einer Minute hatte er denselben Bissen im Mund.

„Heini, du sagst ja gar nichts? Laß man! Genügt, wenn einer quasselt. Ich bin voll zum Platzen. Wenn ich erst mal anfange, will alles mit einemmal heraus. Das gibt dann immer solch richtigen Salat. Man muß es halt fühlen. Das lange Quatschen hat keinen Zweck."

„Sagen das eure Führer, was du da eben gesagt hast?"

„So ähnlich, ja."

„Und wie ist das mit... mit den Klassen?"

„Mit welchen Klassen?"

„So, wie du und ich, ich meine, das Proletariat und so."

„Es gibt bei uns keine Klassen. Es gibt nur solche, die etwas leisten, und Schmarotzer, und die müssen weg."

„Was soll ich da leisten?"

„Was du leisten sollst? Ein guter Kamerad sollst du sein, eine treue Haut, ein anständiger Kerl, wie's auch kommen mag! Ob du nebenher Nachtschränkchen machst oder Gerichtsakten büffelst, ist ganz egal."

„Und das alles lernt man bei euch?"

„Lernen?" lachte Fritz Dörries laut auf und schlug Heini dröhnend auf die Schulter. „Menschenskind, was du bloß immer mit deinem Lernen hast! Jeder treibt bei uns den andern, Kamerad ist Kamerad, und einer läßt sich für den andern in Stücke hauen."

Heini hatte den Plüschbezug seines Stuhles längst vergessen. Er saß, als ob er hier zu Hause wäre. Er sah auch nicht mehr den dicken Teppich und nicht die große Figur an der Wand. Er wußte nur noch, da war ein Junge, dessen Gesicht vor Eifer glühte wie seins, da war ein Mund, der alles so zu sagen vermochte, wie er es hätte mögen sagen können. Auch das Mädchen bemerkte er nicht, das inzwischen an den Tisch getreten war. Erst ein Geräusch neben ihm ließ ihn aufsehen, und er starrte zu Tode erschrocken in irgendeine blonde Helle hinein. Ein Rauschen klang in

seinen Ohren. Er hörte Fritzens Stimme wie aus einer Gießkanne heraus und kam erst völlig wieder zu sich, als er seinen Namen hörte. „Paßt ganz gut zu ihm, der Name“. lachte Fritz und zog das Mädchen an der Hand ein wenig näher. „Dies ist Ursula Dörries vom BDM., Ortsgruppe Moabit.“

3

„Schiete, mein Herr, mit Verlaub zu sagen. Das wäre bei den Kommunisten kein Jota anders. Ich weiß Bescheid. Schuften, schuften und wieder schuften muß unsereiner, ganz egal, wer da oben sitzt.“

„Also Anarchist, Stoppel, was? wenn ich Sie recht verstehe.“

„Gar nichts bin ich. Ich gehe durch die Straßen und seh mir die Sachen an. Für wen ist all das Zeug? Für den, der's kaufen kann. Da macht man sich eben seine Gedanken. Warum hat der Kerl da vor mir Geld, und ich hab' keins? Weil er was ist, weil er was macht, weil er Grütze im Schädel hat. Warum hab' ich bloß Mist in meinem Deetz? Bei wem hab' ich mich dafür zu bedanken? Ich habe nichts als ein paar anständige Muskeln mitbekommen. Nun kann ich sehen, wie ich davon lebe. Zum Glück fehlt es heute nicht an Gelegenheiten. Die Luft wird mit jedem Tag dicker.“ Er schiebt dem alten Völker die Blechschachtel mit dem Tabak hin. „Wie wär's mit einer Pfeife?“

Völker nimmt sich etwas von dem Tabak. „Bringt bloß nichts ein, der Klamauk“, meint er dabei.

„Im besten Falle zwei, drei Jahre, wenn einer den Laden nicht versteht. Man muß sich der Partei anschließen, dann gibt's immer edle Motive zugebilligt.“

Nachdenklich sieht Völker in den Rauch. „Wie kann man für die Partei arbeiten, wenn einem nichts liegt an der Partei?“

„Wenn bei mir einer 'nen Wagen bestellt, dann liefere ich ihm einen Wagen, gegen bar, versteht sich. Wohin er dann mit der Kutsche fährt, kann mir egal sein."

„Das ist so ein Standpunkt."

„Es ist der Standpunkt der großen Herren. Ich lese jeden Tag den Wirtschaftsteil im Tageblatt. Wo bleibt denn Ihr Bengel solange?"

„Seine Schule ist um sieben aus. Der Teufel mag wissen, wo er sich wieder herumtreibt. Wollen Sie nicht Ihr Paket aufmachen inzwischen?"

„Sss!" wehrt Stoppel ab und tut geheimnisvoll, „nur mit der Ruhe. Eine kleine Überraschung für den Bengel, wie ich schon sagte. Soll keiner zu kurz kommen bei mir. Meine Jungen sollen wissen, was sie an mir haben. Ich werde sie schon hinführen, wo sie hingehören. Andere ‚Bullen' suchen Anschluß in der Gormannstraße und in der Mulak. Ist mir zu heiß, wie gesagt. Da möchte ich die Verantwortung nicht haben, wenn so ein Bengel hernach geschnappt wird. Ich bin für die Politik. Immer kühlen Kopf und warme Füße. Hoffentlich haben Sie nichts dagegen, wenn der Junge nächstens nach Hause kommt und die Internationale pfeift."

„Kann ihm nichts schaden, wenn er mal ein bißchen hochgenommen wird."

„Ganz meine Ansicht." Stoppel legt einen Zettel auf den Tisch. „Bitte, schreiben Sie Ihren Namen dahin. Eine Formsache lediglich. Die Bengels sind alle noch minderjährig, und ich mag Scherereien nicht leiden."

Der Vater unterschreibt.

Stoppel nimmt den Zettel an sich und steckt ihn gleichgültig in die Tasche. „Habe leider nicht länger Zeit." Er hat es mit einemmal eilig, nimmt seine Mütze und gibt dem alten Völker flüchtig die Hand. „Nichts für ungut, und sagen Sie Ihrem Jungen, er soll gegen halb neun im Parteilokal sein, in der Oldenburger Straße." Er ist schon

an der Tür, dreht sich noch einmal um und zeigt auf das Paket, das er auf einem Stuhl hat liegenlassen. „Nicht aufmachen, wie gesagt. Verderben Sie dem Jungen die Freude nicht!" Dann geht er.

Als Heini kurz darauf nach Hause kam, hatte er kein gutes Gewissen. Noch auf der Treppe klopfte er von außen gegen die Wand, die die Rückwand der Küche bildete. So brauchte er nicht zu schellen. Die Mutter öffnete leise, und er kam in die Wohnung, ohne daß der Vater es hörte. Auf Zehenspitzen schlich er sich in die Küche.

Es half ihm aber heute nicht viel. „Geh rein in die Stube", sagte die Mutter mit bekümmertem Gesicht. „Vater ist drin."

„Was will er denn?" fragte Heini beklommen.

„Geh schon, Junge! Ich weiß auch nicht, was er von dir will."

Heini hatte die Hand schon auf dem Griff der Stubentür liegen, doch drückte er den Griff nicht nieder. Im letzten Augenblick zog er die Hand zurück. Er hörte durch die Tür, wie sein Vater in der Stube auf und ab ging. Diese Schritte kamen ihm erregt vor. Sicherlich war der Vater wütend, weil er jetzt erst von der Schule nach Hause kam. Es würde mal wieder Schelte und Prügel absetzen. Doch das war es nicht, weshalb er zögerte. Ein paar Rippenstöße hätten ihm heute nichts ausgemacht. Aber wie er soeben diesen Griff in seiner Hand fühlte, wußte er mit einemmal, daß er auch gegen den Willen seines Vaters in die Gotzkowskystraße gehen würde, daß er sich mit List oder Gewalt den Ausgang aus der Wohnung verschaffen würde, mochte dann kommen, was wollte. Er hatte Fritz Dörries versprochen, zu kommen, vorausgesetzt natürlich, daß er von zu Hause fortkäme. Es wäre sehr wohl möglich, daß sein Vater heute abend zu Hause bliebe, dann könne er nicht. Jetzt war es für ihn eine ausgemachte Sache, daß er trotzdem gehen würde. Er war zu

allem entschlossen, war vollkommen ruhig, aber jeder Muskel war an ihm gespannt, als er nun endlich die Klinke niederdrückte und in die Stube trat.

In der Stube sah dann alles anders aus. Es gab weder Schelte noch Schläge. Der Vater schien sogar bei guter Laune. „Dein Freund Stoppel war hier", sagte der Vater nach einer Weile, und seine Stimme klang so gar nicht nach Vorwurf.

„Stoppel ist nicht mein Freund", widersprach Heini aber doch.

Gegen jede Gewohnheit schien sich der Vater diesmal über den Widerspruch gar nicht zu ärgern. „Das weiß ich ja nun besser als du", sagte er noch immer in der gleichen freundlichen Weise. Dann zeigte er Heini das Paket. „Er hat dir auch etwas gebracht, eine Überraschung, wie er sagt. Mach auf!"

Heini löste die Schnüre von dem Paket und brachte eine große Wolldecke zum Vorschein, grau in grau gemustert, mit schottischen Karos und mit langen Fransen an beiden Enden.

„Da habe ich dich also neulich umsonst vermöbelt", lachte der Vater.

Heini dachte nur flüchtig daran, woher Stoppel nun wieder diese Decke haben mochte. Er begriff kaum den Zusammenhang, so gleichgültig war ihm dies alles schon geworden.

Der Vater legte die Decke auf den Sofasitz und fuhr streichelnd über sie hin. „Schön ...", meinte er, „einfach sehr schön ..." Dann wandte er sich wieder zu Heini. „Ist so etwas kein Freund, was? Das nenne ich noch Freundschaft. Du sollst in das Parteilokal kommen in der Oldenburger Straße, läßt er dir bestellen, so gegen halb neun."

„Was soll ich denn im Parteilokal?"

„Das wirst du ja hören, wenn du hinkommst."

„Dann gib mir den Hausschlüssel", sagte Heini schnell.

Der Vater zog den Schlüssel aus der Tasche und gab ihn Heini.

Mit jähem Griff nahm Heini den Schlüssel. Eine wilde Freude schoß in ihm auf. Jetzt war der Weg frei. Stoppel würde er schon etwas vormachen. Zugleich aber beschlich ihn das Gefühl der Enttäuschung. Es tat ihm fast leid, daß das mit dem Schlüssel so einfach gekommen war.

Nachdenklich sah er noch auf den Schlüssel in seiner Hand, als etwas Unerwartetes geschah, etwas so Ungewöhnliches, daß Heini fast die Knie zu versagen drohten. Der Vater war dicht vor ihn getreten, hatte die Hand unter sein Kinn gelegt und ihm den Kopf leicht nach oben gehoben. Aus nächster Nähe sah er ihm in die Augen, und aus diesem Blick fühlte Heini eine Wärme, daß ihm plötzlich die Tränen aufstiegen. „Uns hat man einmal ins Feld geschickt", sagte der Vater jetzt und fuhr Heini über die Haare. „Ich muß daran denken. Mein Vater hat damals auch meinen Schädel zwischen die Hände genommen und mir zugeredet, so wie ich jetzt dir zureden möchte. Es ist heute nicht viel anders. Wir müssen uns wieder unserer Haut wehren. Sieh dir das Leben an, das wir führen, deine Mutter und ich, und du wirst schon wissen, was ich meine. Es muß wieder einmal gekämpft werden, bis aufs Messer. Man braucht unsere Jungens wieder." Er stieß Heini leicht von sich. „Nun lauf, daß du hinkommst."

Heini ging zurück in die Küche. Er war recht unsicher auf den Beinen, als er ging. Bei der Mutter sank er auf einen Stuhl und weinte. Er war zunächst nicht fähig, einen Gedanken zu fassen. Alles in ihm war durcheinander geraten. So also konnte der Vater sein. Daß er so sein konnte, wollte ihm nicht in den Sinn. Es wollte ihm nicht in den Sinn, daß er diesen Vater hintergehen sollte. Er fühlte wieder den Schlüssel in der Hand. Dieses Vertrauen sollte er mißbrauchen, den eigenen Vater im Stich

lassen, die leibhaftige Mutter? Er sah zu der Mutter hinüber, die dort am Ausguß über eine Wanne gebeugt stand und Wäsche wusch. Der Schweiß stand ihr auf der Stirn, die Haare waren verklebt, der Mund zu einem schmalen Strich zusammengepreßt. In fliegender Hast rieben die mageren Hände die Wäschestücke, wrangen sie aus, legten sie zur Seite und griffen wieder nach einem neuen Stück. Diesmal würde ihm auch die Mutter nicht helfen können. Wir müssen kämpfen, hatte der Vater gesagt, so ähnlich hatte es auch auf jenem Zettel gestanden. Er würde mit Vater reden. Vater war doch gar nicht der, für den er ihn die ganze Zeit gehalten hatte. Er würde ihm die Jungens zeigen, mit denen er gehen wollte. Vater kannte sie eben noch nicht. Sie würden ihm schon gefallen, so wie sie ihm auch gefielen. Daß sie dieses Deutschland liebten, war doch nur natürlich, und Vater war doch auch hier geboren und Mutter doch auch. Wenn er nur wüßte, wie er das alles sagen sollte. Er war allein, kam sich hilflos verlassen vor. Wenn er so hätte reden können wie Fritz Dörries oder wie jener große junge Mensch bei dem Feuer im Bernauer Forst. Aber vielleicht half ihm jener junge Mensch, wenn er ihn darum bat, wenn er ihm sagte, wie es in ihm aussah. Er würde gewiß mitkommen und für ihn mit Vater reden. Der Gedanke tat ihm gut. Er wurde ruhiger. Fast glaubte er schon daran, daß er einen Weg zu seinem Vater finden werde.

Er wischte sich Augen und Nase und stand auf. Er würde jetzt in die Gotzkowskystraße gehen und mit Fritz Dörries reden. Vielleicht war dieser große Junge auch bei dieser Feier. Ein starkes Gefühl erfüllte ihn bei dem Gedanken. Er wurde sicher. Was fürchtete er noch? Er war ja gar nicht mehr allein!

Als Heini auf die Straße hinaustrat, war es schon dunkel. Er besaß keine Uhr, aber allzu spät konnte es noch nicht sein. Es lag wohl mehr an dem bezogenen

Himmel, daß es schon so dunkel war. Die Luft stand dumpf und schwer zwischen den Häusern. Eine drückende Schwüle herrschte, und die wenigen Menschen, die noch auf der Straße waren, glitten lautlos wie Schatten in das Licht der Laternen und aus dem Licht wieder in die Dunkelheit hinaus. Der Eingang zu dem Kino schräg gegenüber klaffte wie ein brandiges Loch in der schwarzen Wand der Straßenflucht, und die Elektrische, die jetzt hell und stumm daherkam, wirkte wie ein festlich erleuchtetes Schiff auf nachtschwarzem Strom.

Etwas unsicher machte sich Heini auf den Weg. Vielleicht war es doch schon zu spät geworden, um noch in eine Versammlung von Jungens zu treten, von denen er kaum einen kannte. Fritz Dörries hatte ihm zwar immer wieder versichert, daß dieser Abend ganz zwanglos sei, daß voraussichtlich viele Gäste erst später kommen würden und daß solche Feste gewöhnlich erst sehr spät zu Ende gingen. Trotzdem wollte das bedrückende Gefühl in Heini nicht weichen, und je mehr er sich der Gotzkowskystraße näherte, um so schwerer wurde das Gefühl. Aber auch die Erwartung spannte sich mehr mit jedem Schritt, wem er dort wohl begegnen würde und wie sie ihn aufnehmen würden, wenn er als Wildfremder plötzlich so hereingeschneit kam. „Sie setzen sich einfach zu mir", hatte Ursula Dörries gesagt, und schon schlug sein Herz wieder bis zum Halse hinauf. Ob er auch Gitarre spielen oder singen könnte, hatte sie ihn gefragt. Natürlich konnte er singen. Er hatte sich auch seine Mundharmonika eingesteckt. Aber ihm war so gar nicht zum Singen zumute heute abend. Es wollte keine rechte Freude in ihm aufkommen, wie er eigentlich für diesen Augenblick erwartet hatte. Im Gegenteil, er war jetzt verstimmt und hatte ziemlich alle Lust verloren. Eine unklare Sorge quälte ihn. Er konnte nicht sagen, was es war. Es war eben da und saß fest in der Gegend des Herzens. Wie ein Gewicht von

außen war das. Er blieb einen Augenblick stehen und holte tief Luft. Es mußte am Wetter liegen. Bestimmt gab es noch ein Gewitter. Es wetterleuchtete schon über den Dächern.

Da war er auch schon an der Ecke der Gotzkowskystraße, und da er jetzt wirklich nicht mehr wußte, was er sollte, machte er halt und versuchte von neuem zu einem Entschluß zu kommen. Gegen halb neun hätte er in die Oldenburger Straße kommen sollen. Konnte lange warten, dieser Stoppel, bis er käme. Soviel war sicher. Schön ärgern würde er sich, wenn er hörte, wohin er abgesprungen war. Schadet nichts, und wenn er noch so krakeelte. Er wußte zwar recht gut, daß Stoppel nicht mit sich spaßen ließ in solchen Dingen. Er kannte selbst einen Fall, daß ein Junge hatte abschwenken wollen. Der Junge hatte nichts mehr zu lachen gehabt, bis heute nicht. Überhaupt war es manchmal nicht auszuhalten, wie Stoppel seine Jungens tyrannisierte, wie er befahl und bestrafte, wie er bei jeder Kleinigkeit aufbrauste und manchen Jungen verprügelte wegen gar nichts. Gegen ihn hatte sich Stoppel bis jetzt ganz gnädig benommen. Er hätte sich auch nichts gefallen lassen. Er hätte ..., ja, was hätte er denn? Er hätte pariert, wie die anderen Jungens pariert hatten. Keinen Ton hätte er zu sagen gewagt. Wie war er denn überhaupt zu dieser Clique gekommen? Doch nur so, da er nicht gewagt hatte zu mucksen, als Stoppel ihn einfach für die Clique mit Beschlag belegte. Und wenn er jetzt gar erfuhr, daß er zu diesen anderen Jungens ging?

Heini wischte sich den Schweiß von der Stirn und lachte ein kurzes, stoßartiges Lachen. Sein Mund war völlig trocken. Er hatte wieder einmal Angst. Natürlich war das Angst. Er fürchtete sich vor Stoppel, und wenn er es sich zehnmal auszureden versuchte. Er brauchte jetzt nur noch die Gotzkowskystraße entlangzugehen, bis er zur Nummer 86 kam. Er konnte auch hier die Zwinglistraße weiter-

gehen, die ihn zur Oldenburger Straße führte. Wahrscheinlich war Stoppel noch dort, und es wäre am Ende doch besser, er ginge dorthin. Plötzlich fühlte er, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg. Er schämte sich. Nein, er war wütend. Er fluchte, wie sein Vater manchmal fluchte, dann ging er die Gotzkowskystraße entlang.

Er ging immer schneller. Er kochte vor Wut über sich selbst. Daß man so etwas überhaupt denken konnte! Er wünschte sich jetzt allen Ernstes, daß ihm Stoppel entgegenkäme. Er würde es ihm glatt ins Gesicht schreien, wohin er jetzt unterwegs war. Bei jedem Schritt stampfte er hart gegen das Pflaster, als wollte er mit jedem Knall seiner Absätze den eigenen Mut vor sich selbst bezeugen. Zwei Jungens riefen ihm etwas nach, er hörte es nicht. Hier, bei der Laterne, war schon Nummer 80. Ein paar Häuser noch, dann kam 86. Er wurde am Ärmel gehalten. „Völker, wo läufst du hin?" Heini mußte sich erst einmal besinnen, was eigentlich war. Kurt Bussack war das, der ihn da angehalten hatte. Er hatte einen Kameraden bei sich, den Heini nicht kannte. „Was macht ihr denn hier?" fragte er, nur um etwas zu reden.

„Dienst, was sonst", erwiderte Kurt und schob seinen Kameraden weiter. „Wir können hier nicht stehenbleiben, komm!"

„Wo ist Stoppel?" fragte Heini wie aus einer Ahnung heraus.

„In der Toreinfahrt von 85, gleich das übernächste Haus rechts. Geh man hin!"

Die beiden schlenderten weiter nach der Richtung, aus der Heini gekommen war. Heini sah ihnen entgeistert nach. Was war denn hier los? Was wollte Stoppel vor dem Nachbarhaus? Es war doch das Haus unmittelbar nebenan, von dem die beiden gesprochen hatten. Er rannte zurück, hinter den beiden her. „Was will denn Stoppel dort?" fragte er Kurt.

„Er steht nicht allein da. Er hat noch ein paar bei sich."

Heini schluckte. Hatte Stoppel Wind bekommen von seinem Plan? Ob er Kurt danach fragte? Doch das war natürlich Unsinn. Während er überlegte, ging er immer weiter neben den beiden her. Vielleicht bot sich eine Gelegenheit, doch noch etwas zu erfahren.

Sie überschritten die Zwinglistraße.

„Hier war das übrigens", meinte jetzt der andere zu Kurt und zeigte im Weitergehen auf die Straße. „Von hier lief er weg nach dem Haus dort drüben. Dort, in Nummer vier, im Hausflur ist er dann verreckt."

„War auch eine Gemeinheit sondergleichen, ausgerechnet hier Faschistenzettel zu verteilen."

„Das Bürschchen lag schon am Boden und blutete wie ein Schwein. Alles wollte schon türmen, da hatte der Kerl noch die Frechheit, ‚Deutschland erwache!' zu rufen."

„So ein Lümmel!"

„Er hat dann auch mit dem Absatz eins auf die Schnauze gekriegt, daß ihm das Schreien vergangen ist."

Kurt stieß ihn in die Seite. „Woher weißt du denn das alles so genau?"

„Man weiß es halt", lachte der andere und schneuzte sich laut durch die Finger.

„Habe damals sowas in der Zeitung gelesen. Hieß, glaub' ich, Norkus, der Kerl."

„Ja, so hieß er."

In Heini war es eiskalt geworden. Auch er hatte damals von der grauenhaften Geschichte gehört. Die Polizei suchte heute noch nach den Tätern, soviel er wußte. War dieser Junge denn mit dabei gewesen? Oder tat er nur so? Das mußte er herausbekommen. Das war wichtig, verdammt wichtig war das. Er wollte schon etwas fragen, möglichst harmlos und so, daß er keinen Verdacht erregte, aber er fand keinen vernünftigen Vorwand. Er hätte auch nicht zu fragen vermocht, so zitterte ihm die Kinnlade. Bei der

nächsten Laterne aber wollte er sich den Jungen genau ansehen. Er trug nur die Mütze so tief im Gesicht.

Bei der Laterne aber schob ihn Kurt weiter. „Geh bis zur Ecke und sieh zu, ob einer kommt! Wenn die Luft reine ist, hebst du den Arm hoch!"

Heini war viel zu aufgeregt. Er versuchte zu widersprechen, lief dann aber doch die paar Schritte bis zur Ecke. Er mußte einen Augenblick für sich haben. Er durfte jetzt nichts verpatzen. Weit und breit war kein Mensch zu sehen, er dachte aber nicht daran, den Arm zu heben. Er hörte einen Pfiff. Im gleichen Augenblick gingen in der Gotzkowskystraße alle Laternen aus. Eine jähe Ahnung packte ihn, da hörte er auch schon in der Ferne ein Geschrei. Die Straße lag stockdunkel. Aus der Dunkelheit kam das Klirren von Scheiben, kamen Rufe, ein paar Schüsse fielen. Sie haben das Heim der Jungens überfallen! durchfuhr es ihn, ganz klar, taghell wie ein Blitz, der einschlug. Er rannte die Straße hinauf, stieß in der Dunkelheit gegen einen Pfeiler, besann sich, horchte. Der Lärm verlor sich schon in den Seitenstraßen. Laufende Schritte knallten gegen den Asphalt und entfernten sich. Er mußte zu dem Heim. Er mußte wissen, was geschehen war. Fritz Dörries war dort ... der große Junge ... und Ulla! Durch die Zwinglistraße sah er eine Schupostreife kommen. Er bog seitlich ab, rannte, hörte Schritte hinter sich, rannte noch mehr. Er war doch mit dabei gewesen! Hatte Schmiere gestanden! Wenn sie ihn schnappten? Wenn Fritz Dörries erfuhr —? Er rannte, bog wieder ab. Er war doch mit dabei gewesen! Eine heulende Sirene fegte um die Ecke. Er rannte mitten in den Lichtkegel eines Scheinwerfers hinein.

Drittes Kapitel

1

Buchstäblich über Nacht war das gekommen, wie die großen Ereignisse alle kommen im Leben, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, wie der große Treffer in der Lotterie. Wer hatte sich noch gestern um einen gekümmert? Was war man bis dahin gewesen? Ein Nichts, ein Niemand, ein Nachbar allenfalls, ein Mieter aus Gotzkowskystraße 86, dessen Namen außer dem Briefträger und dem Gasmann kaum noch jemand zu hören bekam. Und jetzt mit einemmal stand man im Mittelpunkt der öffentlichen Neugier.

Erst waren die Wachtmeister der Schupo dagewesen, dann waren die Kriminalkommissare gekommen. Doch das allein hätte einen noch nicht so sehr erregt. Aber dann, kaum hatte der Tag recht angefangen, waren jene Herren gekommen mit den freundlichen Gesichtern und den verbindlichen Worten, die so wohltuend waren. Sie hatten gefragt und gefragt und waren nicht müde geworden, zuzuhören. Alles, was man ihnen sagte, hatten sie erstaunlich schnell in ihre Notizbücher geschrieben und keinen Hehl daraus gemacht, wie groß ihre Dankbarkeit sei für die Überlassung so wichtiger Einzelheiten. Ob das denn wirklich alles in die Zeitung komme, was man jetzt hier so erzähle? Ja gewiß, heute abend schon stände alles schwarz auf weiß zu lesen. Die drei Frauen aus dem Hochparterre des Hinterhauses aßen kein Mittag vor lauter Erregung. Sie warteten.

Gegen vier kam dann die Nachtausgabe. Der ‚Lokalanzeiger' brachte aber nur eine kurze Notiz. Drei Jungens der Hitlerjugend seien schwerverletzt in das Moabiter

Krankenhaus eingeliefert worden. Eine der Verletzungen sei lebensgefährlich. Mehrere Hitlerjungens und einige Kommunisten seien festgenommen und der politischen Polizei zugeführt worden. Man war unbefriedigt, man war sehr enttäuscht. Eine der Frauen verließ entrüstet die Küche der Nachbarin, kam aber nach wenigen Minuten zurück und legte strahlend einen ‚Angriff' auf den Tisch. Hier fand man endlich, was man erwartet hatte: eine ganze geschlagene Seite. Der Bericht wurde laut verlesen. Es war also Wirklichkeit geworden, man stand in der Zeitung. Zwar fehlten die Namen der Bewohner, doch waren Straße und Hausnummer mehrfach vermerkt.

Das neue Heim hatte nicht viel gelitten. Nur die Fensterscheiben waren durch Steinwürfe und Einschüsse zerschlagen, die Wände zeigten etliche Einschläge, sonst war eigentlich alles unversehrt geblieben. Die Jungens waren auch sofort auf die Straße gestürmt, als die erste Scheibe ins Lokal gesplittert war. Bruno Hellwig war jetzt mit ein paar Kameraden am Fegen. Mitten in der Arbeit bückte sich Bruno, griff einen Gegenstand aus dem Schutt und zeigte ihn herum.

„Eine Kugel!"

„Parabellum!" erklärte Kaß und steckte die Kugel in die Tasche. „Wichtig als Beleg. Wollen genau aufpassen, ob wir sonst noch was finden."

„Was weißt du von Fritz Dörries und den anderen?" erkundigte sich Bruno.

„Sitzen immer noch auf dem Präsidium. Sollen gegen Abend noch einmal vernommen werden."

„Wir hätten uns wohl einfach umlegen lassen sollen, was? Ohne einen Finger zu rühren?"

„Kommt bald anders, Jungens! Fürs erste habt ihr den Banditen gehörig heimgeleuchtet. Die kommen so schnell nicht wieder."

„Und Willi Kasten?"

„— und Hugo Wilde?“

„Ich war eben da. Sind noch einmal verbunden worden. Ist nicht halb so schlimm. Können heute schon wieder nach Hause.“

„Der Hauswirt kommt!“ schrie einer.

„Achtung!“ kommandierte Kaß, als wäre der Bannführer in Person erschienen.

Die Jungens standen mit geschultertem Besen stramm und grinsten. Lachend machte Kaß dem Hauswirt Meldung.

Der Hauswirt aber wollte nicht recht mit mit diesem Spaß. Er verzog zwar sein Gesicht, als ob er lachen wollte, aber er wurde gleich wieder ernst. „Schöne Bescherung!“ knurrte er vor sich hin und besah sich den Schaden von allen Seiten. „Feine Sache habt ihr mir da eingebrockt.“

„Kommt alles wieder hin, wie's war“, beeilte sich Bruno Hellwig zu versichern.

„Gar nichts kommt wieder hin!“ polterte der Wirt plötzlich los. „Ist doch kein Schützengraben hier. Packt euren Krempel wieder zusammen und haut ab! Aber dalli!“

Entgeistert starrten die Jungens den Hauswirt an. Der Wirt schien es auch schon wieder halb und halb zu bereuen, daß er so heftig gewesen war. „Was nicht ist, ist nicht, Jungens“, sagte er in versöhnlichem Ton. „Gegen höhere Gewalt können wir nicht an.“

„Die Kommune ist doch keine höhere Gewalt“, protestierte ein Junge.

„Aber meine Frau!“ erklärte der Wirt, und die Ader wurde ihm dick auf der Stirn. „Da kommt nichts gegen an, auch kein Führer und keine Bewegung. Haut bloß ab, Kinners! Haut bloß ab!“

Fluchend kletterte er die Kellertreppe hinauf. Die Jungens sahen ihm nach. Oben schob er die Neugierigen zur Seite, die sich hier angesammelt hatten.

Die Frau des Magistratssekretärs aus dem dritten Stock

ist ganz außer Fassung. Sie hätte gern noch Näheres gehört. Sie bestürmt den Hauswirt mit Fragen. Doch der Wirt läßt sie einfach stehen. Rot vor Empörung kommt sie in ihrer Wohnung an und berichtet.

Immer verbissener wird das Gesicht des Magistratssekretärs bei dem Bericht seiner Frau. Wie er aber hört, die Jungens sollen den Keller räumen, sieht er ärgerlich auf die fleckige Tapete seines Herrenzimmers. „Schade", meint er nachdenklich, „sehr schade." Dann fängt er plötzlich mit mächtiger Stimme auf die KPD. zu schimpfen an. Er ist nämlich außerdem ein überzeugter Anhänger der Mittelparteien, des rechten Flügels natürlich.

2

Heini setzte sich auf die schmale Bank vor dem Tisch. Seine Hände rütteln leicht an der Platte, der Tisch ließ sich nicht von der Stelle rücken, Tisch und Bank waren an der Wand festgemacht. Er wußte das, denn schon hundertmal hatte er versucht, die wenigen Gegenstände, die es hier gab, zu bewegen. Er wußte auch, daß die hölzerne Pritsche sich tagsüber nicht herunterklappen ließ und daß das kleine Schränkchen fest saß an der Wand. Trotzdem versetzte er immer wieder jedem einzelnen dieser Stücke einen Stoß, so oft er in ihre Nähe kam. Es war sinnlos, was er machte, und er wußte, daß es sinnlos war. Es hatte auch keinen Sinn, wenn er sich setzte, wenn er den Kopf in die Hände stützte, wenn er sich erhob und vor die kahle Mauer trat. Es entstanden so außerdem Geräusche, und jedes Geräusch störte ihn, auch das leiseste. Er wollte horchen. Vielleicht kam jemand.

Es mochte elf gewesen sein in der vergangenen Nacht, als man ihn hierher gebracht hatte. Die Fahrt im Auto des Überfallkommandos wird er im Leben nicht vergessen. Die Beamten hatten ihm zwar nichts weiter getan, sie hatten ihn einfach gepackt und in den Wagen gehoben wie ein leichtes Paket. Ein harter Griff hatte ihn dann noch

auf seinen Sitz geschoben. sonst war ihm nichts widerfahren. Doch die wenigen Minuten der Fahrt waren zur Folter geworden. „Wohin geht es denn jetzt?" hatte er den Wachtmeister neben sich gefragt. „Zum Alex, mein Junge". hatte der Beamte fast freundlich erwidert. Natürlich, wohin denn sonst? Man würde ihn ausfragen dort, sein Name würde morgen in allen Zeitungen stehen. „Leugnen!" hatte es in ihm während der ganzen Fahrt geschrien, „leugnen! leugnen!" Wie die Häuser vorbeigeflogen waren. grelle Fassade. Schatten. Fassade. Schatten. erleuchtete Fenster. Lichter. Lampen. blitzende Pfütze, Blitz in der Scheibe. Fassade. Fassade. jede ein Ruck, jede ein Schrei: „leugnen!" vorbei — „leugnen!" vorbei — ein großes. weites gähnendes Loch. ein eisernes Tor. Und Bogenlampen. Und dunkle Mauern. Und Gitter. Und Gestänge. Und ganz hoch oben ein Stern. In den langen Korridoren hatten die Schritte hoffnungslos gedröhnt.

„Wie heißt du?" hatte man ihn gefragt.

„Das sage ich nicht."

„Wie du heißt. wollen wir wissen!"

Fast eine Stunde hatte das Verhör gedauert. Kein Wort hatten sie aus ihm herausbekommen.

Seitdem saß er hier.

In der Nacht hatten sie ihn noch einmal vorgeführt. Eine Anzahl junger Burschen hatte da vor dem Beamten gestanden. wohl gleichfalls Festgenommene wie er. Ob einer ihn kenne. hatte der Beamte jeden von ihnen gefragt und jedesmal mit dem Daumen zu ihm herübergewiesen. Doch es waren alles fremde Burschen gewesen. die er noch nie gesehen hatte. Keiner hatte ihn gekannt.

Jetzt ging es schon wieder gegen Abend und niemand hatte sich weiter um ihn gekümmert. Heini rieb sich die Hände. Das hätte er geschafft. Inzwischen hatten die Zeitungen gewiß schon über den Vorfall berichtet. ohne daß sie seinen Namen hatten erwähnen können. Wenn er

wenigstens gewußt hätte, was sich alles zugetragen hatte. Es hatte doch geschossen. Waren Jungens verwundet worden? Was war mit Fritz Dörries geworden? Und Ulla? War Ulla mit dabei gewesen? Er konnte doch nicht fragen, ohne sich selbst noch mehr in Verdacht zu bringen. Zwar fragte er sich immer wieder, warum er überhaupt hier festgehalten werde. Er hatte doch letzten Endes nichts verbrochen. Was er getan hatte, durfte jeder wissen. Nur, ob man es ihm glauben würde? Eine unbestimmte Angst schob ihm alles durcheinander. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen. Seit dem frühen Morgen horchte er auf jeden Schritt vor der Tür. Erst fürchtete er, daß man ihn hole, jetzt wünschte er, daß man doch endlich käme. Er war todmüde, und einen Hunger hatte er, daß ihm der Magen weh tat. Er wollte jetzt alles sagen, was er wußte, nur versprechen mußten sie ihm, daß die draußen nichts davon erfuhren. Das Versprechen konnten sie ihm doch geben. Was hatte die Polizei davon, wenn Fritz Dörries erfuhr, was ihm geschehen war. Es war doch alles nur ein Zufall gewesen, er hatte doch nichts gewollt, an allem hatte er doch keine Schuld. Schuld hatte Stoppel, er allein hatte die Schuld. Doch das konnte er hier auf der Polizei nicht sagen. Und wenn er Stoppel noch so wenig leiden mochte, verpfeifen würde er ihn nicht. Er würde überhaupt keine Namen nennen. Eher konnten sie ihn wochenlang hier behalten. Das beste war schon, er sagte gar nichts. Wenn er erst anfing zu reden, fragten sie immer weiter, und mit einemmal saß er dann fest. Wenn er bloß nicht so müde gewesen wäre. Er vermochte kaum noch zu denken. Er setzte sich und stützte den Kopf in die Hände. Fritz Dörries wollte er alles erzählen, von der Clique, vom Bucher Forst, von gestern abend, „alles erzählen", sang es in seinen Ohren. In seinem Kopf pochte ein Brausen im Takt seines Herzschlages. Seine Stirn lag schwer auf dem Arm. Über die Tischplatte gebeugt schlief er ein.

Im Schlaf hielten seine Hände die Ränder des Tisches umspannt.

Der Wachhabende hatte Mühe, ihn zu wecken. Noch ganz benommen vom Schlaf, wankte er durch den Korridor. Er dachte nicht mehr an Widerstand. Er würde seinen Namen sagen, dann mußten sie ihn doch laufen lassen. Wenn sie ihn fragten, würde er leugnen, er wollte nichts als schlafen, er wollte nach Hause. Zuvor aber wollte er noch in die Altonaer Straße gehen.

Eine Tür öffnete sich vor ihm. Geblendet blinzelte er in die grelle Sonne, die in diese Stube fiel. Es dauerte einige Zeit, bis er sehen konnte. Hinter dem Tisch saß der Beamte, der ihn vernommen hatte. Vor der Schranke standen auch diesmal mehrere junge Leute. Er sah sie der Reihe nach an. Wenn er bloß nicht so verschlafen wäre! Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Wie kamen diese Jungens hierher? Das waren doch Hitlerjungens. Plötzlich durchfuhr ihn eine Freude, ein Schreck. Ihm wurde ganz schwindlig. Unter den jungen Leuten stand Fritz Dörries. Er sprang auf Fritz zu und wollte ihn begrüßen, aber sein Gehirn wurde mit einemmal ganz leicht und leer. Er fühlte noch, wie eine Hand ihn packte, dann versank er in eine weiche, schwarze Nacht.

3

Frau Hellwig hatte neben der Küche eine kleine Stube, die sie Hocke nannte. Hier stand der Bügeltisch und vorn am Fenster die Nähmaschine. Ein buntgemusterter Vorhang an der rückwärtigen Wand verbarg allerlei Geheimnisse. Frau Hellwig liebte es nicht, wenn man diesen Vorhang zur Seite schob. Besenstiele kamen dann zum Vorschein, Schachteln und Schuhkartons, aber auch blitzende Gläser standen da mit leuchtenden Marmeladen, Krüge mit süßen Gurken und daneben der Honigtopf. Schon diese Nachbarschaft hätte Bruno und seinen

Kameraden genügt, sich hier heimisch zu fühlen. Doch in der einen Ecke stand außerdem noch ein altes Sofa und ein Tisch mit einer Kaffeedecke. Die Kohlennot vergangener Winter hatte die Familie hier zusammengetrieben, und so war mit der Zeit die Hocke geworden, in der man sich auch im Sommer viel behaglicher fühlte als in der übrigen Wohnung. Bruno jedenfalls fühlte sich nirgends so wohl wie hier in dieser engen Stube. Hier hatte er als Kind gespielt. Hinter dem Vorhang lagen noch die Steinbaukästen und Eisenbahnschienen verstaubt. Seine Dampfmaschine stand noch heute mit blitzend blankem Messingskessel auf der Etagere. Auf diesem Tisch hatte er die ersten Schreibversuche gemacht, Vokabeln gebüffelt und seine eigenen Verse ins reine geschrieben.

Bis vor einiger Zeit hatte über dem Sofa ein Bild gehangen, ein farbiger Druck aus irgendeiner illustrierten Zeitschrift. Es war ein Bild gewesen mit deutschen Kriegsschiffen, die in einem tropischen Hafen vor Anker lagen. Bruno selbst hatte den Rahmen zu dem Blatt gebastelt, hatte bei der Gelegenheit ein Loch in die Decke geschnitten, den Leim verschüttet und seinen Anzug derart beschmiert, daß er beim besten Willen nicht mehr für die Schule taugen wollte.

Unlängst hatte dieses Bild seinen Platz gewechselt. Es hing jetzt über der Tür, und an seiner Stelle über dem Sofa hing jetzt das Bild des Führers. Ganz ohne Hindernisse war dieser Wechsel nicht vor sich gegangen. Schon vor Monaten hatte Bruno stillschweigend das Bild des Führers hier angebracht. Doch als dann sein Vater nach Hause kam, hatte es einen heftigen Auftritt gegeben, und er hatte das Bild wieder entfernen müssen. Erst lange Zeit später hatte sich das plötzlich geändert. Vor etwa vier Wochen war Herr Hellwig ziemlich erregt von einer Versammlung zurückgekommen. Schon im Korridor rief er laut nach Bruno. „Häng' deinen Meester wieder auf!"

schrie der Vater seinen verdutzten Jungen an, und Bruno hatte sich das nicht zweimal sagen lassen. Seitdem hing das Bild des Führers über dem Sofa in der Hocke.

In den letzten Tagen war es in der Hocke ziemlich lebhaft hergegangen. Die Nähmaschine hatte ununterbrochen gerattert, überall hatten Schnittmuster und Stoffteile umhergelegen, und das Licht war oft erst nach Mitternacht in der kleinen Stube ausgegangen.

Bruno war die ganzen Tage nicht zur Ruhe gekommen. Heute vollends war er von Unruhe besessen. Er lief fort, kam wieder, schlang ein paar Bissen herunter, lief wieder fort, blieb stundenlang weg und kam völlig zerschlagen nach Hause. Die ganzen Tage schon hatte man damit gerechnet, daß das Verbot der SA. und das Uniformverbot aufgehoben werden sollten. „Mutter, wir können wieder marschieren!" rief Bruno schon unter der Tür und ließ sich dann krachend auf das Sofa fallen.

Jetzt saß er seit einer Stunde in seiner Ecke und sah mit glänzenden Augen der Arbeit der Mutter zu. Frau Hellwig bügelte zwei braune Hemden. Zwei braune Kniehosen hingen bereits steif und glatt auf dem Bügel.

„Wird Augen machen, der Junge!" sagte Bruno und rieb sich die Hände zwischen den Knien, „Augen wird der machen!"

„Wäre aber doch besser gewesen, er hätte die Sachen erst mal probiert."

„Ausgeschlossen. Er hat akkurat meine Figur. Erst noch probieren? Da fällt ja die ganze Freude ins Wasser."

„Wann kommt er denn nun, dein neuer Freund?"

„Kann jeden Augenblick einlaufen. Fritze kommt auch noch."

Frau Hellwig bügelt. Dampf steigt auf, und der helle Schweiß steht ihr auf der Stirn. Wenn sie dem Jungen eine Freude machen kann, ist ihr keine Arbeit zuviel. So hat sie nun auch für Brunos Freund, den sie noch

nicht einmal kennt, eine Uniform geschneidert. Seine Eltern sind Kommunisten und dürfen nicht wissen, daß ihr Junge mit Brunos Kameraden geht. Was mag es da noch alles absetzen? Seine jüngeren Brüder sind bei der KJJ, wie ihr Bruno erzählte, und der älteste ist auch schon Mitglied der KPD. Aber diese Jungens scheuen keine Gefahr. Darin ist einer wie der andere. Über die Arbeit hinweg sieht sie hinüber zu ihrem Jungen, der dort frisch, gesund, mit brennenden Backen dasitzt, ist froh und stolz, freut sich aber doch am meisten darüber, daß er im Augenblick so wohlgeborgen in seiner Ecke sitzt.

Bruno fährt hoch. Er hat Schritte auf der Treppe gehört. Draußen schlägt die Klingel an. Bruno geht und öffnet. Es ist Eugen Kappelmann.

„Beinahe wäre ich nicht gekommen."

„Warum denn?"

„Hatte einen Bombenkrach zu Hause."

„Komm erst mal rein!"

Bruno führt den Freund noch nicht in die Hocke. Sie gehen in die Wohnstube.

„Nun schieß mal los! Was hat's denn gegeben?"

„Das kam ganz von alleine. Mein Bruder hat die ‚Welt am Abend' mit nach Hause gebracht und hat uns was vorgelesen. Von den Werktätigen war da die Rede, und die Leute tun gerade so, als ob nur die Kommunisten Werktätige wären. Sie haben das Wort für sich gepachtet. So was kann mich blödsinnig ärgern. Ich hab' mir das eine Zeitlang mit angehört, bis es mir zu dumm wurde. Ob denn die Sozis nicht auch Werktätige wären, bin ich da losgeplatzt, und die Zentrumsleute? und die Nazis? Du kannst dir ja denken, wie mich meine Brüder ansahen. Na, und dann gab ein Wort das andere. Zuletzt konnte ich nicht anders. Mit welchem Recht sie denn die Macht in Deutschland verlangten, habe ich sie gefragt, sie hätten

ja noch nicht ein Sechstel der Wähler hinter sich, und allein die Nazis seien fast dreimal so stark wie sie."

„Fein gegeben, mein Junge!" lachte Bruno. „Wirst sicher mal Abgeordneter werden."

Eugen wehrte ab. „Mir ist nicht zum Lachen. Ich hätte besser den Rand gehalten. Bisher hat keiner was gemerkt. Wenn ich aber so daherrede, werden sie stutzig. Ein Glück, daß mein Vater nicht gerade nach Hause kam, dann wäre ich jetzt bestimmt nicht hier. Ist Fritze noch nicht da?"

„Wenn Fritze sagt, er kommt, dann kommt er auch. Augenblick mal! Ich will nur sehen, was Mutter macht." An der Tür wendet Bruno sich zurück und tut sehr geheimnisvoll. „Es gibt noch etwas Besonderes heute."

„Was denn?"

„Was Tolles!"

„Sag doch!"

Aber Bruno ist schon zur Tür hinaus.

Eugen wartet. Die Standuhr zeigt auf fünf Minuten nach fünf. Es werden zehn. Eugen besieht sich die Bilder an der Wand. Ein gerahmtes Diplom hängt da, von der Innung der Buchdrucker. Ein Bild zeigt ein Dutzend Arbeiter, alles Graveure in der Reichsdruckerei. Brunos Vater ist darunter. Unter dem Bild stehen in kleinen Buchstaben die Namen. Das Bild hängt ein bißchen hoch. Eugen hat Mühe, die Namen zu entziffern. Er findet den Kopf aber doch, der zu dem Namen Hellwig gehört. Plötzlich berührt ihn jemand von hinten. Er hat gar nicht gehört, daß jemand in die Stube getreten ist. Er fährt herum und traut seinen Augen nicht. Bruno steht vor ihm in der neuen Uniform. Er möchte etwas sagen, doch er kommt gar nicht dazu. Bruno hat ihn schon am Arm gepackt und zieht ihn mit, den Korridor entlang in die Hocke. Da liegt noch eine Uniform mit allem, was dazu gehört: Mütze, Lederzeug, Armbinde, Abzeichen. Bruno hat end-

gültig auf das Messer mit den sechzehn Teilen verzichtet und den ganzen Bestand seiner Sparbüchse geopfert. Doch das weiß Eugen nicht und darf es auch nie erfahren. Er sieht von der Seite auf den Kameraden und hat einen diebischen Spaß an Eugens nicht gerade geistreichem Gesicht.

Viel Umstände werden dann allerdings nicht gemacht. Eugen zieht mit erstaunlicher Schnelligkeit die Sachen an. Dann treten sie zu zweit vor den Spiegel und freuen sich. Frau Hellwig hätte zwar noch manches auszusetzen, aber sie hören es nicht.

Sie sind noch dabei, die Falten glattzustreichen und die Riemen straffer zu ziehen, da kommt Fritz Dörries an. Er betrachtet die beiden und sagt gar nichts.

„So rede doch einen Ton!" meint Bruno ungeduldig, „wie sehen wir aus in der Kluft?"

„Wenn ich 'ne Jungfrau wär, möcht ich jetzt sterben", singt Fritz Dörries, und alle lachen, daß es dröhnt.

Frau Hellwig hat etwas Kaffee warmgestellt, doch es fehlt an Kuchen. Bruno ist sofort bereit, zum Bäcker zu laufen.

„Zieh erst die Sachen wieder aus!" drängt die Mutter, aber Bruno denkt nicht daran. Ob das Verbot schon aufgehoben sei oder morgen erst aufgehoben werde, sei ganz egal. Er habe erst heute einen SS-Mann in voller Uniform gesehen. Der sei ganz kalt an einem Schupo vorbeigegangen, und der habe keinen Ton gesagt. „Also, lauf schon!" gibt die Mutter nach, und Bruno fegt aus der Tür.

Frau Hellwig stellt einstweilen die Tassen auf. Bruno bleibt etwas lange. Sie setzen sich schon, und Frau Hellwig gießt den Jungens ein. Plötzlich hört man von vorn durch das offene Fenster Pfeifen und Gejohle von der Straße herauf. Frau Hellwig wird blaß und läuft in die vordere Stube. Da kommt Bruno auch schon angestürzt, eine Schramme im Gesicht, den Kuchen in der erhobenen Hand.

Er setzt das Paket auf den Tisch und zieht sich vor dem Spiegel erst einmal das Halstuch wieder zurecht. Frau Hellwig und die Kameraden stehen besorgt um ihn herum.

„Haben sie dich angerempelt?"

„'n paar Lausejungens von nebenan. Werden sich noch an die Kluft gewöhnen müssen. Wollen Kaffee trinken jetzt."

Sie setzen sich wieder. Die Jungens langen kräftig zu. Frau Hellwig rührt stumm in ihrer Tasse.

„Ich wäre schon eher gekommen", beginnt jetzt Fritz zu berichten, „aber ich hatte Besuch. Der kleine Völker war bei mir. Wir haben uns ziemlich lange unterhalten."

„Den kenne ich", sagt Eugen und ist sichtlich erfreut. „Ich kenne ihn aus meiner Cliquenzeit. Ist Mitglied des ‚Nordstern', soviel ich weiß. Schade, ist sonst ein ganz patenter Bursche."

Bruno sieht erstaunt auf Fritz. „Wie kommst denn du gerade zu dieser Bekanntschaft?"

„Von der Berufsschule her. Er hat mich mal angesprochen und, soviel ich verstanden habe, wollte er zu uns. Ich nahm ihn mit nach Hause und lud ihn ein, unser Eröffnungsfest im neuen Heim zu besuchen. Er kam aber nicht. Stattdessen sah ich ihn am andern Tage auf dem Polizeipräsidium wieder."

„Ist ja merkwürdig."

„Merkwürdig war sein Verhalten auf dem Präsidium. Er wollte seinen Namen nicht sagen."

„Viecherei, sowas."

Fritz Dörries widersprach entschieden. Auch er habe sich dieses Verhalten zunächst nicht erklären können. Er habe sich auch alles mögliche dabei gedacht. Bis dann heute Völker zu ihm gekommen sei und ihm alles erklärt habe.

Fritz erzählte dann ausführlich und meinte zuletzt, er möge den kleinen Kerl fabelhaft leiden, er könne auch

seine Angst verstehen, bei der Kameradschaft in einem falschen Licht zu erscheinen. Er finde sein Verhalten auf dem Präsidium ein wenig tapsig, aber man sehe doch, daß ihm etwas an der Kameradschaft Beußelkietz liege, und das sei schon allerhand. Er habe ihn daher auch eingeladen, sie hier abzuholen und nachher mitzukommen. Er sei jetzt nur noch rasch nach Hause, um dort Bescheid zu sagen.

Eugen stimmte Fritz ohne weiteres zu. Auch Frau Hellwig nickte. Bruno aber lachte aus vollem Halse. „Man gut, daß dich der Kameradschaftsführer nicht hört! Ich kenne dieses Früchtchen nicht, habe den Jungen nie gesehen. Aber ich fresse einen Besen, wenn du dich da nicht hast einseifen lassen. Ist Mitglied vom ‚Nordstern', sucht sich hintenherum anzubiedern, wird am gleichen Abend mit seinen Cliquenbrüdern und Rotbanditen beim Überfall geschnappt! Wenn das nicht die gerissenste Spitzelkomödie ist, will ich Levi heißen."

„Ausgeschlossen!" widersetzt sich Eugen lebhaft, „Völker gibt sich nicht her zu sowas!"

Fritz Dörries wurde heftig. „Wie kannst du so etwas behaupten", fuhr er Bruno an, „du greifst das einfach aus dem blauen Dunst heraus. Der Junge sieht bei Gott nicht danach aus, als ob er ein Spitzel wäre, ich kann mir nicht helfen. Ein bißchen Menschenkenntnis habe ich auch."

Bruno stand auf. „Eure Menschenkenntnis in allen Ehren. Von blauem Dunst kann keine Rede sein. Es liegen Tatsachen vor, die zum mindesten einen Verdacht begründen, und die schlechtesten Schauspieler werden sie sich nicht aussuchen für diese Rolle. Denkt daran, daß wir in Beußelkietz leben. Denkt an die Stennesleute! Habt ihr unsern Norkus und unsern Preiser schon ganz vergessen?"

Keiner sagte mehr etwas. Bruno drängte zum Aufbruch. Sie wollten nach dem Grunewald und dort baden.

Frau Hellwig bat die Jungens, doch die Uniform so lange abzulegen, bis das Verbot aufgehoben sei und alle Jungens sie trügen. Sie wandte sich an Bruno, fuhr ihm über die Schramme, er sehe doch, wohin es führe, wenn man sich so vereinzelt in dieser Uniform auf der Straße zeige.

Aber Bruno ließ es sich nicht nehmen, so zu gehen wie er war. „Sollen diese Ganoven denken, ich kneife vor ihnen? Soll der ganze Beußelkietz hinter mir her johlen: ‚Bruno Hellwig geht doch lieber in Zivil', was? Ich gehe so, Mutter. Das ist doch gar keine Frage! Und jetzt los, Leute, ich möchte diesem Völker nicht auf der Treppe begegnen."

Frau Hellwig sah den drei Jungens aus dem Fenster nach, bis sie um die Ecke verschwunden waren. Auch aus den Nachbarfenstern reckten sich da und dort die Hälse. Man sah zu ihr her. Ein Finger deutete auf sie. Frau Hellwig schloß schnell wieder das Fenster.

Jetzt, da sie allein war, überfiel sie die Angst mit doppelter Schwere. Sie war nicht imstande, eine Arbeit zu tun. Die Angstbilder wuchsen unheimlich an zwischen diesen stillen Wänden, jagten sie durch die Stuben, drückten sie zuletzt müde und zerschlagen auf einen Stuhl in der Hocke.

Draußen ging zaghaft die Klingel. Sie wollte erst nicht öffnen, dann fiel ihr ein, es könnte der Junge sein, von dem Fritz Dörries gesprochen hat, der Spitzel, der Spion, den Bruno eben noch abgetan hatte. Sie sprang hoch. Sie wollte sich den Ausbund zum mindesten ansehen. Abspeisen wollte sie diesen Bengel, daß ihm das Herumschnüffeln hier ein für allemal verginge. Sie lief zur Tür und öffnete heftig. „Was willst du?" fuhr sie den Jungen an, der da vor ihr stand.

Doch schon tat es ihr wieder leid, so heftig gewesen zu sein. Der kleine Junge sah wirklich nicht aus, als ob er etwas Schlimmes vorhätte. Er hielt die Mütze in der einen Hand, an der anderen baumelte ein kleines Paket; wahr-

scheinlich enthielt es die Butterbrote. Erschrocken sahen die großen Augen zu ihr herauf, und schon fragte sie den Jungen noch einmal, jetzt in wesentlich milderem Ton, was er denn wünsche.

„Ich bin Heini Völker", sagte der Kleine, „ich möchte zu Fritz Dörries."

„Die Jungens sind gerade vor einigen Minuten fortgegangen."

Frau Hellwig hatte diese Worte ganz harmlos hingesagt. Jetzt erschrak sie über ihre Wirkung. Heinis Gesicht wurde starr und weiß. Dann überzog sein Gesicht ein tiefes Rot. Die Mundwinkel begannen zu zucken. Frau Hellwig fuhr irgendeine kleine Lüge durch den Kopf. Die Jungens hätten unerwartet einen Befehl bekommen, sie hätten ganz plötzlich fortgemußt. Aber sie brachte es nicht über sich, in dieses bekümmerte Jungensgesicht hineinzulügen. „Die Jungens sind nach dem Grunewaldsee", sagte sie, und um ihn nicht ganz ohne Trost zu lassen, fügte sie noch hinzu, soviel sie gehört hätte, nähmen die Jungens an, daß er nachkomme. Der See sei ja nicht allzu groß, er werde sie dort schon finden.

Heini schwieg. Wie er dann immer noch nichts sagte, schloß Frau Hellwig leise die Tür. Durch das Guckloch in der Füllung sah sie noch lange das zuckende Gesicht dieses Jungen, und je länger sie es ansah, um so mehr schämte sie sich im stillen für ihren eigenen Jungen.

4

Das Kind beherrscht diese Straßen. Vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Dunkelheit ist es hier unbeschränkter Herr. Den ganzen Tag über kommt der Ball nicht zur Ruhe. Die Bürgersteige sind mit Kreide bekritzelt. Rechtecke und allerlei Figuren decken den Asphalt, unermüdlich wird auf einem Bein in den ‚Himmel' oder in die ‚Hölle' gesprungen. Wo sich eine Nische oder eine Erhö-

hung zeigt, wird sie als Bank oder Tisch in Anspruch genommen. Wie die Stare im Herbst sitzen die Kleinen in langen Ketten, in dichten Rudeln. Andere toben umher, kümmern sich einen Deut um die Vorübergehenden, sogar die fahrenden Wagen beachten sie kaum. Ihr Lärm und ihr Geschrei füllt die Luft, ihre grellen Stimmen sind das Geräusch dieser Straße. Nur selten übertönt sie das Hupen eines Autos. Tagsüber sind die Kinder meist ohne Aufsicht. Erst gegen Abend finden sich die Mütter vor den Häusern ein, setzen sich gleichfalls auf die Stufen und sehen mit Stolz und Wohlbehagen in den lärmenden Radau. Die Kinder scheinen die Anerkennung zu fühlen, die aus diesen Blicken kommt. Sie geben sich Mühe, noch lauter zu sein, noch toller herumzurasen. Selten erhebt sich eine warnende Stimme oder gar ein Ruf, der nach Ordnung verlangt. Kein Wunder, daß diese Kinder sich fühlen, als habe ihnen überhaupt niemand etwas zu sagen. Es ist ein zügelloser Spaß, der aus ihrem Gelächter klingt. Roh und grausam gegen die anderen zu sein aber ist ihnen das wahre Vergnügen.

Heini kam die Straße daher und verspürte große Lust, die eine oder andere dieser Gören zu ohrfeigen. Noch nie war es ihm so aufgefallen, wie frech und ungezogen diese Kinder waren. Auch die halbwüchsigen Burschen, die heute noch mehr als sonst in Gruppen herumstanden, machten ihn wütend. Sie waren die Kinder von gestern, und morgen würden diese Kinder genau so herumlungern, maulen, mit Mädels losziehen und Sauwitze reißen. Sie standen heute abend an allen Ecken, in den Toreinfahrten der Häuser, vor den Türen der Kneipen. Sie taten sich großkotzig, als ob sie die Weisheit mit Löffeln gefressen hätten, und konnten noch nicht ihren Namen richtig schreiben, wenn es darauf ankam. Das ging in einem fort mit Diktatur und Kapitalisten, dauernd wurde mit den Fäusten gefuchtelt, und ‚nieder' war ihr drittes Wort. Für

ihn war dieses Gehabe nichts als Renommage. Nichtskönner und Faulpelze. Je weniger einer taugte, um so größer seine Klappe. Er kannte das zur Genüge.

An der Ecke der Huttenstraße stand so einer und redete. Er hörte einen Augenblick zu. Ein richtiger Quatsch war das. Was dieser Kerl da verzapfte, hatte man schon zum Kotzen oft gehört. Auf jedem Flugblatt stand das, an jeder Litfaßsäule. Er war geladen auf diese Brüder bis hierher.

In der Beußelstraße wimmelte es von Menschen. Die Turmstraße, soweit man sehen konnte, schwarz von Fußgängern. Es war kein Umzug. Die Menschen stauten sich nur überall. Wo zwei, drei zusammenstanden, hielten gleich noch ein paar Dutzend Neugierige. Die Türen der Kneipen standen offen. Überall das gleiche eintönige Stimmengewirr, immer die gleichen Worte schlugen einem beim Vorübergehen ins Ohr. „Faschismus" bekam Heini bei jedem Schritt zu hören, „Unterstützung" und „Terror". Schupo forderte die Leute auf, weiterzugehen. Die Menschen gingen zehn Schritte, dann blieben sie wieder stehen. Es war nichts los, jeder schien aber zu warten, daß irgend etwas sich ereigne.

Vor seinem Hause hörte Heini das Wort ‚Uniform'. „Von morgen an tragen wir wieder unser Braunhemd", hatte Fritz Dörries gesagt. Zum Grunewaldsee waren sie gegangen, ohne ihn. Eine Minute lang hatte er es glücklich vergessen. Dieser Umtrieb hatte es ihn vergessen lassen. Jetzt dachte er wieder von neuem daran. Sie glaubten ihm nicht. Was ging ihn dieses Pack auf der Straße an? Die Jungens glaubten ihm nicht!

Auf der Treppe zu seiner Wohnung blieb er stehen. Was sollte er machen, um den Jungens zu zeigen, daß er wirklich zu ihnen hielt? Sollte er Fritz einen schönen Kasten zimmern? ihm sonst etwas schenken? Er besaß doch nichts, und Fritz hatte gewiß alles, was er haben wollte. Es müßte schon etwas Besonderes sein, wenn es

ihm Freude machen sollte, etwas Seltenes, etwas, das nicht einmal für Geld zu haben war. Was aber war selten? Er hatte einmal von Briefmarken gehört, die nur schwer zu bekommen waren. Briefmarken, überlegte er. Briefmarken, dachte er noch, als er schon in die Stube trat.

„War einer hier", empfing ihn sein Vater. „Sollst gleich mal rüber kommen in die Stromstraße."

Stoppel —, durchfuhr es Heini, Stoppel kann alles verschaffen. Er muß mir Briefmarken besorgen, seltene Marken, ganz seltene sogar. Ich werde ihm sagen —, nichts weiter werde ich ihm sagen, ich brauche sie einfach. Sein Herz schlug ihm im Halse. Er dachte nicht einen Augenblick lang, woher Stoppel sich solche Marken besorgen würde. Er sah nur, hier war eine Möglichkeit. So würde er plötzlich imstande sein, etwas anzubieten. Er legte die Mütze gar nicht erst ab, sagte nur eben der Mutter guten Abend und war schon wieder auf der Straße.

Er lief.

Stromstraße —? dachte er. Wieso? Was wollen sie mit einem Male wieder bei uns in der Werkstatt? Er kam schlecht vorwärts zwischen den vielen Menschen. Er rannte dauernd Leute an, alle Welt fluchte hinter ihm her.

Vor der Werkstatt empfing ihn ein Posten. Die anderen seien im Keller, wurde ihm gesagt.

Stoppel redete gerade, als Heini die Treppe herabkam. Von einem Schorsch war die Rede. Das war wohl der Bengel, den Stoppel da vor sich hatte? „Schorsch hat eben den Bogen raus", erklärte Stoppel gerade den übrigen, „nehmt euch ein Beispiel! Kannst dir den Jungen auch mal beschnuppern", wandte er sich unvermittelt an Heini und zog ihn zu sich heran. „Hast dich zwar neulich ganz passabel benommen, wie wir den Kückenstall der Nazi ausmisteten. Ich dachte schon, du wolltest auskneifen. Weißt du, was Schorsch gemacht hat? Wir haben nicht viel Zeit heute abend, aber so was soll jeder von euch erfahren.

Ich bin schon lange scharf auf die Schinken nebenan auf dem Rummelplatz. Ich meine die Bude mit dem Glücksrad. Was macht Schorsch? Pumpt sich 'ne weiße Kluft und 'ne Ballonmütze, wie sie die Gehilfen der Glücksbude tragen, nimmt sich einen Korb, klettert von hier über den Zaun, und während die ganze Blase nach dem Publikum hinglotzt, hängt Schorsch hinter ihrem Rücken, vor den Augen aller Zuschauer, in aller Seelenruhe die Schinken ab, acht Stück, acht! Während das Rad noch läuft, türmt er gemütlich hierher zurück! Dort, in der Kiste, liegen die Schinken. Was sagst du dazu, Heini? Drück Schorsch die Hand!"

Heini fühlte den Druck einer Hand. In Gedanken war er ganz woanders. Die ganze Gesellschaft hier widerte ihn an. Doch man ließ ihm keine Zeit, um nachzudenken. Stoppel war schon wieder am Reden. „— große Sache", hörte Heini ihn sagen. „Die Fahrkarten nach Königswusterhausen habe ich schon besorgt. Wir brauchen zehn Mann, ausgesuchte Leute. Dicke Luft, Herrschaften! Schlagringe und was man so braucht, habe ich in meiner Handtasche. Der Zug fährt zehn Uhr acht von Bellevue. Getrennt fahren, versteht sich. Treffpunkt: Ziegelei in Senzig. Von da gemeinsam durch den Wald zum Krüpelsee. Den Lagerplatz kenne ich. Wer macht freiwillig mit?"

Jeder hob die Hand.

„Gegen wen soll es gehen?" fragte Heini und schob sich vor.

„Gegen die Faschisten, Mensch!"

„Ihr wollt ein Lager überfallen?"

„Hab keine Bange, sind man bloß Jungens."

„Ich würde doch nie mit einem Schlagring gegen wehrlose Jungens angehen."

„Kannst ja zu Hause bleiben. Laß dir von deiner Alten 'ne Milchsuppe kochen. Wir ziehen los." Stoppel griff in die Tasche. „Hier sind eure Fahrkarten, und jetzt haut ab!"

Der Trupp zog polternd über die Treppe.

Heini stand ganz blaß, nur seine Ohren glühten. Mit einem jähen Entschluß trat er vor Stoppel. „Ihr werdet das bleiben lassen!" sagt er mit sonderbar ruhiger Stimme.

Stoppel sieht sich um. Mit der Kerze leuchtet er die Treppe hinauf. Die anderen sind schon alle weg, sie sind die letzten. Er stellt die Kerze ab, tritt langsam vor Heini und stößt die Hände in die Taschen. „Was soll das, mein Jungchen?"

„Ich dulde nicht, daß ihr so etwas macht!"

Stoppels Gesicht läuft allmählich rot an. „Wenn dein Vater nicht so ein anständiger Kerl wäre, klebtest du jetzt irgendwo in der Ecke. Merk dir das! Und jetzt scher dich nach Hause, hörst du, nach Hause! Ich werde morgen deinen Vater fragen, ob du gleich nach Hause gekommen bist."

„Ich werde nicht nach Hause gehen."

„Ich werde die Jungens warnen."

Mit einem Griff packt Stoppel Heini vor der Brust. Er atmet heftig. Ganz nahe steht sein Gesicht vor Heinis Augen. „Das kannst du nur einmal, mein Junge", sagt er mit schwerer Stimme, „verstehst du: nur ein einziges Mal!"

„Dann tu' ich es eben dieses eine Mal!"

Stoppel sagt erst gar nichts. Dann grinst er über das ganze Gesicht. „Du gefällst mir beinahe, du Rotzjunge", sagt er und haut Heini eine Ohrfeige, daß ihm die Funken vor den Augen tanzen.

Heini hört noch, wie Stoppels schwere Schuhe die Treppe hinaufsteigen, wie oben die Tür klappt. Dann wird es ruhig.

Wie spät ist es? ist Heinis erster Gedanke.

Er rennt die Treppe hinauf. Vorn an der Ecke ‚Alt-Moabit' war eine Schwemme. Dort hing eine Uhr an der Wand. Man konnte sie durch das Fenster sehen.

Halb zehn durch.

Zur Altonaer Straße! aber wie? Keine Minute ist zu verlieren. Da fällt sein Blick auf eine große Tafel an der Tür, ‚Münzfernsprecher' steht mit roten Buchstaben auf dieser Tafel.

Einen Groschen?

Ein paar Kupferstücke besitzt er noch, einen Sechser. Am Schanktisch verlangte er ein Groschenstück.

Wie langsam diese Menschen sind! Bis so ein Kerl einen Groschen in der Kasse findet!

Im Telephonbuch sucht er unter D. Die Buchstaben verschieben sich vor seinen Augen, Dörbit... Dörsa... Dörsch, er ist ein paar Zeilen zu tief geraten. Vielleicht haben sie gar kein Telephon. Dörries —! da steht es ja: Dörries, Hansa 8325. Er hat noch nie in einem Automaten telephoniert. Er steckt den Groschen zu früh in die Büchse, das Fräulein vom Amt will ihn nicht verbinden.

Zurück zum Wirt.

Der kann bezeugen, daß er das Groschenstück eingesteckt hat. Er hat das Glockenzeichen gehört. Das Fräulein verbindet.

Endlich kommt eine weibliche Stimme aus dem Apparat. Fritz Dörries möchte er sprechen. Weg ist die Stimme. Heini wischt sich den Schweiß.

Nach endloser Zeit hört er Fritzens Stimme gemütlich fragen: „Hallo —? wer ist denn dort?"

Heinis Stimme will nicht gehorchen. Sie schnappt dauernd über. Er weiß auch nicht, was er zuerst sagen soll.

Endlich wird er ruhiger. Er erzählt, was er weiß. Fritz sagt immer nur: ‚Weiter! los, weiter!" Heini ist noch am Erzählen, da hört er im Apparat ein knackendes Geräusch. Er weiß nicht, was das bedeutet. Er wundert sich nur, daß er von drüben keine Antwort mehr bekommt. Da! jetzt geht es wieder. Eine helle Stimme fragt: „Sprechen Sie noch?"

Viertes Kapitel

1

Hitze liegt auf der dämmerigen Stadt. In den Straßen ist es drückend und schwül. Die Luft steht regungslos über dem Asphalt. Der Zement der Fassaden speit die aufgesogene Wärme des Tages zurück. Das Licht der Sonne ist nur mehr flimmernder Dunst, und man schmeckt den Staub auf der Zunge. Es ist schon spät am Nachmittag, es geht schon stark auf sieben. Trotzdem wollen sich am Kurfürstendamm die Vorgärten der Kaffeehäuser nicht leeren. Man sitzt und sieht den Wagen nach und den Omnibusssen, die wie schwerbeladene Kähne durch die zähe Luft dahergestrichen kommen. Man sieht den beleibten Bürgern nach, die neuerdings wie die jungen Leute ohne Jacke gehen, und man hat seine stille Freude an den Kleidern der Mädchen und Frauen, deren Stoffe so dünn sind, daß man die Beine gegen das Licht sich abheben sieht bis zu den Hüften. Gesprochen wird nicht viel. An einem Nebentisch ist von Politik die Rede. Die Stimmen sind eintönig und ohne Schwung. Das Uniformverbot werde wohl mit dem heutigen Tage aufgehoben. Wichtigkeit! Ob sie ein Abzeichen im Knopfloch tragen oder ein farbiges Hemd mit Armbinde, was liegt schon daran. Man spricht von Effekten, und die Stimmen werden immer leiser. Auf einem Stuhl liegt das neueste ‚Tempo', das Blatt ist in der Mitte geknickt. „... aufgehoben' steht in dicken Lettern auf der nach oben gekehrten Hälfte zu lesen. Darunter noch dicker: ‚Demonstration'. Unwillkürlich irren die Augen von dem Blatt hinauf, über die Kronen der Bäume hinweg, über die Dächer. Ein Wetterleuch-

ten geistert stumm und groß am westlichen Himmel. Aber schon ergeben sich die Gedanken wieder dem Rhythmus der Schritte, die unablässig an der niedrigen Brüstung vorbei über das Pflaster gehen, ungeduldig oder behäbig, hastig, erbost oder geschäftig, lauernd oder zärtlich, je nach Alter, Stellung, Gesundheit, Absicht, Erfolg. Man hat Verluste gehabt, man hat verdient, man könnte schon weiter sein, statt dessen ist man seit Monaten schon ohne eigentliche Arbeit. Man ist ein Kommis ohne Stellung, ein Arzt ohne Praxis, ein Zeichner, ein Geiger, ein Postassistent, einerlei! man ist der viermillionste Teil dieser Stadt, die — wie man hört — ihrerseits nicht minder verschuldet ist, man ist ein Glied dieser ziehenden Kette, ein Teil dieser Geschäfte, die seit Menschengedenken nicht mehr gehen, dieser Börse, die nichts mehr bringt, dieser Villen, in denen keiner mehr wohnt. Über allen zieht das große Wetter auf, von dem niemand weiß, ob es Hagelschlag bringt oder den ersehnten Regen. Fürs erste scheint irgendwo ein Stummel zu schwelen. Es riecht nach Zigarettenrauch, nach Schweiß und parfümierter Haut. Drei Stunden sitzt man nun schon bei dieser schäbigen Tasse Kaffee. Einen Schnaps könnte man noch vertragen, ein Paar Wiener, hier gibt es das beste Pilsener in Berlin, und an den Manschetten lassen sich die Fransen kaum mehr verbergen.

„— zahlen, Herr Ober!"

2

Sechstausend Angestellte arbeiteten vor noch gar nicht langer Zeit in diesem Gebäude: Verkäuferinnen, Kassierer, Rayonschefs, Zuschneider, Tischler, Schlächter, Monteure, Mannequins, Boys. Fünfzigtausend Kunden gingen täglich durch die Türen ein und aus. Wieviel es heute noch sind, wäre wahrscheinlich schwer zu erfahren. Doch keinem Menschen fällt es mehr ein, sich länger bei solch

einer Frage aufzuhalten. Es werden eben weniger sein. Es wird ja alles weniger heutzutage. Nur die Zahl der Arbeitslosen nimmt täglich noch zu und die Stimmzahl der Radikalen. Das ist schon so selbstverständlich geworden, daß man lachen würde, wollte einer noch ernstlich davon reden. Ja, wenn man die Millionen wieder herausziehen könnte, die dieser Bau gekostet hat, dann lohnte es sich schon eher, etwas zu sagen. Dabei ist es noch nicht einmal der einzige Bau dieser Art, der in den letzten Jahren entstanden ist. Doch er steht nun einmal da mit seinen zehn Stockwerken, mit seiner dreihundert Meter langen Fassade, mit den massigen Türmen an den Ecken. Man hätte so gerne seine Freude daran, wenn nachts die strahlenden Lichter auf diesen Türmen brennen, den ganzen großen Platz vor dem Gebäude erhellen und weit hinausleuchten in die benachbarten Straßen. Mit den Fremden, die hierherkommen, möchte man glauben, es seien wohlhabende Straßen, die zu diesem Platz herführen, Straßen, von Menschen bewohnt, die reichlich verdienen und das Leben zu leben verstehen. Fast möchte man selber glauben, daß dem so ist. Wie käme sonst ein Mensch auf den Gedanken, diesen Palast gerade an dieser Stelle zu errichten, mit soviel tausend funkelnden Scheiben, mit diesen blitzenden Messingbeschlägen, mit Jazzkapelle, Dachgarten, Lichthof, Erfrischungsraum in der achten Etage, Portiers wie kommandierende Generale. Doch das ist ja schließlich denen ihre Sorge, die den Kasten gebaut haben. Überhaupt ist es so eine Sache mit dem Denken, wenn man hier über den Platz geht. Man hat seine liebe Not, auf den Verkehr zu achten. Die Taxis werden mit jedem Tage frecher, der Elfer-Omnibus biegt hier um, und die Elektrische kommt immer gerade aus der verkehrten Richtung. Heilfroh ist man, wenn man mit ganzen Knochen endlich auf der anderen Seite ist.

Beinweiß steht das Warenhaus an diesem Abend vor

dem blauschwarzen Himmel. Es donnert fern. Vielleicht ist es auch nur das Rollen der U-Bahnzüge. Aus einer jener Straßen kommt abgerissenes Geschrei, rhythmisch, drohend, dreimal. Ein Sprechchor wahrscheinlich. Man kennt diese Chöre. Sie tauchen plötzlich in unseren Höfen auf, schreien uns eine Mahnung gellend in die Stube und verschwinden so jäh, wie sie gekommen sind. Dieser Schrei soeben drang herauf bis in die zehnte Etage. Hier liegen nach vorn heraus die Räume der Direktion. Heil Moskau? oder Deutschland erwache? Man hat die Worte hier oben nicht recht verstanden. Die Entfernung ist zu groß, um auch noch die Worte zu verstehen. Es nimmt auch niemand weiter Kenntnis von dem Schrei. Man ist es längst gewohnt in dieser Gegend, solche Schreie zu hören. Die Straßen, die auf den Hermannplatz führen, sind schon immer ein bißchen unruhig gewesen. Es sind Arbeiterstraßen, Straßen mit armen oder doch kleinen Leuten, die sich plagen müssen, tagaus, tagein, und schon der Mensch, der täglich zu essen hat, gilt hier als wohlhabender Mann. Jeder, der hier wohnt, ist genötigt, den Groschen dreimal umzudrehen, bevor er ihn ausgibt. Aber am Ende gibt er ihn aus, er ist gezwungen, ihn auszugeben, und man ist sich darüber in dieser zehnten Etage sehr wohl im klaren, daß immer zehn dieser Groschen eine Reichsmark ergeben. Diesem Umstand hat man schon bei Gründung des Hauses Rechnung getragen, und auch heute noch ist es die erste Aufgabe der leitenden Herren, immer und überall sich anzupassen. So wurde neuerdings die Abteilung für seidene Wäsche verkleinert, und man erweiterte entsprechend das Lager der Würste. Die Straßen, die hierher führen, sind arm, aber viele Meilen lang. Fünfhunderttausend bevölkern den Umkreis, sie lieben dieses Gebäude nicht, sie scheuen aber auch nicht den Weg, um die paar Pfennige zu sparen, um die sie hier billiger kaufen. Denn Pfennige sind für sie Tage. Sie lieben dieses

Haus nicht, wie gesagt, aber sie kommen und kaufen. Sie wissen auch, daß hier nicht immer alles ist, wie es sein sollte. Sie haben alle den Prozeß verfolgt, der neulich schwebte. Fleischwaren sollen da nicht ganz in Ordnung gewesen sein, sie kennen auch das Urteil, aber was soll man denn machen. Zum Glück vergißt man auch leicht mit leerem Beutel, man hat auch den kleinen Händler schnell vergessen, bei dem man sonst täglich einholen ging. Der haftete einem mit seiner Person für die Güte seiner Waren, aber Pfennig ist eben Pfennig. Jetzt steht sein Laden leer seit einiger Zeit. Doch es stehen viele Läden leer heutzutage, und man hat seinen eigenen Kummer nachgerade zur Genüge.

Der Platz vor dem Warenpalast ist der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Der Platz ist heute abend schwarz von Menschen. Man wartet auf etwas. Man hat es so im Blut, daß heute noch etwas geschehen wird, und man möchte es bei Gott nicht versäumen. Alle Welt spricht nur von den Nazis. Eine Schupopatrouille reitet langsamen Schrittes über den Platz. In der zehnten Etage wird auf amerikanischen Rechenmaschinen addiert. Niemand sieht hinauf.

8

In Moabit hatten sich gegen Abend die Straßen allmählich gefüllt wie die Ränge eines Theaters. Wer nicht auf der Straße stand, sah aus dem offenen Fenster. Die Blätter der Linken hatten große Aufrufe gebracht. Die Arbeiter aller Parteirichtungen waren aufgefordert worden, sich zu gemeinsamer Abwehr zusammenzutun gegen die faschistische Gefahr.

Mit dem heutigen Tage hatte eine Notverordnung das Verbot der nationalsozialistischen Sturmabteilungen aufgehoben. Auch das Tragen der Uniform war ihnen jetzt wieder erlaubt. „Kameraden! noch heute marschieren

wir!" hieß der erste Tagesbefehl an die Stürme. Ein gewaltiger Aufmarsch stand zu erwarten. „Arbeiter! geht auf die Straße!" riefen die Führer der Gegner. „die Straße ist euer! zersprengt die faschistischen Bataillone!"

In Reinickendorf standen Tausende vor den Häusern, nicht weniger in Neukölln, am Wedding, im Osten, am Knie, in Moabit. Sie standen wuchtig da, drohend, gefährlich. Die Hälfte von ihnen war seit Jahr und Tag ohne Arbeit, vergrämt, verbissen, hoffnungslos. Männer und Frauen standen da. Mädchen, halbwüchsige Burschen. Sie grüßten sich mit erhobener Faust. Ihre Gesichter waren hart vor Haß. Grau und schwer lag der Himmel auf den Dächern. Kein Kind war heute auf der Straße zu sehen.

Heini war erst nach vier Uhr von seinem Meister für heute entlassen worden. Er war nicht wie sonst nach Hause gegangen. Die Unruhe jagte ihn. Er wollte sehen, was hier geschah, er wollte wissen, was gestern geschehen war, was nun aus den Jungens geworden war, draußen am Krüpelsee.

Nach kurzer Überlegung war er einfach zu Eugen Kappelmann in die Wohnung gegangen. Der wohnte am nächsten. Doch Eugen wußte von nichts, er war auch gerade erst nach Hause gekommen. Außerdem konnten sie in der Stube nichts reden, und sie machten, daß sie weiterkamen.

Sie gingen zu Bruno Hellwig. Eugen wollte sowieso dort hin, um sich umzuziehen. Er hatte abends Dienst und mußte zum Dienst in der Uniform erscheinen. Da er die Uniform zu Hause unmöglich zeigen konnte, hatten sie ausgemacht, er solle sich einfach vor und nach jedem Dienst bei Bruno umziehen. Doch als sie hinkamen, war niemand zu Hause.

Auch Fritz Dörries war nicht aufzutreiben.

Ratlos standen sie auf der Straße. Eugens Dienst war erst für halb acht Uhr angesetzt. Sie hatten also noch genügend Zeit, um sich in den Straßen umzusehen.

In der Turmstraße sorgte die Polizei für freien Verkehr. Auch in der Beußel- und Huttenstraße drängten Schupobeamte die Fußgänger weiter. Was war los? Warum die vielen Menschen?

Bald hörten sie, was war.

„Mensch!" sagte Eugen, „die SA. soll hier durch?"

Ziellos liefen sie in die Turmstraße hinauf. Ecke Beußelstraße stand ein Schupoposten von drei Mann. „Weitergehen, bitte! Bitte, gehen Sie weiter!" Sie kamen zur Wittstocker Straße, standen einen Augenblick still vor Staunen, so ein Gedränge herrschte hier. Weit und breit war kein Schutzmann zu sehen. Von den Häusern hingen rote Fahnen. Immer neue wurden an die Fenster gesteckt. Gegenüber im vierten Stock wurde gerade ein rotes Tuch durch das Fenster geschoben, ein Luftzug rollte es auf. Eugen packte Heinis Arm und deutete nach oben. Heini erschrak, es war eine Hakenkreuzfahne. Schon fegte ein Johlen aus der Menge. Ein paar Pfiffe. Eugen zog Heini weiter. „Komm! ich glaube hier tut sich noch was!" Sie schoben sich durch die dichte Menge, blieben stehen, horchten um und hörten auch bald, was die Menschen hier so erregte. An der Huttenstraße war ein Gebäude als SA-Kaserne vorgesehen. Man hatte Wind bekommen, der Anmarsch gehe nicht die breite Huttenstraße entlang, sondern sollte hier mitten durch das Arbeiterviertel führen. „Nicht einen Hosenknopf werden sie von ihren Uniformen durch die Wittstocker Straße bringen", hörten sie hinter sich sagen. „Wie die nackten Affen werden sie am anderen Ende ankommen!" — „Wenn sie überhaupt so weit kommen!" Überall flackerte die Empörung, die Drohung, der Zorn.

„Warum machen sie das?" fragte Heini den Kameraden. „Warum marschieren sie nicht vorn die Huttenstraße entlang?"

Eugen wollte etwas erwidern, er kam nicht dazu. Alles sah plötzlich nach dem Ende der Straße, alles reckte die Hälse. Man sah aber nichts. Einer nahm dem andern die Aussicht. Heini war es so, als ob von dort her die Stimmen verstummten. Es wurde immer ruhiger in der Straße. Das Schweigen kroch hörbar näher.

Plötzlich teilte sich vor den beiden die Menge. Ein junger Mensch in braunem Hemd und brauner Hose ging festen Schrittes seines Weges, sah nicht nach links und nicht nach rechts. Schon hatte sich der Menschenknäuel wieder hinter ihm geschlossen. Ein drückendes Schweigen erstarrte hinter ihm. Heini sah noch immer die leuchtende Binde mit dem Hakenkreuz am Arm des jungen Mannes und fühlte zugleich einen heftigen Schmerz im eigenen linken Arm. Eugens Finger hielten seinen Arm krampfhaft umspannt.

„Wer war das?" entfuhr es Heini.

„Ein SA-Mann war das", sagte Eugen und rieb sich dauernd das Kinn mit dem Finger.

4

„Mein Mann ist nicht zu Hause."

„Dann werde ich hier solange warten, bis er wiederkommt." Stoppels Stimme kam ein wenig rauh, und die Frau in der Tür sah ihn erschrocken an. Stoppel wollte aber freundlich sein und lächelte.

Frau Völker aber wagte schon gar nicht, dem Freund ihres Mannes zu widersprechen. Ohne weiteres trat sie von dem Eingang zurück. Stoppels massige Gestalt schob die Frau buchstäblich zur Seite, ohne daß er sie im geringsten berührt hätte.

In der Stube bot sie ihm einen Stuhl. „Ich weiß allerdings nicht, wie lange es dauern wird. Mein Mann hat nichts gesagt, wie er wegging."

Stoppel lehnte sich mit dem Rücken gegen das Fensterbrett und sagte nichts weiter. Frau Völker stand mitten in der Stube und sah ziemlich ratlos zu dem Besucher hinüber. Schon das letztemal, als er hier war, hatte sie eine wachsende Unruhe befallen, die erst wich, als Stoppel schon lange wieder gegangen war. Auch jetzt überkam sie wieder dieses Gefühl, und je länger sie diesen schweigenden Koloß ansah, um so bedrückter wurde ihr zumute. Sie hatte in der Küche zu tun. Sie hatte Kartoffeln auf dem Feuer stehen, und nichts hinderte sie daran, die Stube zu verlassen. Trotzdem blieb sie. Sie brachte den Willen nicht auf, sich von der Stelle zu rühren.

„Allerhand los da unten heute", sagte Stoppel plötzlich, ohne das Gesicht von der Straße abzuwenden.

Frau Völkers Herz setzt einen Herzschlag lang aus, so sehr hat sie Stoppels Stimme erschreckt. Sie tut ein paar Schritte zum Tisch hin und setzt sich. Sie kommt sich fast geborgen vor auf diesem Stuhl. „Sie kommen wegen Heini?" fragt sie, und erschrickt aufs neue, diesmal über den unnatürlich lauten Klang ihrer eigenen Stimme.

Stoppel antwortet nicht. Sie denkt, er hat sie nicht gehört, doch das ist nicht gut möglich. Sie hat doch so laut gesprochen, daß sie über ihre eigene Stimme erschrocken ist.

Plötzlich kehrt sich Stoppel vom Fenster ab. „Ich hätte Sie nicht weiter gestört", meinte er, „aber es wimmelt heute nur so von Kriminalfritzen auf der Straße."

Frau Völker stemmt die Hände gegen den Tisch und starrt ihn entgeistert an.

Er muß laut lachen, wie er das sieht. „Ach so", meint er und lacht noch immer, „nur keine Bange nicht! Ich gehe bloß den Herren vom politischen Dezernat ein bißchen aus dem Wege. Auf Zimmer 63 bin ich noch nicht gemeldet."

„Zimmer 63?" wiederholt Frau Völker ohne Verständnis.

Stoppel räuspert sich. „Zimmer 63 ist die Mordkommission", sagt er ohne sonderliche Betonung und wendet sich wieder dem Betrieb der Straße zu.

Frau Völker sitzt regungslos. Die Hände liegen ihr kraftlos im Schoß. Das Wort ‚Mordkommission' klingt seltsam in ihr nach. Es ist ein schweres Gewicht, das sich da auf sie herabsenkt. Sie wehrt sich gegen diese sinnlose Last, sie bäumt sich auf gegen diesen Druck, von dem sie weiß, daß er nicht wirklich ist, und das Unbehagen quält sie doppelt, eben weil sie für dieses Gefühl keine Erklärung findet. Sie möchte zu diesem Manne am Fenster hin, von dem doch all das ausgeht, der ihr das Unbekannte in die Stube gebracht hat, aber sie fürchtet sich. Und doch ist er der einzige Mensch, der diesen Spuk verjagen könnte. Der Hunger rumort plötzlich in ihrem Magen. Sie hat am Morgen nur eine Scheibe Brot gegessen, sonst nichts mehr, es war der letzte Rest gewesen. Sie hat zwar Kartoffeln auf dem Feuer stehen, doch es sind gerade noch fünfzehn Stück, vier kleine darunter. Sie müssen inzwischen längst gar geworden sein. Vielleicht sind sie schon angebrannt. Mit einem Ruck fährt sie hoch, da sieht Stoppel zu ihr her. Schon sind Hunger und Küche in ihr ausgewischt wie die Kreideschrift auf einer Tafel. Ob sie will oder nicht, sie muß hin zu diesem Fenster, zu diesem Mann. Sie hat eine Frage auf dem Herzen. Sie weiß selbst nicht, wie sie zu dieser verrückten Frage kommt, aber sie brennt in ihr die ganze Zeit schon, seit Stoppel nichts mehr sagt.

Stoppel sieht noch immer zu ihr her, unsicher, wie ihr scheint. Er scheint doch kein ganz sauberes Gewissen zu haben, er scheint auf eine Frage von ihr zu warten, und es kommt ihr fast so vor, als ob er sich jetzt vor ihr fürchte. Es ist nicht weit bis zum Fenster, vier Schritte

nur. Sie macht diese vier Schritte, steht jetzt vor dem Mann, die Hände verkrampft, und sieht zu ihm auf. „Könnten Sie so etwas tun?“ fragt sie mit einer kleinen zitternden Stimme, als bitte sie um Schonung.

„Was ‚tun‘?“ fährt Stoppel sie an, „was meinen Sie?“

„Töten —? einen Menschen ums Leben bringen?“

Stoppel läßt sich vom Fensterbrett gleiten, zieht den Hosengurt hoch und lacht. „Komische Frage, liebe Frau. Kommt alles auf die Umstände an. Wenn mir einer auf die Pelle rückt, den puste ich weg, und wer mich verpfeift, dem ziehe ich das Fell über die Ohren. Das ist Naturgesetz, liebe Frau. Das ist nicht Zimmer 63, das ist Notwehr.“

„Das ist doch nur Rache, Herr Stoppel.“

„Auch Rache ist Notwehr!“

Stoppel macht ein paar Schritte in die Stube hinein. Dabei fällt es Frau Völker zum ersten Male auf, daß Stoppel hinkt. „Seit wann hinken Sie denn?“ fragte sie schnell und ist froh, von etwas anderem sprechen zu können.

„Seit gestern“, sagt Stoppel und kommt zurück, „seit mich einer verpfiffen hat.“

„Bei der Polizei?“

„Bei den Nazis!“

Stoppel steht ganz dicht vor Frau Völker. Die Frau überkommt ein leichter Schwindel. Eine lähmende Angst schleicht ihr den Rücken herauf.

„Wo ist denn Ihr Heini?“ fragt Stoppel ganz unvermittelt, in ganz harmlosem Ton.

Frau Völker fühlt einen jähen Stich im Herzen. „Sie haben ihm etwas getan!“ schreit sie auf.

Stoppel schwingt sich wieder auf das Fensterbrett. „Sie sehen doch, daß ich hinke und nicht er.“

Langsam und schwer geht Frau Völker aus der Stube.

Es ist kein Montag heute, es ist Mittwoch oder Donnerstag, sie weiß es nicht genau. Jedenfalls ist ihr Mann heute nicht zur Kasse gegangen. Sie ist froh im Grunde, denn wenn er kein Geld hat, kann er sich nicht betrinken. Sie denkt es nur flüchtig, wie sie überhaupt keinen rechten Gedanken zusammenbringen kann, seitdem sie aus der Stube in die Küche gekommen ist. Ihr Kopf dröhnt. Sie ißt eine Kartoffel, versucht aus Gewohnheit eine Arbeit zu beginnen, doch es will nichts Rechtes werden. Sie zerbricht eine Tasse, die Scherben wirft sie gleichgültig in den Abfalleimer. Warum kommt Heini nicht nach Hause? Wahrscheinlich treibt er sich auf der Straße herum zwischen diesen vielen Menschen. Was ist das nur für eine Zeit, die Kinder sind schon klüger als die Erwachsenen. Die ganze Welt steht Kopf, nur in einem selbst ist alles beim alten geblieben. Die Mordkommission. — Was hat sie da nur eben mit diesem Mann für Dinge geredet! Sie versucht, sich das alles noch einmal zusammenzureimen. Es gelingt ihr nicht. Nur das entsetzliche Gefühl kommt wieder, das sie vorhin in der Stube gehabt hat, dieses Würgen, diese Angst. Muß man sich denn in seinen eigenen vier Wänden fürchten heutzutage? Wenn jetzt der Vater nach Hause kommt und der Junge ist nicht da, dann geht das alte Lied von neuem los. Doch in der Stube wartet ja Stoppel auf ihn. Das hat sie im Augenblick schon wieder vergessen. Was ist man bloß für ein Mensch geworden! Er wird ihm erzählen ... das von Heini. — Allein deswegen ist er doch wohl hergekommen, wenn sie ihn recht verstanden hat, wegen Heini. Der soll ihn verpfiffen haben. Doch das kann sie sich nicht denken. So etwas tut ihr Junge nicht. Sie weiß ja nun nicht, was da gewesen ist, aber zu etwas Unrechtem gibt sich Heini bestimmt nicht her. Sie hört Tritte auf der Treppe. Sie

läuft zur Tür und horcht, die Tritte gehen vorbei, klettern in die höhere Etage hinauf. Wenn nur Heini vor dem Vater nach Hause kommen wollte. Aber er kommt nicht. Sie wird ihm im stillen beinah böse. Etwas Rücksicht könnte er schon nehmen auf sie. Er weiß doch, was sie auszustehen hat, wenn der Vater in Zorn gerät, und er kommt immer häufiger in Zorn die letzte Zeit, die Anlässe werden immer geringfügiger. Sie kann ihn ja begreifen, unter diesen Umständen, die jetzt herrschen. Seit bald zwei Jahren ist er ohne Arbeit. Kein Fleisch, keine Kohlen, keine Kleider, keine Wäsche. Man wohnt nur noch auf Gnade und Ungnade des Hauswirts. Da soll der Mensch nicht mürbe werden. Sie weiß ja, wie es früher gewesen ist, als alles noch seinen geregelten Gang lief. Nur eben ertragen kann sie seine Launen fast nicht mehr. Oft ist es ihr so, als ginge es nicht weiter. Wenn der Junge nicht wäre, wüßte sie manchmal nicht, was sie machen würde. Schließlich sind diese Jahre auch an ihr nicht spurlos vorübergegangen. Aber Heini ersetzt ihr alles andere. An ihm hält sie sich. Durch ihn bekommt auch dieses graue Einerlei eine Hoffnung und einen Trost.

Wieder kommen Schritte die Treppe herauf. Heini ...? Nein, es sind schwere Tritte. Mißmut und Verdruß poltern da die Treppe herauf. Selbst die Treppenstufen ächzen anders unter dieser Last. Frau Völker steht regungslos in der Küche. Ihr ist zumute, als komme da das leibhaftige Schicksal zu ihr heraufgestiegen. Draußen wird ein Schlüssel in das Schlüsselloch gestoßen, die Flurtür geht auf und fliegt gleich darauf mit lautem Krach wieder ins Schloß. Der Vater geht in die Stube, mein Gott, und in der Stube wartet ja noch immer dieser Stoppel.

Sie wartet eine Weile, dann tritt sie in den Flur hinaus. Der schmale Gang ist vollgestopft mit Hausrat,

Pappschachteln sind in der einen Ecke aufeinandergetürmt, Christbaumschmuck liegt hier verwahrt, Kinderspielsachen. In dem einen Karton hat einmal ein neues Samtkleid gelegen, wieviel Jahre ist das her? Eine junge Braut bin ich einmal gewesen, hier in diesem Flur... Es riecht immer ein wenig stockig hier. Jetzt riecht es deutlich nach Fusel. In der Stube sprechen die Männer. Sie schleicht zu der Tür und legt das Ohr an die Füllung. Stoppels Stimme ist deutlich zu hören. Sie versteht jedes Wort. Er spricht von einer Bewährungsfrist, und das Blut rauscht ihr mit jedem Herzschlag in dem horchenden Ohr. „War nicht leicht, das bei den anderen durchzudrücken", hört sie jetzt Stoppel sagen, „nicht leicht, das darfst du mir glauben. Die meisten waren dafür, ihn à tempo fertig zu machen. So eins, zwei, drei, hast du mich gesehn! Wie man so etwas eben macht. Ist ja kein Wunder, wenn es die Leute mit der Wut bekommen. Wie wir hinkamen, steckte der ganze Wald voll mit SA-Leuten. Wir haben blöde Verluste gehabt. Alles wegen so eines Lausejungen." — „Ich hau ihn zu Klump, wenn er nach Hause kommt", hört sie den Vater sagen, aber Stoppel widerspricht ihm sofort. „Das laß man. Mit Senge ist da nichts zu machen. Schick den Bengel ruhig zu mir in die Behandlung. Er ist falsch erzogen. Hat zu lange am Rockzipfel gehangen, hätt' schon früher zu uns kommen sollen. Aber das sag mal zu den andern. Was die dir für eine Antwort geben! Wie gesagt, wenn dein Junge heute noch lebend nach Hause kommt, dann hat er es mir zu verdanken. Ich habe nun mal einen Narren gefressen an dem kleinen Kerl. Ist ja noch 'n Rotzlöffel, hab' ich gesagt, weiß ja noch nicht, was hinten und was vorne ist, hab' ich gesagt, gebt ihm 'ne Chance, hab' ich gesagt, und ihr werdet sehen. Sowas gibt später die besten Rotfrontkämpfer. Also laß den Bengel für's erste in Frieden. Mach ihn nicht noch mehr kopfscheu, als er schon ist. Wenn er sich aber nicht bald raus-

haut bei unseren Leuten, kann ich ihn nicht halten. Dann ist er geliefert, das kann ich dir sagen."

Frau Völker ist wohl ein wenig schwach in den Knien geworden, vielleicht ist es auch die Erregung, die sie die ungeschickte Bewegung machen läßt, jedenfalls stößt sie leicht gegen die Tür, und es gibt ein dumpfes Geräusch. Einen Augenblick später wird die Tür aufgerissen, und ihr Mann steht vor ihr, breit, aufgeplustert, mit rotem Gesicht und bösen Augen. „Du hast hier gehorcht?" fährt er sie an. Erschrocken und verängstigt tritt sie in den Flur zurück, er folgt ihr. Die Stubentür fällt von selbst ins Schloß. Es ist fast völlig dunkel in dem Korridor. Nur durch die Milchglasscheibe der Küchentür fällt ein schwacher Lichtschein. „Gehorcht hast du!" poltert der Mann mit etwas lallender Stimme los, „pfui Teufel! Hoffentlich hast du auch gehört, was Stoppel gesagt hat. Der Horcher an der Wand ... alte Sache ... alte Sache! Von wem hat er denn das? he? Wer hat ihm denn die vornehmen Mucken in den Kopf gesetzt, was? Mein Herr Sohn geht mit den Faschisten! Soll mal hingehen! Kann Putzer dort werden bei den Herren Baronen und Generälen, kann Lakai spielen und denen das feine Fressen servieren." Seine Stimme wird immer lauter, die Frau will etwas erwidern, sie will ihn beruhigen, doch seine Erregung steigert sich nur bei jedem ihrer Worte. „Ich bin ein klassenbewußter Prolet!" schreit er in dem engen Raum gegen die Wände. Sie will ihn in die Stube führen, er schlägt mit der Faust nach ihr. Stoppel tritt aus der Stube, packt den Arm Völkers und zieht ihn zur Seite. „Mach nicht solchen Krach! Laß deine Alte in Frieden, sag ich dir!" Völker brummt noch etwas vor sich hin. Stoppel zieht ihn in die Stube und zum Fenster. „Sieh dir lieber den Betrieb da unten an."

Auf der Straße ist ein Gewühl von Menschen. Sie kommen von der Huttenstraße her. Dort sieht man, wie Polizei die Menschen in die Seitenstraßen abdrängt. „Mensch!"

brabbelt Völker mit schwerer Zunge, „Mensch . . .“ Stoppel nimmt seine Mütze. „Ich muß ins Lokal. Ich habe Dienst.“ Auch Völker greift nach seiner Mütze. „Ich komme mit.“

Als erster tritt Stoppel in das Treppenhaus. Vor der Flurtür steht Heini. Stoppel gibt ihm ein warnendes Zeichen mit der Hand, tritt seitlich neben die Tür und schiebt Heini mit einem Griff hinter seinen Rücken. Der nachfolgende Vater bemerkt den Jungen nicht. „Das Volk steht auf —“ gröhlt er vor sich hin und stapft die Treppe hinab, „— der Sturm bricht los —.“ Stoppel sieht Heini groß an, sagt nichts und geht dem Vater nach.

Heini sieht der blauen Schiffermütze über Stoppels breiten Schultern nach, wie sie ruckartig hinter der Treppe verschwindet. „— bricht los“, hört er noch die Stimme seines Vaters von unten.

Schon eine ganze Weile hat Heini hier vor der Tür gestanden. Er hat den Lärm in der Wohnung gehört und nicht recht gewußt, was er machen sollte. Die Tür steht jetzt offen. Stoppel hat sie offen gelassen. Gott sei Dank, der Vater ist weg! und wesentlich leichteren Herzens tritt Heini in die Wohnung. Er findet die Mutter in der Küche. Sie sitzt am Tisch und blutet leicht unter dem linken Auge. Sein Gesicht wird ganz starr. „Er hat dich wieder geschlagen?“

Die Mutter antwortet nicht. Sie steht auf und geht zum Herd. Sie will dem Jungen nur rasch sein Essen geben, dann wird sie mit ihm reden.

Während sie den Hering zurechtlegt und die Kartoffeln schält, überlegt sie noch, wie sie es am besten anfinge, um ihn für Stoppels Vorschlag zu gewinnen. Dies dünkt sie wirklich der einzige Weg. Wie sie es selber gern gehabt hätte, ging ja keinen etwas an. Aber der Junge mußte aus der Gefahr heraus. Diese ewige Angst würde sie sonst noch wahnsinnig machen, richtiggehend bösartig, richtiggehend verrückt.

„Mutter", sagt Heini plötzlich, und sie erschrickt über die Wärme in dieser bettelnden Stimme; „Mutter", sagt er noch einmal, „Mutter, ich muß fort."

Das Messer entgleitet ihrer Hand und fällt klirrend auf den Teller. Schon ist sie bei ihm, hält seinen Kopf in den Händen und sieht ihn flehend an. „Was ist denn, mein Junge? Was hast du? Warum mußt du fort?" Ihre Stimme überschlägt sich, die Worte sprudeln in jagender Hast aus ihr heraus. Sie erzählt ihm, was sie dort an der Tür gehört hat. Sie bittet ihn, sie beschwört ihn, auf sie zu hören. „Versöhne dich mit Stoppel!" drängt sie auf ihn ein. „Vertrag dich mit ihm! bitte, vertrag dich mit ihm!" und während sie so bittet, sucht sie voll Angst in seinem Gesicht nach der Wirkung ihrer Worte. Heini blinzelt dauernd, um das Wasser in den Augen zu verdrücken. Er will nicht weinen, kann sich zu guter Letzt aber doch nicht mehr halten. Er wischt die Tränen nicht fort, er läßt sie einfach über die Backen laufen. Sie fallen alle vorn auf sein blaues Hemd. Lauter dunkle Punkte entstehen dort.

Wie die Mutter dann aufhört zu reden und ihn bloß noch fragend ansieht, sagt er nur: „Das ist ja nicht dein Ernst." Dann erzählt er ihr alles von den letzten Tagen, erzählt ihr von dem Heim der Hitler-Jungens in der Werftstraße, wo er heute abend noch gewesen sei, daß er nie zu Stoppel gehen werde, daß er fort wolle, denn wenn er hier bleibe, werde sie ja die Hölle auf der Welt haben. Wegen Stoppels Gerede solle sie sich keine Sorge machen. Er fürchte sich nicht vor Stoppels Leuten, und schließlich habe er auch seine Kameraden. „Stelle dir doch bloß vor, wenn ich jetzt plötzlich wieder bei den Roten auftauchte. Was sollen die anderen Jungens von mir denken? Ich sei doch ein verlogener Hund! Ganz mit Recht würden sie das denken, mit vollem Recht."

Frau Völker aber gibt nicht nach, sie gibt es nur auf zu bitten. Sie wird jetzt ernst, wird streng, fast drohend.

Vater werde ihn mit der Polizei holen lassen, wenn er ausrücke, in die Fürsorge werde er ihn stecken.

„Sie werden mich nicht finden", sagt Heini, und Frau Völker wird ganz still. Sie stellt ihm das Essen hin. Die Kartoffeln sind ganz kalt geworden. Dann geht sie in den Flur hinaus und kramt unter den alten Pappschachteln. Heini hört, wie sie sich in der Stube zu schaffen macht, und geht, um nach ihr zu sehen. Sie steht am Tisch in der Stube. Auf dem Tisch hat sie einen großen Karton aufgeschlagen und ist dabei, Hemden, Strümpfe und Taschentücher in dem Karton zu verstauen. „Du mußt doch etwas haben, wenn du fort bist", sagt sie, und ihre Stimme kommt Heini recht sonderbar vor. Auch ihre Augen und die Bewegungen ihrer Hände erscheinen ihm plötzlich verändert und fremd. Von Zeit zu Zeit sieht sie in Gedanken vor sich hin, als ob er gar nicht mit in der Stube wäre, dann fährt sie ihm über die Hände und über die Haare. Es ist dann leichenstill in der Stube, nur von der Straße herauf hört man das dumpfe Geräusch der dort versammelten Menschen.

„Geh jetzt ins Bett, Heini!" sagt die Mutter endlich, „diese Nacht kannst du ruhig noch hier schlafen, Vater hat es doch Stoppel versprochen, dir nichts zu tun."

Heini bringt es nicht übers Herz, ihr zu widersprechen. Er zieht sich schon langsam aus. Er möchte der Mutter gern etwas Herzliches sagen, daß er ihr danke, daß er sich freue, weil sie ihn nun verstehe und ihm sogar helfe. Doch es ist wie eine Schicht zwischen ihm und der Mutter. Auf nackten Füßen schleicht er in die Kammer nebenan zu seinem Bett.

Es dauert nicht lange, und die Mutter setzt sich zu ihm. Sie sagt nichts mehr. Sie hält nur immer seine Hand, und es ist ihm fast unheimlich. „Gute Nacht, Heini", sagt sie plötzlich. Er ist schon ein wenig im ersten Schlaf gewesen. „Morgen haben wir vielleicht keine Sorgen mehr." Er

versteht nicht recht, was sie damit meint. Er fühlt noch ihren Kuß auf seinem Mund und legt auch noch einmal den Arm um ihren Nacken. Er ist unsagbar müde. Der Arm gleitet schwer von ihrem Hals herab.

Mitten aus dem Schlaf fährt Heini hoch. Er hat von einer Schlacht geträumt, von großen, roten, glühenden Kugeln; Schüsse und Lärm hat er im Traum gehört. Jetzt ist er doch wach? Sonderbar! er hört noch immer den Lärm und die Schüsse. Auch die Kugeln wollen nicht weg. Er versucht, sich aufzurichten, aber die Arme sind zu schwer, er kann sie nicht heben. Einen Augenblick wird er ganz klar. Ein schwerer Gasgeruch benimmt ihm gleich wieder die Sinne. Er rafft sich hoch, schleppt sich zum Fenster. Es ist verschlossen. Mit letzter Kraft zerrt er am Griff. Der Flügel geht auf. Frische Nachtluft strömt breit über ihn her. Von der Straße herauf klingt die Internationale. Er hört sie noch ganz weither, immer leiser und schwächer. Bewußtlos sinkt er unter dem Fenster zu Boden.

Fünftes Kapitel

1

Der Pförtner Krause war nicht einverstanden. Was ihm mißfiel, hätte er im Augenblick nicht einmal zu sagen vermocht. Er war mißvergnügt. Irgend etwas paßte ihm nicht. Er war von A bis Z dagegen. Diese ganzen Zustände waren einfach belämmert.

Er fegte die Freitreppe des Krankenhauses. Seit zwanzig Jahren besorgte er das. Es war sechs Uhr morgens. Seit zwanzig Jahren fegte er um sechs Uhr morgens die Treppe zu diesem Tor, das er behütete. Achtzehn Zugänge in dieser Nacht. Und was für Zugänge! Nicht ein Blinddarm war darunter. Das war kein Krankenhaus mehr, das war ein Feldlazarett. Bauchschüsse, Schädelbrüche, Messerstiche in die Lunge, Messerstiche am Hals, im Arm. Ein Steinwurf linkes Auge. Nur ein Zivilist sozusagen war darunter, ein einziger mildernder Umstand, eine Leuchtgasvergiftung. Leuchtgasvergiftung gehörte eigentlich auch nicht hierher. Gehörte auf die Unfallstation, die Feuerwehr besorgte so etwas. Jeder Kassenarzt konnte den Fall hernach ambulatorisch weiter behandeln. Zustände, wie gesagt!

Der Bäckerjunge mit den Brötchen ist noch nicht da. Seit zwanzig Minuten steht der Kaffee unter der Plüschhaube. Die Zeitungsfrau schiebt ihm von hinten die ‚Morgenpost' unter den Arm. „Morgen, Herr Krause." „Morgen, Morgen!" „Schönes Wetter heute", ruft die Botenfrau ihm noch zu. Sie ist schon zehn Schritte weiter. „Eine Sauerei ist das heute", brummt Herr Krause und

sieht sich nach dem Bäckerjungen um. Kein Junge ist zu sehen.

Während er verärgert über die Freitreppe nach seiner Wohnung zurückgeht, wirft er einen Blick in die Zeitung. ‚Barrikaden in Moabit', steht da auf der ersten Seite in fetter Schlagzeile. Unwillkürlich geht er etwas schneller. Er wird den Bericht bei einer Tasse Kaffee lesen, und ein behagliches Gefühl dehnt ihm die Brust. Zum Glück passierten heutzutage noch Dinge, die sich sehen ließen. Wenn nun noch die Brötchen da wären, wäre alles in schönster Ordnung. Neulich füllte eine Liebestragödie die halbe erste Seite. Damals war der Bäckerjunge schon zehn Minuten früher als gewöhnlich eingetroffen. Gerade heute mußte er sich verspäten. Wenn es nach ihm ginge, kämen Liebestragödien überhaupt nicht in die Zeitung, allenfalls waren sie unter den Verkehrsunfällen anzuführen, in der Rubrik ‚Für die Hausfrau' oder im Sportteil.

An der Tür wird ihm die Zeitung abgenommen. Frau Krause schlägt die Blätter auf dem Tisch auseinander und greift die Unterhaltungsbeilage heraus. Sofort vertieft sie sich in die Fortsetzung des Romans. Während sie liest, rührt sie in der Tasse. „Gib mir mal ein Brötchen rüber", sagt sie, ohne aufzusehen.

Herr Krause antwortet nicht. Er hat sich die Zeitung mit viel Umstand wieder zusammengelegt. Er mag es nicht leiden, wenn die inneren Seiten überstehen. Auch die Falzkanten müssen genau ineinanderpassen, sonst macht ihm die ganze Zeitung keinen Spaß. Er hat sich in seinem Stuhl am Schalterfenster zurechtgesetzt und liest gerade die Namen der Straßen, die in der vergangenen Nacht von den Unruhen heimgesucht worden sind. Bei jeder Straße streckt er einen Finger zur besseren Aufzählung. „Beußel-, Wiclef-, Sickingen-, Berlichingenstraße, Wittstocker und Rostocker Straße —." „Wo hast du denn die Brötchen gelassen?" hört er zwischen den Straßen-

namen die Stimme seiner Frau. Er muß sich einen Augenblick besinnen, was ist. „Brötchen?“ fragt er etwas abwesend, „hat sich was mit Brötchen!“

„Ist das eine Antwort?“ entrüstet sich Frau Krause.

Herr Krause nimmt mit einem Ruck die Brille von der Nase. „Es ist Bürgerkrieg!“

„Noch lange kein Grund, um patzig zu sein.“

„Aber ein Grund, die Zeitung mit Verstand zu lesen. Wer liest Romane in dieser Zeit!“

„Bleib mir vom Leibe mit deiner Zeit. Wenn ich lese, will ich von was anderem lesen. Man weiß ja sonst bald nicht mehr, wie das ist, wenn mal ein Mensch lacht, wenn es mal einem gut geht, oder zwei sich richtiggehend gern haben, wie das früher so der Brauch war bei ordentlichen Leuten.“

Herr Krause überhört die Spitze. Er setzt die Brille wieder auf die Nase und nimmt die Zeitung erneut zur Hand. Bevor er anfängt zu lesen, sieht er über die Brille zu seiner Frau hinüber. „Wozu man dir das Frauenwahlrecht gegeben hat, möcht' ich bloß wissen.“

„Das wird der ja wissen, der es mir gegeben hat“, erwidert prompt Frau Krause.

Dann lesen sie beide.

2

Als Heini erwachte, dachte er, dies wäre der Himmel. Er lag in einem weiten Saal, die Wände waren weiß, das Bett, in dem er lag, war frisch bezogen, durch weiße Vorhänge schien die Sonne. Es war ruhig, die Luft war voll leisen Friedens, und was das Schönste war, es gab hier keine Stimme, die schalt. Nur einen Augenblick lang sah er in diese erschreckend leuchtende Umgebung, dann schloß er wieder die Augen. Nur erst halb bei Bewußtsein, sträubte er sich gegen die Wirklichkeit. Er fühlte die Schwere seiner Arme, aber dieses schwere Gewicht war

müdes Wohlbehagen. Sein Kopf dagegen war leicht, und dieses Leichte war wie ein Wunder.

Eine Ewigkeit später hörte Heini eine Stimme. Sie kam endlos weit her, war dann plötzlich dicht an seinem Ohr. Er schlug die Augen auf. Vor ihm stand ein Mann in langem, weißem Mantel und sah ihn freundlich an. Heinis Herz begann heftig zu schlagen. Warm und klopfend fühlte er das Blut in der Haut. Er fuhr hoch, sah erschrocken auf diesen Mann. Dieser Mann ist ein Arzt, war sein erster klarer Gedanke. „Was ist?" fragte er laut. Seine Kehle war trocken, und er fühlte im Munde einen schalen Geschmack.

Der Arzt nahm Heinis Hand und fühlte nach dem Puls. „Gut geschlafen, mein Junge?"

Heini war jetzt vollkommen wach. Er sah hinter dem Arzt die Gesichter der Assistenten, die steifen Hauben der Schwestern. Sein Blick lief fragend von einem Gesicht zum andern, blieb haften an dem hohen blitzenden Apparat, der neben seinem Bettgestell stand. „Herr Doktor —? ... was ist denn?"

Der Arzt war dabei, Heinis Lunge abzuhorchen. „Tief atmen! — langsam und tief ... so, mein Junge." Es dauerte lange. Endlich wandte er sich an einen Assistenten. „Ist die Blutprobe entnommen?"

„Jawohl, Herr Professor."

„Und —"

Heinis Blick hängt noch immer an dem großen, eisernen Zylinder, der an dem Apparat festgeschraubt ist. Manometer mit schwarzen und roten Ziffern, blitzende Hähne und Rädchen, ein langer Schlauch aus funkelndem Nickel. Er hört lateinische Namen, hört Zahlen, sieht stille, ernste Augen auf sich gerichtet. „Das hätten wir noch einmal geschafft, junger Freund", sagt endlich der Professor und lacht.

„Bin ich denn krank?"

„Ein kleines Malheur, eine Leuchtgasvergiftung, die Leitung war wohl nicht ganz in Ordnung bei euch zu Hause. Jetzt wollen wir erst mal ordentlich futtern, daß wir das ramponierte Blut wieder in Ordnung bringen." Die Hand des Arztes fährt ihm ermunternd über die Haare.

Anordnungen werden gegeben. Eine Schwester notiert die Zulagen: Eier, Butter, Schinken, weißes Brot. Ein Medikament wird verordnet. Während der Arzt noch diktiert, geht er schon weiter zu einem anderen Kranken hinüber.

Heini sieht den vielen weißen Mänteln nach. Er ist voll Staunen. Er ist glücklich. Alle diese Menschen sind um ihn besorgt. Und diese große helle Halle! und dieser tolle Apparat an seiner Seite! Einzig und allein für ihn? Offenbar! Das Bett neben ihm ist ja frei. Was solch ein Ding wohl kosten mag? Er fühlt sich unendlich geborgen. Er ist unendlich müde. Er will nicht schlafen, nur liegen, dem Herzschlag zuhören, die Luft einsaugen, „tief ... so, mein Junge", hatte der Arzt gesagt. Bald wird er wieder soweit sein, er fühlt das. Fritz Dörries wird Augen machen, wenn er erfährt — Heini erschrickt. Er hatte doch zugesagt, für Donnerstag abend. Alles war doch abgemacht. Er sollte aufgenommen werden. Ein wilder Tanz hebt an in seinem Gehirn. Was für ein Tag ist denn heute? Wie lange liegt er denn schon hier? Er sieht sich um. Ist denn niemand hier, den er fragen könnte? Am Ende des Saales geht gerade der Doktor mit seinen Leuten aus der Tür. Heini ruft seinen Nachbarn an. Der hat eine Eisblase auf der Stirn und antwortet nicht. Wenn doch seine Mutter da wäre. Die würde hingehen für ihn und den Jungens Bescheid sagen. Mutter konnte er sich anvertrauen, in jedem Fall, auch in diesem. Wo war sie? Warum kam sie nicht, nach ihm zu sehen? So, wie er die Mutter kannte, verging sie doch vor Sorge. Eine jähe Unruhe überfiel ihn. Sie hatte doch in derselben Stube geschlafen? oder war sie

in die andere Stube gegangen? Warum war denn niemand hier, den er fragen konnte? Er wollte aufstehen, richtete sich hoch, doch seine Beine versagten. Ich habe gar nicht zuerst an sie gedacht, fiel es ihm plötzlich schwer auf das Herz, ich habe an ganz andere Dinge gedacht — an meine Freunde habe ich zuerst gedacht. Darf man denn an die Freunde denken und dann erst an die Mutter? fragte er sich immer wieder und es war ihm hundeelend dabei. War ihm Fritz Dörries mehr als seine Mutter? Eugen und Bruno und der Scharführer Kaß — ? Und er ertappt sich dabei, daß er schon wieder an die Jungens denkt und nicht an sie. „Es sind ja gar nicht die Jungens", sagt er sich endlich und atmet erleichtert auf. Es ist ja was anderes! Das, was er nicht sagen kann, was ihn hintreibt zu diesen jungen Menschen. Die Fahnen? die Lieder? Ja, aber doch nicht allein die Fahnen oder die Lieder, es ist noch anderes, es ist mehr — „ich will aber auch wissen, wo meine Mutter ist", stöhnt er in die Kissen hinein, „ich will wissen, wo meine Mutter ist —"

So findet ihn die Schwester. Sie stellt das Tablett mit dem Essen auf den kleinen Tisch neben dem Bett und rüttelt ihn leicht an der Schulter. Heini sieht verstört zu der Schwester auf. In seinen Augen liegt Angst. „Wo ist Mutter?"

Die Schwester antwortet nicht gleich. Es zuckt kaum merklich um ihren Mund, und ihr Blick ruht mit großer Wärme auf dem kleinen, blassen Jungensgesicht.

„Hat sie denn nicht nach mir gefragt?" drängt Heini.

Die Schwester stellt ihm die Schüsseln und Teller zurecht. „Mach dir heute keine Sorgen um deine Mutter, Heini", sagt sie endlich und nimmt das eine Tablett wieder an sich. „Du wirst jetzt essen und dann ruhig schlafen, und morgen ist, so Gott will, auch wieder ein Tag."

Die Schwester ist schon eine ganze Weile fort, aber Heini horcht noch immer ihrer Stimme nach. Der Klang

dieser Stimme hat ihm unsagbar wohlgetan. Er ist jetzt ruhig und voller Zuversicht. Er nimmt ein Blatt Papier zur Hand und schreibt einen Brief an seine Mutter. Mit einem kurzen zernagten Bleistift kritzelt er den ganzen Bogen voll. Er beteuert ihr sein schlechtes Gewissen, wie er sich schäme, wie leid ihm alles tue und wie sehr er sie liebe. Es wird ein Gestammel des Heimwehs, ein Brief, wie ihn nur die Kinder schreiben. Das Essen auf dem Tischchen ist längst kalt geworden, als er endlich den Bogen faltet und in den Umschlag steckt. Die Anschrift beginnt er mit einem schön geschwungenen ‚F': Frau Henriette Völker. Hier außen auf dem Umschlag gibt er sich alle Mühe, in Schönschrift zu schreiben, und es gelingt ihm sogar, wenn auch nicht ganz. Die Zeilen sind ein wenig schief, aber immerhin gut und deutlich zu lesen. Den fertigen Brief übergibt er der Schwester, die bereits das leere Geschirr von den Tischen sammelt. Dann macht er sich über das kalt gewordene Essen her. Es schmeckt ihm wunderbar, obschon die Puffer ohne Zweifel besser schmecken, die Mutter backt.

In der Zeit von drei bis fünf kam Herr Krause nur selten dazu, sein Schalterfenster, und wäre es auch nur für einen Augenblick, zu schließen. Die Hausordnung hatte diese zwei Stunden als Besuchszeit bestimmt, und es war ein ewiges Kommen und Gehen während dieser Zeit, ein ununterbrochenes Fragen und Bitten um Auskunft. In der warmen Jahreszeit zog er es daher vor, die Besucher gleich draußen am Portal zu empfangen, er hatte doch die Namen und Saalnummern der meisten Patienten im Kopf. Außerdem kam der gute blaue Rock mit den silbernen Knöpfen im Stehen viel besser zur Geltung als hinter dem niedrigen Schalter.

Jeder Besucher wurde schon auf seinem Weg über die

große Treppe von Herrn Krause einer eingehenden Musterung unterzogen. Die dritte Klasse fertigte er höflich, aber kurz und sachlich ab. Bei der zweiten Klasse zeigte er persönliche Teilnahme am Befinden des Kranken. Den Besuchern der ersten Klasse begegnete er nur in der dritten Person. So hatte er es lange vor dem Kriege gelernt, und so hielt er es auch heute noch. Schließlich war es nicht zu leugnen, daß es auch heute noch Unterschiede gab in der Welt, trotz allem. Er hatte schon manchen Besucher über diese Treppe heraufkommen sehen in den dreißig Jahren, die er nun diesen Dienst versah, kleine Leute waren gekommen und Leute von Rang, Equipagen hatten vor der Treppe gehalten, Droschken zweiter und erster Güte. Später war das Automobil angefahren, das Taxi heute und das Sportkabriolett. Dabei hatte sich sein Auge geschult. Er kann Talmi und solide Sache auf den ersten Blick unterscheiden. Er hat Blick und Erfahrung. So leicht kann ihn nichts auf seinem Posten aus der Fassung bringen.

Wie er nun heute diese drei baumlangen Leute in ihrer braunen Uniform die Treppe heraufkommen sieht, wird ihm doch ein wenig eigenartig zumute. Sehen sauber aus, diese Burschen, stellt er fürs erste bei sich fest, diese Breeches mit den langen Stiefeln, die Mützen und die leuchtendroten Binden am Arm — wie gesagt. Seit dem Kriege hat er keinen uniformierten Besuch mehr hier empfangen, und unwillkürlich fährt seine Hand etwas schneidiger, als er eigentlich wollte, an den Schild seiner dunkelblauen Mütze, die die preußische Kokarde trägt und das Wappen der Stadt Berlin.

„Was wünschen die Herren?"

„Wir möchten einen Kranken besuchen namens Völker."

„Völker", wiederholt Herr Krause etwas verlegen. Er weiß im Augenblick nicht recht, wohin mit dem Namen. Es kommt nicht häufig vor, daß er den Namen eines Kran-

ken nicht kennt, und er ärgert sich nicht schlecht, daß es ihm nun gerade hier passieren muß. Die jungen Leute imponieren ihm, er gibt es ohne weiteres zu, und er hätte auch seinerseits gern einen ähnlichen Eindruck bei den drei Herren gesehen. Doch das ist nun vorerst nicht mehr zu ändern. Er geht ein wenig zu schnell für die Würde seines Postens und auch für den Umfang seiner leiblichen Fülle etwas zu hastig nach dem Fenster des Schalters. „Paula!" ruft er, „Völker? sieh doch mal nach!"

„Das ist doch das kleine Leuchtgas auf Saal 18", erwidert ihm Frau Krause, ohne erst lange nachzusehen.

Zu Herrn Krauses Verdruß sind die drei uniformierten Besucher ihm an den Schalter gefolgt und somit Zeugen dieser für ihn so kränkenden Unterhaltung geworden. Er setzt daher mit doppeltem Eifer den Herren Lage und Weg auseinander, gibt seiner Freude Ausdruck, die stattliche Uniform heute endlich einmal aus der Nähe zu sehen. Er selbst habe in der Maikäferkaserne — —

Die drei nicken und lachen ihm freundlich zu. Sie heben fast gleichzeitig die Hand und grüßen „Heil Hitler!" Herr Krause ist von diesem jähen Abschied und von der Art dieses Grußes so überrascht, daß er beinah gleichfalls die Hand zum Gruß erhoben hätte. Zum Glück fand er noch rechtzeitig mit den Fingerspitzen den Rand seiner Mütze, wenn auch etwas weit hinter dem Mützenschirm, fast schon über dem Ohr.

Frau Krause hinter dem Schalterfenster kann ein Lachen nicht unterdrücken. „Du willst alter gedienter Garde-Grenadier sein und stotterst bei der erstbesten Gelegenheit daher wie ein Rekrut."

Herr Krause hat eine schlagende Antwort auf der Zunge, aber er ist in Anspruch genommen. Besucher kommen und wollen wissen, wo sie ihre Angehörigen finden. Herr Krause ist jetzt sehr kurz, fast streng zu den Fragern. Endlich findet er doch eine freie Sekunde. Er

eilt zum Schalter. „Ich verbitte mir ein für allemal —"

„Laß schon gut sein, Alter", meint Frau Krause und sieht ihn triumphierend an. „Nun wirst du mir wenigstens glauben, daß diese jungen Leute unsere Proletarier provozieren."

Herr Krause läßt das breite Kinn langsam über den Rockkragen sinken. Mit einem verzeihenden Lächeln sieht er auf seine Frau hinab: „Natürlich ist es der Brillantring im Schaufenster, der den Ganoven zum Einbruch provoziert. Somit gehören dem Juwelier die sechs Jahre Zuchthaus."

Er legt kein Gewicht darauf, die Wirkung seiner Worte auszukosten. Es genügt ihm ein flüchtiger Blick, um zu sehen, daß er diesmal das Richtige getroffen hat.

Kurz darauf steht er wieder am Portal und mustert die ankommenden Besucher. Er ist jetzt noch um ein Wesentliches freundlicher als sonst.

4

Dies war also der vierte Tag, den er hier lag? Dann hatte er wohl die beiden ersten Tage dauernd oder zum größten Teil ohne Bewußtsein gelegen? Auch gestern war sein Kopf noch nicht ganz klar gewesen, und heute war eigentlich der erste Tag, an dem er ohne Benommenheit zu denken vermochte. Er entsann sich jetzt genau des grauenvollen Auftritts zwischen seinen Eltern, den er an jenem Abend zum Teil mit angehört hatte. Dann hatte ihn Stoppel vor seinem Vater verborgen. In der Küche hernach die Mutter. — Sie hat ihn noch gewarnt vor Stoppel und seinen Leuten, jedes Wort hat er in Erinnerung. Natürlich hat ihn Stoppel bei seinem Vater verpetzt. Daraus macht er sich nicht allzuviel. Er wäre ohnedies nicht mehr nach Hause gegangen. Aber was seine Mutter hernach noch gesagt hatte, als sie noch bei ihm auf dem Bettrand saß, entsprach doch gar nicht ihrer

sonstigen Art, zu ihm zu reden. Er solle zu den Roten halten —? Das hatte er sicher nicht richtig verstanden. Vielleicht war er schon halb im Schlaf gewesen, hatte schon geträumt. Und dann das Gas? Er hatte doch gar keine Gasleitung in seiner Kammer. Gas war nur in der Stube nebenan, wo die Eltern schliefen. Hatte denn die Mutter nichts bei der Geschichte abbekommen? Sie mußte doch noch bemerkt haben, daß die Leitung — wie sagte der Professor gestern? — nicht in Ordnung —? Eine Leitung wurde doch nicht plötzlich undicht. Im Winter vielleicht. Aber jetzt im Sommer —? Das Gaslicht hatte doch nebenan gebrannt, bis zuletzt, bis er eingeschlafen war. Und dann — die Fenster —? Die hatten doch alle offengestanden. Und wie aus einem Nebel besann er sich. Er hatte doch das Fenster in der Nacht noch zu öffnen versucht — das war doch geschlossen gewesen? Das war noch das letzte, was er wußte. Das Fenster war verschlossen gewesen. Sollte denn seine Mutter? Er wehrte sich verzweifelt. Das war doch ... das war doch ...

Den ganzen Tag schon quälten ihn diese Gedanken. Seit er am Morgen erwachte, kam er nicht zur Ruhe. Er hatte alles versucht, den Gedanken zu entgehen, er hatte gelesen, war aufgestanden, obwohl ihn die Beine immer noch nicht trugen. Alles war vergebliche Mühe gewesen. Er kam nicht los von diesen Vorstellungen. Bei der Visite hatte ihm der Professor gesagt, er dürfe heute Besuche empfangen, falls am Nachmittag jemand nach ihm fragen solle. Er hatte sich dann selbst klarzumachen versucht, daß alles Nachdenken Unsinn wäre. Um drei Uhr begann die Besuchsstunde. Um drei Uhr würde die Tür dort aufgehen, und seine Mutter würde auf ihn zukommen, den kleinen Korb am Arm, in der anderen Hand den Schirm mit dem Silbergriff, der im Laufe der Jahre so schrecklich gelb geworden war.

Inzwischen war es längst drei Uhr geworden. So oft

schon war die Tür aufgegangen, und irgendwelche Menschen waren in den Saal gekommen, mit Blumensträußen in Seidenpapier, mit Päckchen und Paketen. Sie waren aber immer zu einem der anderen Betten hingegangen. Sie saßen dort noch und erzählten. Heini war fast der einzige Kranke im Saal, der bis jetzt ohne Besuch geblieben war. Er war aber noch immer voller Zuversicht. Es war noch nicht vier, und Mutter hatte viel Arbeit zu Hause. Es ging ihr auch nicht alles so, wie sie gern wollte.

Nur dieses Warten war so quälend. Jedesmal, wenn sich draußen auf den Steinfliesen des Korridors Schritte näherten, begann Heinis Herz zu schlagen. Er hörte genau, wie die Schritte langsamer wurden, wie die Füße vor der Tür hielten. Dann las der Besucher wohl die Nummer über dem Pfosten, endlich ging die Klinke, das mußte sie sein, sie war es wieder nicht. Und gar dieses Mal! Er brauchte gar nicht weiter hinzuhorchen, das waren Männerschritte, er hörte es am Knallen der Absätze. Als aber die Schritte vor der Tür anhielten, sah er doch mit derselben Erwartung auf die Tür wie jedesmal, nur noch ungeduldiger, bis zum letzten gespannt vor Verlangen und Hoffen.

Drei junge Männer traten in den Saal, in brauner Uniform. An der Tür nahmen sie die Mützen ab, sahen sich einen Augenblick um und kamen geradenwegs auf Heinis Bett zu. Heini starrte die drei Männer an, als wären sie Erscheinungen aus einer anderen Welt. Bevor er noch dazu kam, einen Gedanken zu fassen, standen sie schon vor ihm und grüßten mit erhobener Hand. Heini brachte keinen Ton heraus, war im Augenblick außerstande, ein Glied zu rühren. Als ihm einer von den dreien die Hand entgegenstreckte, brauchte er einige Zeit, um nach ihr zu greifen.

„Tag, Heini! Wir wollen nur mal sehen, wie es dir

geht." Jetzt erst erkannte er, wer da zu ihm sprach. Kaß war das, der Kameradschaftsführer von Fritz Dörries' Kameradschaft, zu der auch Eugen und Bruno gehörten. Und jäh und heiß fiel ihm aufs Gewissen, daß dieser junge Mensch jetzt auch sein Kameradschaftsführer war, seit neulich, seit dem Abend! Gott! das Denken fiel ihm noch unsäglich schwer.

„Dies ist der Scharführer 2", hörte Heini sagen, „und hier der Führer der Gefolgschaft 2 Moabit."

Die Namen verstand er nur halb. Er hörte weiter, daß die Führerschaft ihm danke für seine mutige Tat. Er habe einer ganzen Anzahl Jungen die gesunden Knochen, vielleicht gar das Leben gerettet. Ein Wirbel von Worten und Gefühlen stob durch sein Gehirn. Er drückte Hände, hörte Schritte, war schon lange wieder allein und begriff noch immer nur halb, wußte nur eins, daß dies eine große Sache war in seinem Leben. Wenn er nur erst wieder gesund wäre und heraus könnte aus diesem Gefängnis. Wie ein Gefangener kam er sich vor, während draußen die Welt marschierte. Er hätte gern noch über diese Welt ein wenig nachgegrübelt, sich Bilder und Pläne ausgedacht, doch er war zu müde. Er streckte sich lang unter der Decke, drückte den Kopf in das Kissen und sah zur Decke hinauf. Kaß wollte morgen wiederkommen, fiel ihm ein. Vielleicht konnte er schon mit ihm gehen morgen. Wohin? daran dachte er nicht weiter, er dachte nur an das Gehen, fühlte sich plötzlich wieder kräftig und voller Courage und wäre sicher mit diesem schönen Traum vollends eingeschlafen, wenn nicht plötzlich diese lustigen Stimmen und hastigen Schritte an sein Bett gekommen wären.

Fritz Dörries legte gleich los. Er ließ Heini kaum Zeit, auch die anderen Jungens zu begrüßen, die mitgekommen waren. Sie hatten Bücher und Pakete mitgebracht. In fliegender Hast wurden die Schnüre gelöst, ein wahrer

Berg von Obst und Kuchen entleerte sich auf Heinis Bett. Heini wußte nicht, wohin er zuerst sehen sollte. Er sah nur immer von einem zum anderen. Bruno Hellwig hätte den schönen Kirschkuchen, den seine Mutter gebacken hatte, um ein Haar auf die Erde fallen lassen. Heini fand keine Zeit, sich umzuwenden und zu sehen, was hinter seinem Rücken vorging.

Hinter seinem Rücken, auf der anderen Seite seines Bettes, hatte Fritzens Schwester Ulla den kleinen Tisch etwas zur Seite geschoben, so schnell es ging, verschiedene Gegenstände ausgebreitet und ein Tuch über das Ganze gelegt, bevor Heini etwas bemerkte. Erst als es soweit war, wurde Heini darauf aufmerksam gemacht, daß sich noch mehr Volk um sein königliches Lager dränge. Ulla konnte nicht anders, sie mußte laut herauslachen, als sie Heinis verdutztes Gesicht sah. Die übergab ihm einen mächtigen Strauß und erzählte ihm, die ganze Ortsgruppe Moabit des BdM brenne darauf, den neugebackenen Hitlerjungen Heini Völker zu sehen. Von der Seite her zog Fritz etwas brüsk das Tuch von den Sachen und gab Heini zu verstehen, die Dinge hier stammten alle aus der Zeugmeisterei, entsprächen genau den neuen Vorschriften und seien von Ulla und ihm selbst in aller Kameradschaft hiermit überreicht.

Heini griff jäh nach dem braunen Hemd mit den großen Brusttaschen und den Lederknöpfen, griff nach dem Lederzeug, der Armbinde, hielt mit unsicherer Hand das Abzeichen vor sich hin. Endlich stieß er alles heftig auf die Tischplatte zurück, sah jedem der Reihe nach ins Gesicht. „Ihr seid ja alle miteinander total verrückt!"

„'ne kleinere Nummer gab es nicht", meinte Fritz Dörries ruhig, „man kann aber die Ärmel noch etwas herauslassen, falls du noch wachsen solltest."

Alle lachten, und Heini wagte nicht, zu Ulla hinüberzusehen. Er hielt sich das Braunhemd vor, um zu sehen,

ob es paßte. „Ulla, dreh dich mal rum!“ befahl Fritz, und Heini wurde mit vereinter Kraft eingekleidet. „Mensch, so bindet man doch keinen Schlips!“ schrie Bruno und zerrte an Heinis Halsbinde, bis sie vorschriftsmäßig saß. Die Mütze rutschte ihm fast über die Ohren. „So!“

Keinem fiel es ein, auf die Uhr zu achten. Ehe man sich versah, war es ein Viertel vor fünf. Die übrigen Besucher im Saal verabschiedeten sich bereits, und bald war es auch um Heini wieder still geworden. Er saß auf seinem Stuhl neben dem Bett, erschöpft, müde, voll von Freude. Warum kam seine Mutter nicht? Vielleicht kam sie noch im letzten Augenblick. Er saß und wartete. Obwohl er sich kaum noch geradehalten konnte, zog er sich nicht aus. Die Augen, die sie machen würde, wenn er ihr so entgegenkäme!

Die Schwester weckte ihn. Er saß noch immer auf dem Stuhl. Sie nahm ihm das Lederzeug ab, zog ihm das braune Hemd über den Kopf und die kurzen Strümpfe von den Beinen. Willenlos ließ er alles mit sich geschehen. „Wo ist meine Mutter, Schwester?“ fragte er, als er schon lag. Das Gesicht der Schwester wurde plötzlich noch weißer, als es schon war.

Sie strich mit der Hand seine Decke zurecht, sah ihn bekümmert an und setzte sich dann auf den Rand seines Bettes. „Deine Mutter wird nicht kommen, Heini.“

„Warum denn nicht?“

„Sie kann nicht.“

„Warum kann sie nicht?“

Die Schwester nahm seine Hand. „Du mußt ganz ruhig bleiben, Heini, dann will ich dir auch sagen, wie es deiner Mutter geht.“

Heini schluckt und sieht die Schwester verständnislos an. „Wie — wie geht es ihr denn?“

„Sie hat doch mit dir in derselben Stube gelegen in der Nacht, das weißt du noch, Heini.“

„Ja — aber was denn?"

„Sie hat auch von dem Gas abbekommen."

Eine ganze Weile bleibt es still. Heini sieht starr vor sich hin.

„Gas abbekommen", wiederholt er endlich mit tonloser Stimme.

„Ja, Gas. Sie ist schwer krank geworden daraufhin wie du auch."

Wieder bleibt es still, noch länger als eben. Es dauert wohl eine Minute, bis Heini ganz leise fragt: „Lebt sie noch, Schwester?"

Die Schwester antwortet nicht. Sie fährt nur leicht über seine Hände hin, die kalt und blaß auf der Decke liegen.

„Ob sie noch lebt?" drängt Heini und richtet sich halb auf.

Die Schwester drückt ihn leicht in die Kissen zurück. Heini liegt regungslos. Nur die Augen sind noch Leben. Sie sind groß und weit auf die Schwester gerichtet.

„Tot —?" fragt er jetzt ganz leise.

Die Schwester nickt nur.

Langsam gleiten die Lider über Heinis Augen herab.

5

Tags darauf erschien bei dem Pförtner des Krankenhauses ein Kriminalbeamter. Er wollte den Sohn Heinrich der verstorbenen Frau Henriette Völker aus der Beußelstraße zu dem Todesfall vernehmen. Er versicherte, es handle sich nur um eine Formsache, der Fall liege ganz eindeutig. Der Chefarzt ließ ihm sagen, der Kranke sei zur Zeit nicht vernehmungsfähig. Gegen Ende der Woche erschien der Beamte nochmals und erhielt die gleiche Auskunft.

Heini war in einen Zustand starrer Teilnahmslosigkeit verfallen. Weder die Strenge des Arztes noch das gütige Zureden der Schwester konnten ihn bewegen, etwas

Nahrung zu sich zu nehmen. Die Schwester ließ sich nicht entmutigen. Sie versuchte immer wieder, Heini in eine Unterhaltung zu ziehen, ihn abzulenken und aufzumuntern, aber der einzige Erfolg ihrer Mühe war, daß Heini jedesmal in ein krampfhaftes Weinen ausbrach. Der Chefarzt der Station sah sich genötigt, noch einen Facharzt für Nervenleiden zu Rate zu ziehen, zumal da Heinis Kräfte täglich mehr zerfielen.

Der Kranke wurde in ein Einzelzimmer gebracht, völlige Ruhe sei das einzige Mittel. Der durch die Vergiftung bereits geschädigte Organismus sei eben dieser seelischen Erschütterung nicht gewachsen. Der neue Arzt erhoffte viel von der Jugend des Kranken und von der Zeit.

Am Sonntag kamen die Jungens an und wollten Heini besuchen. Zu ihrem Erstaunen wurden sie nicht zu dem Kameraden gelassen. Ziemlich verstört zogen sie ab. Auf der Treppe kam ihnen der Kameradschaftsführer entgegen. Auch er wollte zu Heini. Die Jungens winkten ihm schon von weitem, es sei aussichtslos heute.

Kaß gab sich nicht so leicht zufrieden. Er verlangte, zu dem behandelnden Arzt geführt zu werden. Das war nicht möglich. Es sei Sonntag und keiner der Ärzte im Hause. Man verwies ihn an den wachhabenden Arzt.

Der Wachhabende, ein junger Mediziner mit lebendigen Augen und überaus lebhaften Bewegungen, bedauerte, in diesem Fall von sich aus keine Entscheidung treffen zu können. Da Kaß sehr hartnäckig blieb, erbot sich schließlich der junge Arzt, den Nervenarzt, der Heini behandelte, in dessen Wohnung anzurufen. Die Verbindung kam auch zustande, und Kaß führte ein langes Gespräch. Im Verlauf dieses Gesprächs ging der Nervenarzt immer mehr von seiner Weigerung ab und war zuletzt sogar mit Kaß der Ansicht, daß von einem solchen Besuch zum mindesten kein Schaden zu erwarten sei.

Kaß wurde zu einem abgelegenen Zimmer geführt. Als er eintrat, vermochte er zunächst kaum die Dinge zu unterscheiden. Das Fenster war verhängt. Da tiefe Stille in dem Zimmer herrschte, nahm er an, Heini schliefe. Als er aber näher an das Bett herantrat, sah er, daß Heini ihm mit offenen Augen entgegensah. Ohne ein Wort zu sagen, zog er sich einen Stuhl an das Bett und setzte sich.

Auf dem Nachttischchen stand ein Tablett mit Essen. Offenbar stand es noch da, wie es hingestellt worden war. Kaß befühlte die Schüsseln. Sie waren kalt geworden. Neben dem Tablett stand eine kleine Arzneiflasche. Ganz nebenbei nahm Kaß die Flasche und spielte in Gedanken mit ihr, während Heini jede Bewegung dieser Hand verfolgte. Beide schwiegen noch immer.

Nach einiger Zeit hielt Kaß die kleine Flasche vor die Augen, las, was auf dem aufgeklebten Zettel stand, und stellte die Flasche wieder auf das Tischchen zurück. „Tut dir was weh, Heini?"

Heini schüttelte den Kopf.

Kaß saß nach vorn gebeugt, die Ellbogen auf die Knie gestützt. Ab und zu hob er den Kopf und sah nach dem schmalen Spalt des Rolladens.

„Wie schmeckt das Zeug?"

„Was für ein Zeug?"

„Diese Arznei da?"

Heini wandte den Kopf zur Seite. „Schmeckt nach gar nichts."

Kaß nickte ein paarmal vor sich hin. „Als ich zehn Jahre alt war, wohnten wir draußen in Neukölln, ziemlich am Ende, Kannerstraße, glaub' ich, hieß die Gegend. Die zwei Fenster, die wir hatten, gingen direkt auf einen riesigen Gasbehälter hinaus. Man konnte die graugestrichene Wand des Kessels fast mit der Hand erreichen. Großartig war die Aussicht nicht, war ein trostloses Loch, fast so duster wie deine Bude hier. Hätte trotzdem ganz

gemütlich sein können da. Ich bin da zur Welt gekommen. Rauchen darf man hier wohl nicht, was Heini? Bei uns in der Kannerstraße getraute man sich nicht einmal ein Streichholz anzustecken. Ich dachte jedesmal, der Gaskessel geht in die Luft. War aber keine Gefahr. Der Kessel steht heute noch. Wir hatten uns alle an seine Nachbarschaft gewöhnt, bis meine Mutter dann krank wurde. Das komme von dem Kessel, meinten unsere Bekannten. Das mache das ewige Gas. Das war aber heller Unsinn. Meine Mutter hatte Tuberkulose, Lungenleiden, wie der Doktor sagte. Kam dann später alle Tage, der Doktor, verschrieb auch nur solch kleine Pullen, wie diese hier, und wunderte sich, daß sie nicht halfen. Bis ich ihm eines Tages das Licht aufsteckte. Der Mann meiner Mutter, nicht etwa mein Vater, bewahre! Mein Vater ist bei Peronne gefallen, sechzehn im Sommer. Der Kerl hat also die kleinen Flaschen weggeschlossen. Sie bekämen nicht, meinte er, sei Gift sowas. In Wirklichkeit hat er das Zeug in der Kneipe nebenan verhökert. War Morphium drin, das wurde ganz gut bezahlt, das hatte ich bald spitz. Meine Mutter hat Blut gehustet. Sie hustete die Nächte durch. Ich habe es gehört. Mein Stiefvater hat nichts davon gemerkt, der hat immer woanders geschlafen. Zu essen hatten wir nichts, nicht die Bohne." Kaß schwieg eine Weile. „Sie liegt auf dem Friedhof an der Hermannstraße."

Heini hielt den Kopf in die Hand gestützt und sah Kaß groß an.

„Da sieh her", sagte Kaß plötzlich und deutete auf den schmalen Lichtspalt am Fenster, „so hab' ich einmal einen Lichtstreifen am Horizont gesehen. Der ganze übrige Himmel war schwarz wie Tinte. Kurz vor Neufundland war das. Ich bin nämlich zur See gefahren damals — nach der Kannerstraße — als Schiffsjunge. Kartoffeln geschält, Deck geschrubbt, Trossen gestrichen, gekotzt wie ein Windhund. In Boston bin ich ausgerückt. Verstand

kein Wort Englisch, Mensch! Und einen Schmacht hatte ich im Leibe. Das war zwoundzwanzig!"

Kaß griff nach einem der Brötchen, die auf dem Tablett lagen, und begann gedankenlos vor sich hinzukauen. „In New York packte mich das Heimweh. Gerade wie es anfing, mir besser zu gehen. Ich hatte Arbeit, zu essen hatte ich auch, aber ich konnte nicht schlafen, weil mich das Heimweh drückte. Du kannst dir nicht denken, wie das ist. Ich war da bei einer Bühne als Arbeiter angestellt, an der 50. Straße Broadway. Damals gastierte bei uns so 'ne alte Pariser Tanznutte, Mistigett oder so ähnlich hieß das Zeug. Neben der trat ein Kerl auf und sang ein Couplet. Da hieß es immer am Schluß: ‚and Germany is gone'. Deutschland ist futsch, sollte das heißen, ist flöten. Kam dann mal solo den Soffittengang heruntergelaufen, der Monsieur, und hatte eine Maulschelle sitzen, von der er heute noch nicht weiß, wer sie adressiert hat."

Heini mußte lachen.

Kaß kaute an seiner Semmel herum. „Hatte Heimweh, wie gesagt. Bin fast verrückt geworden vor Heimweh. Ich wollte zurück, ganz egal, wie, per Schub, wenn es nicht anders ging. Ich habe gearbeitet und gehungert, es ging mir aber zu langsam so. Ich hatte eine Idee. Ich lasse mich einsperren, sagte ich mir, wegen irgendeiner Sache, wurscht was, dann schieben sie mich ab. Ich hab' ein bißchen mitgemacht beim Schnapsschmuggeln und mich dabei schnappen lassen. Dachte, ich kriegte vier Monate und meinen Freifahrschein nach Hause. Ich kriegte aber vier Jahre. Sind komische Brüder drüben. Hörst du eigentlich zu, Heini, oder pennst du?"

„Ich höre zu."

„Das möchte ich dir auch geraten haben! Wenn dir dein Kameradschaftsführer von seinem Heimweh erzählt, hast du ‚still gestanden'. Denk' nicht, daß ich das jedem erzähle. War übrigens nicht so schlimm mit dem Knast.

Konnte Büroarbeit machen, Fußball spielen, Zeitungen lesen. Dann kam Eckener an mit seinem Zepp, dann kamen Filmleute, dann kamen Sportsleute, dann kamen Schiffe. Junge! deutsche Schiffe, der Kolumbus, die Bremen, die Europa, das Blaue Band haben wir den Yankees abgeknöpft. Mein Oberaufseher hat sich glatt auf den Hintern gesetzt, wie er das las. ‚Germany is gone' rieb ich ihm unter die Nase. Ich bekam Zulage: ein Viertel Sahne pro Tag, drei Zigaretten. Ich hab' geheult in meiner Zelle. Man sagte jetzt wieder ‚Deutschland' drüben. Bis dahin nannte man uns ‚Mitteleuropa'. Im Herbst neunundzwanzig bin ich von Hamburg in Richtung Frankfurt getippelt, ich wußte nicht, wohin, den Rhein entlang." Kaß schrie plötzlich: „Den Rhein entlang! Du sollst nicht pennen, du Affe!"

„Ich penne ja gar nicht."

„Ist gut, mein Junge. Du könntest ein bißchen besser hinhören, wenn dir dein Doktor was sagt. Du sollst futtern, sagt der Doktor, sonst gehst du durch die Lappen. Einen Schmacht hatte ich auf der Tour, daß ich nicht mehr geradestehen konnte. Bei Andernach standen zwanzig, dreißig Burschen am Wege, junge Kerls mit kurzen Hosen, braunen Hemden. ‚Was ist denn los da?' frag' ich. ‚Der Führer kommt hier durch', sagt mir so ein kleiner Steppke. ‚Führer? Was für ein Führer?' ‚Na, unser Führer!' fährt mich die Rotzneese an. Hitler hat eine halbe Stunde mit mir gesprochen. Stieg aus dem Wagen und hat mit mir, Egon Kaß aus der Kannerstraße, gesprochen. Ich wußte plötzlich, wohin! Ich bin dann mit den Jungens weitergezogen. Mensch, da wurde ich erst richtig helle. Zwei Jahre führe ich jetzt schon die Kameradschaft. Sie wollten mich wegholen da. Einmal sollt' ich Scharführer werden, ich habe abgelehnt. Jetzt im Januar sollt' ich die Gefolgschaft übernehmen. Ich wollt' schon, da haben sie mir den Norkus umgebracht, und ich habe gebeten, mich auf mei-

nem alten Posten zu lassen. Ich will kein Regiment führen, ich will Vorposten stehen. Patrouillen führen ganz vornean. Hier im Beußelkietz ist vornean. Am ersten Oktober ist Reichsjugendtag in Potsdam, zum erstenmal. Fünfzigtausend Jungens kommen dahin, einer wie der andere, ein Gedanke, eine Idee, ein Glaube, fünfzigtausend! Da marschier' ich auf, mit meinen fünfzehn Jungens, in vorderster Reihe. Das ist mir zugesagt. Was heulst du denn?"

„Ich heule ja gar nicht."

„Natürlich heulst du. Egal weg heulst du. Denkst du, ich weiß nicht, was mit dir los ist? Deine Mutter ist tot, na ja, eine gute Frau, eine liebe Frau. Ist immer eines Tages die Mutter weg, oder ein lieber Kerl, ein Mädel, ein Kamerad, immer eines schönen Tages. Das trägt man, mein Junge, wie man seinen Tornister trägt oder die Blasen an den Füßen verbeißt auf dem Marsch. Trainieren ist gut. Ob man aber hundert Meter um eine zehntel Sekunde schneller macht, ist wurscht. Aber hier trainieren, hier hinter den Rippen. Da kommt es wirklich auf die zehntel Sekunde an. Ein Junge kann heulen, solange er mag. Ein Hitlerjunge heult nicht. Er kann meinetwegen heulen, aber er soll aufhören können. Er soll sich sagen können, jetzt höre ich auf mit Flennen, und dann hört er eben auf, siehst du."

Heini gluckste noch ein paarmal und sah dann ruhig mit seinen verschwollenen Augen zu Kaß auf. „Ja", sagte er und nickte vor sich hin, „ja, ich will jetzt aufhören."

„Verdammt noch eins, das möchte ich doch meinen! Ich brauche klotzige Jungens in meiner Kameradschaft. Ich will nicht, daß ihr viel in Politik macht. Das kapiert ihr doch noch nicht. Auch diese bündischen Schmarren kann ich nicht leiden. Ihr sollt erst mal aufhören können mit Heulen, wenn man es sagt."

„Ich höre ja schon auf."

„Dann laß uns endlich mal das Zeug futtern, was hier

steht. Mir läuft schon die ganze Zeit das Wasser im Maul zusammen."

Kaß nahm die Gabel und schob Heini den Löffel hin. Sie aßen beide um die Wette. Es gab Rührei mit Blumenkohl, rote Grütze mit Sahne. In wenigen Minuten war alles verschwunden.

„Na also", meint Kaß und wischt sich und Heini mit dem Taschentuch den Mund. „War übrigens eine tapfere Frau, deine Mutter. Großartig, einfach großartig, kannst stolz sein, so eine Mutter gehabt zu haben.

Heini sah Kaß fragend an.

Kaß ging hin und her, blieb dicht vor Heini stehen. „Du weißt noch nicht, was sie für dich getan hat. Ich dachte auch nicht, daß ich es dir heute schon sagen könnte."

„Sag' es, Kaß!"

„Sie ist um dich gestorben. Sie wollte nicht, daß dein Vater dich mißhandelt, sie wollte nicht, daß dieser Stoppel dich mit seiner Bande verfolgt. Sie wollte dich schützen. Sie wollte dich ‚mitnehmen', hat sie auf einen Zettel geschrieben, ‚mitnehmen'!"

„Mitnehmen —?"

„Mit hinüber, wo sie es für besser hielt für dich und für sie selbst. Ich habe den Zettel selber gelesen auf dem Präsidium. Sie hat ihn geschrieben, bevor sie den Gashahn aufdrehte. Die Polizei hat ihn beschlagnahmt."

Mit großen Augen sah Heini ins Leere. Kaß setzte sich zu ihm auf den Bettrand, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sie hat es gut gemeint. Was sie machte, war falsch, aber sehr tapfer, mein Junge. Ich marschiere morgen mit meiner ganzen Kameradschaft zum Friedhof. Wir wollen einen Kranz auf ihr Grab legen, mit roter Schleife und Hakenkreuz."

Heini sagte lange nichts. Das Weinen wollte wieder hochkommen, er drückte es nieder. „Nehmt mich mit — morgen", sagte er endlich.

„Du kannst ja nicht auf den Beinen stehen, mein Junge."

Heini schob Kaß zur Seite und stand auf, machte ein paar Kniebeugen und stieß die Faust in die Luft. „Wird schon gehen, Kaß."

Kaß ging zum Fenster. „Wollen erst mal Luft in die Bude lassen." Mit kräftigen Zügen zog er den Rolladen hoch. Eine Flut von Licht fiel in die Stube.

Heini trat dicht zu Kaß und sah aus dem Fenster. „Draußen scheint ja die Sonne", sagte er und sah mit einemmal froh aus.

Sechstes Kapitel

1

‚An der Apostelkirche' heißt der schmale freie Platz um die alte Backsteinkirche herum, mitten im alten Westen. Es ist ein geruhsamer Platz, ringsherum beschattet von uralten Kastanien, eine kleine stille Bucht, abseits und doch nicht fern von dem großen Strom des Verkehrs. Man ahnt hier nur die gewaltigen Stöße, die diese große Stadt durchpulsen. Tief aus der Erde kommt das Rollen der Untergrundzüge herauf, jede Minute rattert die Hochbahn drüben in der Bülowstraße vorbei, und von der Potsdamer Straße her nimmt das dumpfe Brausen niemals ein Ende. Alle diese Geräusche verlieren aber ihre Härte, bis sie hierher gelangen, sie sind keine Geräusche mehr, sie fließen zusammen in einen gleichmäßigen ruhigen Ton, der eher einschläfert als erschreckt. Das Lachen der Jungens, die sich hier auf dem Kinderspielplatz tummeln, ist das lauteste Geräusch, man hört das Zanken und Zirpen der Vögel in den Ästen, und kein Schlag der feierlichen Turmuhr geht verloren. Selbst die Arbeit, die die Menschen hier verrichten, ist ruhiger Art. Unter einem tiefen, mit Efeu umwachsenen Balkon ist der Eingang zu einem verträumten Postamt. Man denkt fast, man lebe in den sechziger Jahren. Gegenüber liegt das städtische Eichamt, und die Behörde wußte bestimmt, warum sie gerade hier ihre feinfühligen Apparate zur Aufstellung brachte. Ein Feinmechaniker hat hier im Keller seine Werkstatt, und das seltene Gewerbe eines Waagenmachers wird hier noch in aller Stille betrieben. Tagsüber sieht man die Schüler der nahen Baugewerkschule, wie sie ihre Meßlatten mit-

ten auf dem Fahrdamm in die Erde treiben und unbekümmert und ungestört an ihren Nivelliergeräten üben. Nach Einbruch der Dunkelheit liegt der Platz verlassen, still und tiefschwarz da unter den breiten Kronen der Kastanien, der Himmel aber ist flammend rot. Am nahen Nollendorfplatz brennen die Lichter der Lichtspieltheater.

Dem Postamt schräg gegenüber liegt eine kleine Kneipe. Sie hat den Frieden dieses Platzes niemals gestört. Die wenigen Gäste, die hier abends ihren Schlummerschoppen trinken, sind meist Anwohner dieser Gegend, in der man früh zur Ruhe geht. Ein Fremder würde auch schwerlich auf den Gedanken kommen, hier eine Gastwirtschaft zu suchen. Der Eingang liegt völlig hinter grünem Gerank verborgen. Der Vorgarten ist durch eine Hecke, deren grünes Blattwerk gleichfalls undurchdringlich ist, von der Straße getrennt, und seit Jahr und Tag schließt der Wirt die grünen Fensterläden, sowie es dunkel wird.

Erst in letzter Zeit ist hier ein Wandel entstanden. Die Fensterläden werden jetzt nicht mehr beim Dunkelwerden geschlossen. Im Gegenteil, selbst im Vorgarten werden jetzt allabendlich sämtliche Lichter angesteckt. Die Gaststube ist voll junger Leute, im Vorgarten ist jeder Tisch bis spät in die Nacht hinein besetzt. Der Schein der Lampen dringt bis weit hinaus in die Kronen der mächtigen Bäume. Die Blätter glühen grün. Über dem Eingang aber flattert ein leuchtendes Tuch im Schein der Lichter. Man muß schon dicht vor die Pforte des Vorgartens treten, um zu erkennen, was das alles zu bedeuten hat. Steht man hier, so sieht man, daß das rote Tuch eine Hakenkreuzfahne ist, zugleich sieht man sich aber auch den mißtrauischen Augen eines Postens gegenüber. Hinter der Hecke wimmelt es von braunen Uniformen. Seitdem unlängst das SA-Verbot gefallen ist, hat hier ein SA-Sturm sein Verkehrslokal errichtet. Aber auch dieser Wandel hat bis jetzt den nächtlichen Frieden des Platzes nicht gestört.

Zu Anfang fegte manchmal plötzlich ein helles Lachen zwischen die nachtschwarzen Stämme der Bäume, ein halblautes Lied klang auf. Aber die Blätter stehen dicht über dieser hellerleuchteten Insel, sie saugen das Licht und die Stimmen tief in sich auf.

Seit einer Woche etwa sind die Lieder und das Lachen hinter dieser Hecke völlig verstummt. Die jungen Leute sitzen meist stumm oder stecken die Köpfe zusammen. Wenn sie reden, bricht heftige Erregung aus ihnen hervor, aber sie reden mit unterdrückter Stimme. Sie reden von einem Kameraden, den sie heute zu Grabe getragen haben, draußen auf dem alten Luisenstädtischen Friedhof. Es ist nicht das erste Grab, das in diesen Tagen für einen der ihrigen geschaufelt worden ist. Der Tod fährt seit einer Woche wahllos unter sie. Der Gegner lauert im Hinterhalt und knallt sie ab, sowie eine Gelegenheit sich bietet. Trotzdem ziehen sie sich nicht in das Innere der Gastwirtschaft zurück, die Fensterläden bleiben offen, sie sitzen im Vorgarten nach wie vor, alle Lichter bleiben angesteckt, nur der Posten am Eingang ist verdoppelt. Unerschrocken tragen sie ihre Uniform, gehen mitten in der Nacht durch die entlegensten Teile der Stadt nach Hause, wo hundert Gegner auf einen von ihnen kommen, wo in jeder Toreinfahrt verdächtige Gestalten sich ducken. Sie kennen keine Furcht, sie würden sich wehren, wenn sie könnten. Aber es ist verboten, Waffen zu tragen, vom Staat verboten und — was ihnen so hart fällt zu begreifen — verboten vom Führer. Sie stecken die Köpfe zusammen, sie bäumen sich auf gegen das Verbot, Haß und Erbitterung gegen die Mörder der Kameraden schwelt und brennt in ihnen, aber sie gehorchen.

Sie haben heute einen Kameraden begraben. Sie sitzen stumm da, das Bier vor ihnen ist abgestanden. Sie sehen noch immer den Wall der zum Schwur erhobenen Hände, die gesenkten Fahnen, die starren Reihen der Jungen und

Alten. Tausende standen barhäuptig, trauernd, bleich. In den Ohren dröhnen noch die Wirbel der Trommeln, der Aufschrei einer gebrochenen Frau, die Worte eines Führers an der offenen Gruft. Da und dort liegt eine Zeitung aufgeschlagen auf dem Tisch. „Der Führer verlangt von der Regierung für seine Sturmabteilungen das Recht der Notwehr!" Verlangt! Stumm brüten sie vor sich hin. Die Hochbahn rattert in der Ferne. Von irgendwoher kommen abgerissene Fetzen einer Tanzmusik. Es ist so ruhig um die Kirche herum, daß man die Schritte der Fußgänger hört aus der Bülowstraße her. Dort geht das Leben ruhig seinen Gang. Nur wenige Schritte von hier sitzt der Bürger beim Skat, tanzen junge Leute, reden Menschen von Geschäften und Sommerreisen. Man nimmt die Zeitung wieder vor, man sieht den Kameraden an, der neben einem sitzt. Der nickt nur stumm. Es geht schon auf eins. Man wäre längst zu Hause, aber man wartet noch auf Befehle für morgen. Man sitzt und wartet. Man träumt von See und Landschaft, man träumt von einem Paar Augen, von besserer, schönerer Zeit. Der Sommer meint es wirklich gut in diesem Jahr. Der Kragen ist naß von Schweiß. „Maxe, wie wär's? Wollen ein bißchen knobeln!" „Ach, laß mich schon." Man träumt von einer kleinen Wohnung, von Möbeln, Küche, Flurgarderobe. Man träumt von Arbeit, weiß Gott ja, auch davon kann man träumen. Von einem Motorrad, Lotte hinten drauf. Teufel auch, was soll denn dieses Gekreische! Draußen auf der Straße schreien die Bremsen eines Autos auf, grell, kreischend, es hört sich an wie ein Schrei. Ein Unfall? Fahren auch immer wie die Halunken. Ein paar Kameraden sind aufgesprungen, sie wollen zum Eingang. Da knallt von draußen ein scharfer Schuß, ein zweiter, Steine spritzen hoch, Scheiben zerklirren, Schuß knallt auf Schuß. Man wirft sich auf die Erde, hört Schreien. Man nimmt den Arm vors Gesicht und drückt die Augen zu. Ein Motor heult auf, eine

Kuppelung faßt mit lautem Gezerr, ein Wagen tobt davon, immer weiter weg flieht das Motorgeräusch, es ist wieder ruhig an der Apostelkirche. Ganz ruhig ist es geworden.

Vorn, Ecke Bülowstraße, hält ein Achter-Omnibus. Er hält nur fünf Sekunden, er hat seinen Kurs, und dieser Kurs muß eingehalten werden. Auch die Elektrische hat hier eine Haltestelle. Die ‚fünf' kommt daher, die ‚zweiundsechzig', die ‚sechsundfünfzig'. Die Schaffner halten die Reißleine schon in der Hand, ein Blick nach der kleinen Asphaltinsel. Niemand wartet hier in der Regel, niemand steigt aus. Noch während der Fahrt reißen sie die Leine. Die Wagen fahren durch. Nur der Schaffner der ‚zweiundsechzig' sieht einen Augenblick hinüber nach dem kleinen Menschenauflauf dort im Schatten der Bäume vor der Kneipe. Wohl ein kleiner Krach in der Bude. „Nollendorfplatz", ruft er gähnend als nächste Station in den Wagen. Oben fegt die Hochbahn vorbei, es ist der letzte Zug nach der Warschauer Brücke, er fährt etwas schärfer, als sonst hier Regel ist. Der Mann an der Motorkurbel hat noch zwölf Minuten zu Fuß vom Depot bis zu seiner Wohnung. Fünf Uhr dreißig beginnt wieder sein Dienst.

2

Auf diesem Weg verwechselt Heini ein paarmal die Beine. Er ist ohnedies noch nicht ganz fest zu Fuß, die Knie sind noch recht wacklig, und Kaß nimmt seiner Meinung nach verdammt lange Schritte. So glaubt er, oder redet er sich wenigstens ein, so zu glauben. In Wirklichkeit kann er vor lauter Erregung nicht gehen. Alle zwanzig Schritte zieht er den Lederknoten an seinem Schlips zurecht, greift nach dem Sturmriemen an seiner Mütze. Er soll dem Bannführer heute vorgestellt werden. Alle Leute sehen ihn an. Er trägt zum erstenmal Uniform, und jeder, der daherkommt, ist ohne Zweifel aufs

höchste erstaunt, ihn plötzlich in so kleidsamer Aufmachung zu sehen.

Kaß wollte eigentlich mit dem Elfer-Omnibus bis zur Kranzler-Ecke fahren und von da aus vollends gehen. Heini hatte darauf bestanden zu marschieren. Bisher ging es auch ganz leidlich, doch hier beim Lehrter Bahnhof hält er es plötzlich für besser, sich bei Kaß ein wenig einzuhängen. Kaß fühlt, wie schwer sich der Junge auf ihn stützt, und verlangsamt seine Schritte. Dankbar sieht Heini zu ihm hinauf. Er reicht ihm noch nicht bis zur Schulter, und er muß den Kopf weit nach hinten legen, wenn er Kaß ins Gesicht sehen will, denn der Schirm seiner Mütze steht ihm weit über die Nase. Sie lachen beide. Heini freut sich, daß er jetzt im gleichen Schritt gehen kann mit dem Großen, und Kaß ist auch ganz wohlig ums Herz, er weiß selbst nicht warum.

„Ist es noch weit?" fragt Heini, als sie um die Siegessäule herumgehen.

„Noch eine ganze Ecke."

„Laß uns ein bißchen auf dieser Bank sitzen, Kaß."

„Da kommen wir zu spät."

„Dann muß man eben gehen." Energisch stapft Heini weiter mit seinen kurzen Beinen. Kaß merkt wohl, wie schwer es ihm fällt. An einem Stand kauft er ihm ein Glas Milch und eine Schnecke mit Rosinen. Im Handumdrehen ist beides verschwunden. „Wenn du jetzt noch eine Zigarette für mich hättest, Kaß", bettelt Heini und wischt sich den Mund mit dem Handrücken.

„So junge Steppkes sollten überhaupt noch nicht rauchen!"

„In fünf Jahren bin ich schon zwanzig!" Es klingt halb nach Ernst, halb nach Spaß. Kaß steckt sich eine ‚Juno' an, läßt Heini ein paar Züge nehmen und zieht ihm die Zigarette gleich wieder aus dem Mund. Während sie weitergehen, treibt er noch allerhand Späße mit ihm,

um ihn munter zu halten. Dabei trägt er eine schwere Sorge um den Jungen in sich. Heini kann nicht in seine väterliche Wohnung zurück, er will auch nicht. Auch im Beußelkietz wird er schwerlich länger verbleiben können. Der Bannführer will heute darüber entscheiden, was geschehen soll. Heini ahnt, was von der nächsten Stunde für ihn abhängt. Er ist jetzt wieder frisch und ist munterer als zu Beginn des Fußmarsches. Er lacht in einem fort, hat hundert lustige Einfälle. Gerührt sieht Kaß zu ihm herab. Er sieht von oben nur den Deckel und den Schirm der Mütze, tief unten kommen die kleinen Füße abwechselnd nach vorn. „Möchtest du noch länger bei mir wohnen bleiben, Heini?"

Heini sieht betroffen auf. „Soll ich denn weg?"

„Nur wenn es der Dienst erfordert, sonst nicht."

„Ich will aber nicht weg."

Kaß antwortet nicht. Sie sind hinter der Schloßbrücke in eine der alten Gassen eingebogen. Steile Giebel stehen unter der Last der Jahre zur Seite oder nach vorn geneigt. Überall sind Winkel und Nischen, die Toreinfahrten umrahmt schweres Gebälk. Die Türen zeigen oft noch geschmiedete Angeln und Griffe. Von einem der Giebel hängt eine lange Hakenkreuzfahne fast bis zum Erdgeschoß herab. Sie treten in den Hof. SA.-Leute halten Wache. Jungens in braunen Hemden rennen hin und her. Von draußen kommt ein Motorrad angefahren. Grüßen, Händeheben, Zurufe. Jungens mit Aktentaschen kommen und gehen. Kaß steigt eine dunkle Treppe voran, Heini folgt ihm. Es ist ihm plötzlich ein wenig beklommen zumute. Die Treppe knarrt bei jedem Schritt, die Stufen sind ausgetreten. Endlich kommen sie in eine Stube. Die Ordonnanz ist gerade am Telephonieren. Dann läßt sich Kaß dem Bannführer melden.

Heini wagt kein Wort mehr zu sagen. Er sitzt mit

klopfendem Herzen da und hat nur den einen Wunsch, möglichst rasch wieder von hier fortzukommen. Doch allzuschnell scheinen sich solche Wünsche hier nicht zu erfüllen. Sie warten eine halbe Stunde, es dauert auch noch etwas länger. Heini blättert in ein paar alten Nummern des ‚Illustrierten Beobachters' herum, die hier ausliegen. Er hat gerade einen Aufsatz entdeckt über das Leben und Treiben der Hitlerjugend, eine Masse Aufnahmen sind da zu sehen, Aufmärsche, Paraden mit Musik und Fahnen, Spiele werden da gezeigt, und ein strammer Junge ist ganz allein auf einer Seite abgebildet. ‚Deutschlands Zukunft' steht unter dem Bild, und im gleichen Augenblick hat er den Jungen tief in sein Herz geschlossen. Dann fängt er an zu lesen, von Fahrten wird da erzählt und Lagerfeuern, Geländespiele werden geschildert, Lieder und Verse sind dazwischengestreut. Er hat ordentlich rote Ohren bekommen, wie er das alles so liest, die alte Stube ist mit einemmal gar nicht mehr so grau und ungemütlich, und plötzlich fällt ihm ein, daß dies jetzt alles seine Kameraden sind, daß er dazugehört. Er faßt nach dem Kinn und fühlt, ob noch der Sturmriemen da säße, natürlich saß er noch da, es war schon Wirklichkeit, und Fritz Dörries und Bruno und Kaß und alle die anderen, das war schon keine Einbildung, kein Traum. ‚Deutschlands Zukunft' stand unter dem Bild. Damit war er selbst doch nicht weniger gemeint, wenn er auch erst ein paar Tage bei der Kameradschaft war. Alles an ihm pochte und klopfte, der Kopf war ihm heiß geworden und die Hände, er hätte sich gerne ein wenig an das Fenster gestellt, aber dort stand Kaß mit einem älteren Kameraden, der ohne Rock und Kragen war und die Hemdärmel bis über die Ellbogen hochgekrempelt hatte. Sie sahen öfters zu ihm her, wie er jetzt bemerkte. Er fand nichts Besonderes dabei. Als aber der andere in einer Nebenstube verschwand, fragte er Kaß doch, wer das

gewesen sei. „Der Bannführer war das", lachte Kaß, „wir kommen gleich dran."

Heini glaubte nicht recht gehört zu haben. Unter dem Bannführer hatte er sich irgendein hohes Tier vorgestellt, mit goldbestickter Uniform. am wenigsten aber hatte er einen Mann ohne Rock und Kragen erwartet. Wie sie dann endlich hereingerufen wurden, war ihm nicht im geringsten mehr bange. „Guten Tag!" sagte er herzhaft schon an der Schwelle des Zimmers, in das sie geführt wurden. „Heil Hitler!" erwiderte der Bannführer und sah ihn lächelnd an. Heini nahm erschrocken die rechte Hand in die Höhe und grüßte gleichfalls mit „Heil Hitler". Dabei wurden ihm Stirn und Backen feuerrot. Der Hitlergruß war ihm noch immer nicht geläufig geworden. Er empfand ihn immer noch als ein Vorrecht der anderen, der älteren, die schon lange bei der Bewegung waren, der Veteranen sozusagen. Er wußte aber auch, daß dies ein Unsinn war, und während er sich setzte, nahm er sich fest vor, sich in Zukunft mehr zusammenzunehmen.

„Also, mein lieber kleiner Völker", begann der Bannführer ohne Umschweife, „wir wollen jetzt einmal überlegen, was wir mit dir anfangen. Eins kann ich dir gleich sagen, im Beußelkietz kannst du nicht bleiben."

„Ich wohne ja schon bei Kaß", entgegnete Heini rasch.

„Auch das geht nicht. Kaß wohnt doch gerade in dieser Gegend."

„Meine ganze Kameradschaft wohnt da."

„Wir werden eben eine andere Kameradschaft für dich suchen."

In Heinis Augen kamen die Tränen hoch. Mit aller Gewalt unterdrückte er das Weinen. Hilfesuchend sah er zu Kaß auf.

Kaß legte ihm die Hand auf die Schulter. „Was der Bannführer sagt, ist das beste für dich. Dein Vater läßt

dich durch die Polizei suchen. Wenn sie dich schnappen, steckt er dich in die Fürsorge."

„Dann rück ich eben wieder aus! Andere sind doch auch ausgerückt."

„Deshalb sorgen wir dafür, daß du gar nicht erst hinkommst. Oder willst du wieder weg von uns?"

Heini stand plötzlich kerzengerade vor seinem Stuhl. In seinem Gesicht arbeitete es. Man sah, wie er nach Worten suchte und doch nichts zu sagen fand.

„Laß nur, Heini", sagte der Bannführer begütigend, „setz dich ruhig wieder hin! Du hast uns einen großen Dienst erwiesen, wir vergessen das nicht. Wir wissen auch, daß du zu uns gehörst wie kein zweiter. Darüber wollen wir keine Worte verlieren. Aber hier —" der Bannführer nahm einen Zettel vom Tisch und reichte ihn Heini hinüber, „sieh dir das einmal an."

Heini besah sich den Zettel von beiden Seiten. Er hatte erst Mühe, etwas zu erkennen. Endlich konnte er die Buchstaben entziffern, die da standen. Ein Vers war das, mit der Hand geschrieben, in dicker klobiger Schrift, „Mord-SA. gib acht!" stand da. „Unser Karabiner kracht! Heil Moskau! Tod dem Hakenkreuz!" Unsicher gab Heini den Zettel zurück.

„Der Wisch hing neulich morgens an eurer Wohnungstür", erklärte der Bannführer. „Weißt du, was das bedeutet?"

„Sie wollen mich verhauen."

„So ungefähr. Denk an den kleinen Preiser, denk an Norkus." Heini kniff die Augen zusammen. Noch am Tage, bevor er ins Krankenhaus gekommen war, war er in dem Hause Zwinglistraße 4 gewesen. Er hatte sich dort im Hausflur die Stelle angesehen, wo Norkus zusammengebrochen war. An der Wand war noch der blutige Abdruck einer kleinen Hand zu sehen. Norkus hatte sich aufrichten wollen. Nur wenig über dem Fußboden war der Abdruck

in den Kalk an der Wand eingeprägt. Ein wütender Trotz stieg ihm jetzt den Nacken herauf. „Ich habe doch keine Angst", sagte er und sah den Bannführer groß an.

Der Bannführer sah nachdenklich über den Tisch zu ihm hinüber und nickte. „Aber wir haben Angst um dich", sagte er mit schwerer Stimme. „Wir tragen die Verantwortung. Wir setzen unsere Jungens nicht einfach als Zielscheibe vor die Gegner."

„Ich will dort sein, wo meine Kameraden sind!" schrie Heini.

Dann war es eine Weile still in der Stube. Nach einiger Zeit erhob sich der Bannführer und kam zu Heini herüber. „Du hast nicht sechs oder acht Kameraden, Heini, du hast hunderttausend Kameraden in Deutschland. Sie tragen alle dasselbe Hemd, wie du eins anhast, dasselbe Abzeichen, dieselbe Binde am Arm, dieselbe Mütze. Die Uniform ist kein Schmuck- oder Paradestück, mein Junge. Sie ist die Kleidung der Gemeinschaft, der Kameradschaft, der Idee, der Eingliederung. Verstehst du mich? der Eingliederung! Sie macht alle gleich, sie gibt jedem das Gleiche und verlangt das Gleiche von jedem. Wer solch eine Uniform trägt, hat nicht mehr zu wollen, er hat zu gehorchen. Wenn er nicht parieren will, soll er die Uniform ruhig wieder ausziehen. Wir weinen ihm keine Träne nach."

Heini stand mit puterrotem Kopf. „Was soll ich denn machen?" stieß er krampfhaft heraus.

„Du sollst nur gehorchen!"

„Ich gehorche aber doch!"

„Gut so, mein Junge!" Der Bannführer gab ihm die Hand. Heini drückte sie, und seine kleinen Finger wurden ganz weiß. Sein Gesicht aber strahlte hell und offen den Bannführer an.

„Der Junge bleibt formell bei deiner Kameradschaft", wandte sich der Bannführer an Kaß.

„Jawohl!" erwiderte Kaß und stand stramm.

„Zugleich wird er hierher kommandiert, zu meiner persönlichen Verfügung."

„Zur persönlichen Verfügung kommandiert, jawohl!"

„Der Junge wohnt hier im Hause."

„Zu Befehl!"

3

Seit einer geschlagenen Stunde saß Heini nun schon in seiner Ecke, drehte die Mütze zwischen den Fingern, döste vor sich hin, dachte dies und dachte das, das Ohr voll von dem Geklapper der Schreibmaschine. Alle fingerlang schlug ein leises Glöckchen an, dann flog der Schlitten mit einem Ratsch nach rechts herum, und das Geklapper begann von neuem. Draußen rieselte es, die Fenster waren beschlagen, es gluckste und tropfte auf dem Hof, kein Mensch, der sich um ihn gekümmert hätte. Kaß war mit dem Bannführer weggegangen, wohin, wußte er nicht. Ob er noch einmal zurückkommen würde, wußte er noch weniger. Er solle den Kopf hochhalten, er solle sich Mühe geben! Schon seit einer Stunde hielt er jetzt den Kopf hoch, er hätte sich so gerne Mühe gegeben, aber da war ja nichts für ihn zu tun. Jungens kamen herein, ihre Haare klebten vom Regen, die Hemden klatschnaß. Sie grüßten, lachten, rieben sich die Hände, warfen Mappen auf den Tisch, brachten Briefe und Papiere, traten ab wie sie gekommen waren. Der junge Mann an der Maschine nahm alles entgegen, quittierte, riß die Umschläge auf, warf die Sachen hierhin und dorthin mit erstaunlicher Behendigkeit, alles nebenbei, alles, ohne recht von der Maschine aufzusehen. Dann jagten seine Finger wieder über die Tasten. Vor ihm stand eine Weckeruhr. Bei jeder Pause hörte Heini das blecherne Ticken der Uhr.

Es wurde schon dämmerig in der Stube, als der Schreiber den letzten Bogen aus der Maschine riß. „So!" stöhnte er erleichtert auf, „so!" und sammelte die Bogen zusam-

men. Dabei fiel sein Blick flüchtig auf Heini. „Da hockst du ja immer noch. Worauf wartest du eigentlich?"

„Ich weiß nicht", erwiderte Heini unsicher.

„Kannst mir eben mal rasch 'ne Molle Helles besorgen. Hier sind zwei Groschen. Draußen auf dem Regal steht ein Glas. Die Kneipe ist vorn an der Ecke."

Heini zog die Mütze über die Ohren und schoß aus der Stube. Am Torweg wäre er fast hingeschlagen mit seinen benagelten Absätzen auf dem nassen Asphalt. Schade, daß die Kneipe nicht weiter war. Am liebsten wäre er bis Charlottenburg getobt mit seinem Auftrag. Er hatte doch einen Auftrag, den ersten. Beinah etwas zu heftig setzte er das volle Glas vor den Schreiber hin. „Eine Molle Helles!" sagte er kurz und feixte.

Der Schreiber sah von seiner Arbeit auf. „Das ging ja mal fix", meinte er und holte ein Paket aus der Schublade. Heini machte Stielaugen. Butterbrote waren das.

„Hast wohl Schmacht, mein Junge?" fragte der Schreiber und biß in eins der Brote.

„Na, Mensch!" sagte Heini bloß.

Der Schreiber schob ihm zwei Stullen hin. „Jedem die Hälfte." Heini ließ sich nicht zweimal bitten. „Schmalz mit Leberwurst", lachte er voll Anerkennung, während er schon kaute.

„Mit Leberwust", bestätigte der Schreiber und nickte ihm mit großen Augen zu.

Das Telephon weckte. Der Schreiber nahm den Hörer ab.

„Jawohl", schrie er sofort mit noch vollen Backen in die Muschel, „jawohl — jawohl, jawohl!" Dann warf er den Hörer auf die Gabel zurück. „Sollst oben in der Kammer schlafen", meinte der Schreiber nach einiger Zeit zu Heini, „in der Kammer still und dunkel." Er nahm das halbgeleerte Glas und besah den Inhalt, dann sah er Heini an. „Von der Molle kriegst du nichts ab, draußen läuft der Hahn."

„Wer war denn am Apparat?"

„Der Bannführer." Der Schreiber wischte mit dem Handrücken die Brotkrumen vom Tisch, knüllte das Papier zusammen und griff nach den beschriebenen Bogen. „Müssen heute noch raus." Mit zwei Knicken falzte er die Bogen und schob sie in die Umschläge. Heini leckte die gummierten Laschen und klebte sie zu. Sein ganzer Gaumen schmeckte nach Kleister.

„Du kannst hier unten bleiben, wenn es dir oben zu langweilig ist. Die Kammer ist im dritten Stock, stehen zwei Betten drin, such dir das beste aus. Morgen bekommst du Gesellschaft. Kommt noch ein Junge zu uns. Seine Mutter war heute mit ihm hier. Ist Schauspielerin, war mal 'ne große Kanone. Sind von den Polen vertrieben worden, zieht jetzt mit 'ner Truppe in der Provinz herum. Wie es nun mal so geht." Mit einem Griff packte er die fertigen Umschläge zusammen und nahm seine Mütze. „Soll ich dir die Bude noch zeigen? Wirst dich schon selber zurechtfinden. Hab' bannige Eile. Bis morgen, mein Junge. Heil Hitler!" Weg war er.

Heini hörte, wie der Schreiber die Haustür von außen verschloß, hörte noch, wie sich seine Schritte draußen schnell entfernten. Mit einem leeren Gefühl stand er in der verlassenen Stube. Alles fremd, dachte er, alles anders, als ich es mir vorgestellt habe. Er fühlte, wie ihm die Arme schwer wurden bei diesem Gedanken, wie die Kraft aus seinen Knien wich. Er setzte sich auf den Stuhl vor der Schreibmaschine und sah mutlos auf die blanken Buchstabenreihen. Mechanisch tippte er ein paar Tasten an. Ohne zu wollen, suchte er allmählich bestimmte Buchstaben, formte Worte, spannte einen Bogen ein und versuchte zu schreiben. Das erste Wort, das zustande kam, war ein Name. Fritze stand auf dem weißen Blatt, mit kleinem f allerdings am Anfang. Fritze Dörries wurde daraus, Bruno Hellwig folgte, ulla, ulla, kaß. Wie Kälte

kroch ihm die Einsamkeit die Beine hoch, immer schneller schlug er auf die Tasten, in wachsender Wut reihte er Zeile unter Zeile, immer dieselben Namen, immer wieder die Namen dieser wenigen Menschen, die er liebte. Er kam sich verlassen und verraten vor. Seine große Liebe hatte man betrogen. Er stemmte den Kopf zwischen die Arme und starrte vor sich auf die Tischplatte. Der Wecker tickte. Der Regen klopfte leise gegen die Scheiben. ‚Überfall —' stand plötzlich das Wort in seinem Gehirn, schwarz, drohend, groß und klar die Buchstaben ‚Überfall auf Nazilokal', ein breiter roter Strich war unter das Wort gezogen. ‚Neun Schwerverletzte.' Warum hatte Kaß nicht gesagt, wann er wiederkommen wollte? Wie ruhig es war um ihn her. ‚In der Hauptstraße —.' Wann? Freitag! Also gestern, gestern nacht.

‚Kurz vor eins haben sich zwei folgenschwere Feuerüberfälle auf nationalsozialistische Verkehrslokale abgespielt, die die ähnlichen Fälle der letzten Tage weit in den Schatten stellen. Offenbar von denselben Tätern wurden von einem fahrenden Auto aus acht Schüsse auf das nationalsozialistische Verkehrslokal an der Apostelkirche und kurz darauf zehn Schüsse auf das Verkehrslokal ‚Ameise' in der Hauptstraße abgefeuert. Insgesamt wurden neun SA.-Leute zum Teil lebensgefährlich verletzt!"

Lebensgefährlich, schoß es Heini durch den Kopf, neun unserer Leute! meine Kameraden! Heini nahm die Zeitung vom Tisch auf und trat mit ihr ans Fenster. Er las noch einmal, las weiter, schlug das Blatt auf, fand weitere Berichte aus anderen Städten, Überfälle, Verletzte, Tote, Kameraden, immer wieder Kameraden. Alles andere war mit einem Schlage vergessen. Er war nicht mehr einsam. Das Innere in ihm war angefüllt mit Gestalten, mit Schüssen und Schreien. Er hörte den Marschtritt der Kolonnen und Stürme, Kommandorufe, Gesang, sah die endlosen Züge marschieren, sah die Bewegung der Massen,

aus allen Richtungen kamen sie an, drängten und schoben, alle nach vorn, alle dem einen Ziel entgegen, er sah die Fahne, in der Ferne das Ziel. Hätte er doch nur einen Menschen gehabt, um mit ihm zu reden. „Aber das ist doch nur heute", sagte er laut vor sich hin und stieg die Treppe hinauf, seine Kammer zu suchen, „was ist schon mit heute?! Ich hau mich in die Falle, und morgen ist morgen —"

In der Kammer standen zwei Feldbettstellen mit Strohsäcken und wollenen Decken. Heini nahm das Bett vorne am Fenster. Wenn er so lag, konnte er vom Bett aus den Himmel sehen. Ein Stern stand im dunklen Ausschnitt des Fensters. „Morgen", sagte Heini und fühlte schon den schweren Schlaf in den Gliedern, „morgen!"

4

„Hast du Schneid, Heini?"

„Hab ich, jawohl!"

Der Bannführer hielt Heini einen verschlossenen Umschlag hin. „Dieser Brief ist sehr wichtig, soll so schnell wie möglich zum Gefolgschaftsführer Blank in der Elbinger Straße, die Anschrift steht auf dem Umschlag. Es ist jetzt fünfundzwanzig nach acht. Um neun spätestens muß der Gefolgschaftsführer seine Wohnung verlassen. Wenn du fährst, schaffst du's nicht. Die Verbindungen sind zu schlecht dahin."

Heini warf einen Blick auf den Umschlag. „Die Gegend kenne ich. Um neun bin ich lange da."

„Wenn du die Gegend kennst, dann wirst du wissen, daß es für unsereinen dort ziemlich brenzlich ist."

„Nicht brenzlicher als bei uns im Beußelkietz."

Der Bannführer sah ihn von der Seite an. „Ich überlege, ob ich dir nicht besser einen zweiten Jungen mitgebe."

„Ich möchte lieber allein gehen", bat Heini.

„Ich weiß nicht", zögerte der Bannführer. „Unser Motorsturm hat heute nacht eine große Notwehraktion durchgeführt. Die Stimmung auf den Straßen dort oben wird ziemlich erregt sein."

„Ich bin aber schneller da, wenn ich allein laufe."

„Dann geh allein!"

Heini wollte schon ab. Der Bannführer rief ihm nach.

„Halt, mein Junge, laß erst mal sehen, wie du aussiehst." Heini stand stramm. Der Bannführer überflog prüfend seine Uniform. „Wie hast du geschlafen in der ersten Nacht?"

„Fein."

„Wer hat dir die Stiefel so blank geputzt?"

„Ich habe in der Schreibstube einen Wichskasten entdeckt, da habe ich mir ein bißchen Schmiere geklaut."

Der Bannführer kehrte sich ab und verbiß ein Lachen. „Es ist schon halb. Schieb ab, mein Junge!"

Heini schoß los. Die Poststraße entlang, durch winklige Gassen, er rannte mehr als er ging. Von Zeit zu Zeit fühlte er nach der Brusttasche. Ein leises Knistern — der Brief war noch da. Die Greifswalder Straße zog sich mächtig hin. Eine Uhr zeigte ein Viertel vor neun. Sein Magen rumorte. Er hatte noch nichts gegessen an diesem Morgen. Er rannte, sah nicht links und nicht rechts. Eine Bemerkung flog ihm nach, er achtete nicht darauf. Endlich am Königstor. Er schob sich wischen den fahrenden Autos durch. Der Verkehrsschutzmann rief drohend hinter ihm her. Ein Chauffeur fluchte. Die Bremsen schrien kreischend auf. Heini hatte schon die andere Seite erreicht. Er nahm die Hand nicht mehr von der Brust. „Der Brief ist wichtig',' mahnt es in ihm, „noch acht Minuten — zehn Häuser noch, noch fünf." In der Haustür stieß er mit einem Postboten zusammen. „Vierte Etage, natürlich." Alle Welt wohnt vierte Etage! Völlig außer Atem riß er die Klingel. Es konnte noch keine neun sein.

Eine Frau machte ihm auf. Es roch herrlich nach Kaffee. „Dringender Brief!" stieß er keuchend heraus.

„Komm nur rein, mein Junge."

Heini trat in den Flur, in die Stube. Ein junger Mann in Uniform. „Heil Hitler!" Ein Riß öffnete den Umschlag. Wahrscheinlich ein Befehl, dachte Heini und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Der Gefolgschaftsführer nahm noch einen zweiten Zettel aus dem Umschlag, las und lachte. Scheint ein lustiger Befehl, überlegte Heini und sah sich verstohlen in der Stube um. Ein Kaffeetisch stand da, gedeckt, Butter, frische Schrippen, eine Milchkanne mit geschwungenem Bauch.

Der Gefolgschaftsführer war in die Küche gerannt, hielt seiner Mutter den Zettel unter die Nase. ‚Gebt dem Jungen etwas Banniges zu futtern —' stand da zu lesen. „Du machst das, nicht wahr, Mutter. Ich muß gleich los." Ein Gruß noch in die Stube. Schwere Stiefel polterten die Treppe hinab.

Heini horchte.

Dann ging die Tür auf. Eine Kaffeekanne kam daher, noch mehr Brötchen. Nach halb zehn kam Heini mit stark gehemmter Fahrt die Treppen herab. „Mutter ist tot", sagte er ein paarmal vor sich hin, bis er auf der Straße stand. Hier klemmte er die Mütze unter den Arm, warf mit einem Ruck die Strähnen aus der Stirn und setzte sich wieder in Trab.

Das Tempo des Herweges holte er allerdings nicht mehr heraus. Er hatte immerhin sechs Brötchen verdrückt. Hatte ihm keine Ruhe gelassen, die Frau. „Mutter ist tot — Viertel nach wird es werden, bis ich zurück bin." Wieder Greifswalder Straße, grüne Bäume links und rechts, kleine Läden, Gemüsekeller. Pfirsiche, groß wie Äpfel, Bananen, leuchtendrote Beeren. Ein Duft nach Wald. Die Mädchen singen oft, wenn sie Beeren pflücken. Für Sonnabend war ein Ausmarsch geplant. „Faschistenlümmel!" schrie es in

sein Ohr. Er stieß einen Arm zur Seite, ohne sich lange umzusehen, und rannte, was ihn die Beine trugen. An der nächsten Ecke bog er ein, sah in der Biegung einen Augenblick zurück. Weit hinten drohten ein paar Fäuste. „Blöde Bagage!" Fauchend trommelte das Herz.

Er war wütend über sich. Er hätte standhalten sollen. Vielleicht war es auch besser so. Langsam ging er weiter.

An einem Kiosk hielt ihn eine Schlagzeile fest. Er ging die vier Schritte zurück. Zeitungen waren hier angesteckt, eine über der andern. ‚SA-Mord rast durch Berlin!' Schlagzeile, große, fette Lettern, schreiend, anklagend. Heini tritt näher. In fliegender Hast liest er den Bericht. ‚Die Nationalsozialisten haben in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag —' Er sieht nach dem Kopf des Blattes. ‚Neue Montagszeitung'. Kennt er nicht. Wohl ein Linksblatt. Ein Bild in der rechten oberen Ecke, ‚Die Demonstration der antifaschistischen Aktion.' Ein Meer von Menschen ist auf dem Bild zu sehen. ‚100000 im Lustgarten, Massendemonstration des roten Berlin gegen den Faschismus.' Ein Blatt der Kommunisten offenbar. Das Auge fährt zurück zur linken Ecke des Blattes. ‚— haben in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag um Mitternacht an allen Stellen der Stadt wilde Schießereien auf kommunistische Parteilokale eröffnet. Die Nationalsozialisten benutzten dabei ihr Auto-Motorrad-Korps. Auf schweren Motorrädern durchrasten sie die Arbeiterstraßen, stoppten kurz vor den Lokalen ab und begannen blindlings zu schießen —.' Die Buchstaben begannen vor Heinis Augen zu tanzen. Eine Notwehr-Aktion, hatte der Bannführer gesagt. Dies war es wohl, was er gemeint hatte, ‚— in Mariendorf — in der Prinzenallee — an der Hochstraße — Rubensstraße — Wedding —.' Heini las und las. Verwundete, Tote. Er schluckte, die Zunge, der Gaumen waren vollkommen trocken. ‚Diese Überfälle', hieß es zum Schluß, ‚zeigen, daß die SA zum ersten Male eine

großangelegte, systematische Aktion gegen die kommunistischen Verkehrslokale unternommen hat. Das ist der offene Bürgerkrieg!' Das ist der offene Bürgerkrieg, las Heini nochmal. Bürgerkrieg, gesperrt gedruckt.

„Na, was sagste zu deinen Spezies?" fragte eine Stimme neben ihm. Heini wandte sich um. Ein paar Burschen in Schiffermützen standen neben ihm.

„Sie haben nur nachgemacht, was die anderen ihnen vorgemacht haben", gab Heini entschlossen zur Antwort.

„Nicht frech werden, mein Junge!"

„Ich werde nicht frech. Ich sage bloß, was gewesen ist."

„Was ist denn gewesen?" fragte einer und trat drohend nah zu Heini heran.

„Die Geschichte an der Apostelkirche und draußen in der Hauptstraße! War das nichts? Ist kaum drei Tage her."

Ein wüstes Gelächter war die Antwort. „Mensch, bist du doof!" lachte eine Stimme mitten in Heinis Gesicht. „Aber so seid ihr Faschistenbabys alle. Jeden Dreck, den sie euch vor die Nase reiben, den schleckt ihr ab. Jeder Proletenjunge weiß, daß eure eigenen Leute die Kiste an der Apostelkirche gedreht haben. Eure eigenen Leute! verstehst du. Glotz nicht so blöd. Einen Vorwand wollten sie sich verschaffen, kapierst du denn nicht? Es muß doch etwas passieren. Einer muß doch hernach angefangen haben, und das muß doch jedesmal der andere sein. So schießt man halt mal auf seine eigenen Leute. Was liegt schon daran. Ein paar mehr oder weniger. Das nehmen deine sauberen Brüder nicht so genau."

Heini sah völlig verstört in das erregte Gesicht des Sprechers. „Sag etwas", schrie es in ihm, „antworte! sag ihm, daß er lügt!" Doch er brachte kein Wort heraus. Hilfesuchend sah er sich um. Ein kleiner Auflauf war zusammengelaufen. Alle Augen sahen schadenfroh zu ihm

her. Über den Köpfen der Umstehenden sah Heini ein paar Tschakos sich herandrängen.

„Was ist hier los?" fragte ein Wachtmeister mit scharfer Stimme.

„Gar nischt ist los?" sagte der Sprecher von vorhin, „ein politischer Diskurs wird in die deutsche Republik doch noch jestattet sind."

„Weitergehen!" forderten die Schupobeamten, „weitergehen!"

„Erzähl' mal deinen Spezies, was du heute gelernt hast!" schrie im Weitergehen noch einer der Burschen zu Heini herüber.

Am liebsten wäre er dem Burschen nachgerannt, um ihn zu fragen, immer und immer wieder zu fragen.

5

Zu seinem Kameradschaftsführer hätte er reden können. Von dem Bannführer hielt ihn eine unbestimmte Scheu zurück. Kaß aber bekam er nicht zu sehen. Mit Fritz Dörries hätte er sich aussprechen können, mit Bruno Hellwig, mit Eugen. Sie waren nicht da, sie durften noch nicht einmal wissen, wo er sich aufhielt. Nach Moabit zu gehen, war ihm vorerst aufst strengste untersagt. Heini fühlte Trauer, empfand Leere, vermißte in sich jede Lust. Der Schwung, der ihn bis hierher getragen hatte, war mit einemmal erschlafft, und Heini litt.

Heini wurde zum Bannführer gerufen. Heini stand stramm, sah zu dem großen, jungen Menschen hinauf, und alles war wieder gut. Für den Augenblick. Er sah den Mund, der lebhaft zu ihm sprach, die Stirn, die sich faltete und sogleich sich wieder aufhellte, die Augen, die groß und gütig zu ihm herabsahen.

Heini bekam Aufträge und führte sie aus. Er ging nie, er lief. Kaum daß er saß, erhob er sich wieder. Er stand nicht ruhig, er ging hin und her. Seine Tätigkeit war Be-

wegung, Bewegung war ihm Bedürfnis, war ihm Ablenkung, Linderung, Heilung vielleicht. Er wollte Befehle, wollte gehorchen. Er wollte bewundern und verehren. Heini litt. Man hatte das Schönste in ihm angetastet, beschmutzt, erschüttert. Er wußte kein Mittel. Er ging nicht, er rannte. „Das reinste Quecksilber", sagte der Bannführer zu seinem Schreiber, als Heini wieder einmal aus der Tür schoß.

Mit zwei Tagen Verspätung traf der Neue ein, Heinis zukünftiger Schlafgenosse, ein blasser, hochaufgeschossener Bengel, mit roten Haaren und Sommersprossen. Heini konnte ihn vom ersten Augenblick an nicht leiden. Er sprach ihm auch zu leise, und wenn er ging, sah er aus wie ein Mädchen. Er brachte eine Laute mit, an der eine Unzahl farbiger Bänder hingen. Schon am ersten Abend, als sie oben in ihrer Kammer waren, nahm der Neue seine Laute und sang. Das gefiel Heini. Die Stimme war weich. Er sang nur halblaut, und die Lieder waren voller Schwermut.

„Wie heißt du eigentlich?" erkundigte sich Heini.

„Oskar Wisnewski."

„Und ihr kommt aus Polen?"

„Aus dem früheren Bezirk Posen. Sie haben uns exmittiert."

„Was ist das?"

„Ausgewiesen."

„Sauhunde sind das!"

„Du hast recht. Sie haben sich wenig schön gegen meine Eltern benommen. Meinen Vater haben sie getötet."

„Umgebracht, meinst du? was? umgebracht!"

„Die Exekution erfolgte durch den Strang. Es ist jetzt schon acht Jahre her. Ich war noch ein Kind."

„Mensch, wie redst du bloß daher. Ich war noch ein Kind! eine Göre warst du noch!"

Oskar Wisnewski erwiderte nichts. Er zupfte noch auf seiner Laute herum und legte sich dann gleichfalls ins Bett.

Eines Abends war Heini schon nahe daran einzuschlafen, da fing Oskar Wisnewski an, in das Dunkel hinein zu reden. Was ihn an der Hitlerbewegung begeisterte, sei einzig und allein die Bewegung. Die Richtung dieser Bewegung sei ihm vollkommen gleichgültig. Bewegung allein schon sei Leben, einerlei, wohin sie ziele, und je intensiver die Bewegung, um so fulminanter das Leben. Das Ziel der ganzen Sache interessiere ihn nicht. Am Ende werde doch alles profan und banal.

„Du hast wohl 'n Vogel", schrie Heini wütend zu ihm hinüber und warf sich auf dem Strohsack herum, daß die wacklige Feldbettstelle nur so krachte.

Er verstehe ihn eben nicht, meinte Oskar mit müder Stimme, das sei sehr schade. Er könne sich vorstellen, daß es sehr schön wäre, wenn zwei Jungens gemeinsam versuchten, den Dingen auf den Grund zu kommen.

„Du sollst morgen Zettel verteilen in Siemensstadt, hat der Schreiber heute abend noch gesagt. Weißt du das schon?"

„Ich habe davon gehört."

„Wenn nun die Kommune bei der Gelegenheit uns auf den Deez böllert, geht einem am schnellsten ein Licht auf von wegen dem Grund der Dinge und so, verstehst du?"

„Ich muß sagen, das verstehe ich nicht ganz. Ich fühle nur, daß du etwas gegen mich hast, und das tut mir leid."

Heini schämte sich. Ganz plötzlich und heiß schoß ihm die Scham in die verschlafenen Augen. Was hatte ihm der Junge getan? Er war eben anders. Vielleicht taugte dieser Junge zehnmal mehr als er selber. Er wollte ihm abbitten. „Ich muß das wieder gutmachen", sagte er sich, „und zwar sofort." Er fand nur die Worte nicht. Wie eine schwere Last hing das Schweigen in der dunklen Stube. Da entschloß

sich Heini zu etwas ganz Besonderem, wie er glaubte. Er zwang sich dazu, Vertrauen zu diesem Jungen zu fassen. Er wollte sich ihm mitteilen, wollte ihn um Rat, um Urteil fragen in dieser Sache, die ihn seit Tagen niederdrückte. Mit viel Vorsicht tastete er sich vor. „Was würdest du sagen, wenn Leute ihre eigenen Verkehrslokale überfielen, um so die Bevölkerung auf die Gegner zu hetzen."

„Ich fände die Idee gar nicht so übel", sagte Oskar und gähnte.

„Und wenn es Tote dabei gäbe?"

„Krieg ist Krieg."

„Und eine Gemeinheit ist und bleibt eine Gemeinheit!"

Sie sprachen nicht mehr miteinander, auch die nächsten Tage nicht.

6

„Wo ist das Quecksilber?" „Die Sache ist eilig, schick den Quex!" „Die Geschichte muß stimmen, laß Quex das machen!" So ging es den ganzen Tag. Heini fuhr mit dem Bannführer im Auto. Heini ordnete alle Geheimakten, sauste zum Reichstag und überbrachte Nachrichten, die man weder schreiben noch telephonieren wollte. Heini erledigte alles gleich schnell, gleich peinlich, er war das Mädchen für alles, er wurde unentbehrlich, vom dritten Tage ab hatte er seinen Spitznamen weg, er war Quex.

An einem Sonnabend stand er endlich in Reih und Glied mit seiner Kameradschaft. Er stand ziemlich am Ende. Fritz Dörries stand am rechten Flügel. Es ging auf Fahrt, die erste, die er mitmachte. Seine Kameradschaft blieb nicht die einzige. Die ganze Schar sammelte sich am Ausgang der Stadt.

Die Wimpel flatterten, Kommandos fuhren in die Gelenke. Die Kolonnen setzten sich in Marsch. Der Gleichschritt dröhnte wie eine Pauke. Heini kniff die Augen zu vor Freude. Grün war die Welt. „Das ist nichts als Ver-

drehung", hatte der Bannführer am Morgen zu ihm gesagt, „nichts als eine ganz plumpe Verdrehung." Jedes Wort hatte Heini sich gemerkt. Er hatte sich heute früh ein Herz gefaßt und dem Bannführer jenen Vorfall erzählt. Auch seine Zweifel hatte er nicht verschwiegen. „Du kannst beruhigt sein", hatte der Bannführer am Ende erklärt, „der Fall liegt jetzt schon ganz klar. Die Presse schrieb sogar darüber. Unser Gegner benützt dauernd die Verdrehung als Waffe. Wie du siehst, ist sie gefährlicher für uns als seine Pistolen."

„Aufschließen dahinten!" schrie eine Stimme. Die hinteren Kolonnen rückten auf.

Heini mußte gewaltig ausholen, um Schritt zu halten. Der Affe drückte. Der Schweiß lief nur so über das Gesicht. Dann wurde gesungen, eine Strophe nach der anderen, Lied auf Lied, Schritt auf Schritt, Tritt auf Tritt. Schon dehnte sich zur Rechten ein See, blau, frisch und belebend. Die Bäume wurden dichter, der Wald begann. Im Schritt und Tritt, der Marsch war Gesang, ein weicher Schwung, im Rhythmus, im Takt. Was eben noch Beschwerde war, wurde zur Lust. Eine Feldflasche kam an Heini vorbei. Er trank. Nie schmeckte ein Wasser wie dieses Wasser. Nie klang ein Lied wie dieses Lied. Nie zog ein Weg wie dieser nach vorn. Der Kopf wußte nichts mehr von den Beinen. Es gab keine Last. Das Auge war alles. Alles war Bild. Der Marsch war Klang, ein Rausch, ein beglückender Strom. Erst gegen Abend wurde gerastet.

Dann zog der Marsch in die Nacht. Das Geheimnis zog mit, die Stille, die große, gewaltige Ahnung. Sie kamen auf eine Lichtung. Frei lag das Feld. Wie stumme Heere standen die Wälder ringsum, schwarz, drohend. Hoch funkelte ein Stern. Am Horizont brannte ein Leuchten. In der Ferne rollte ein Zug. Und wie auf Kommando sprang aus den jungen Kehlen das Lied vom Sieg.

Eine Stunde noch oder zwei. Ein Hügel ragt auf, ein

Wasser dehnt sich dunkel her. Von vorn kommen Kommandos. Die Kolonnen halten. Der Lagerplatz ist erreicht.

Die Führer rennen hin und her, Stellen werden bezeichnet, schon flackert ein Feuer auf, und am hohen Mast flattert die Lagerfahne. Die Zeltbahnen werden abgeschnallt, Pflöcke in die Erde gehämmert, jeder kennt seinen Platz, jeder macht seinen Handgriff. Heini steht noch immer und freut sich an dem Bild und staunt. Dann faßt er mit an, trägt Holz zusammen, rennt mit zwei Eimern zum Ufer hinab und schleppt Wasser heran. Vom Feuer herüber kommt schon ein Duft. Es gibt Suppe mit Speck. Brot wird geschnitten und verteilt.

Heini sitzt mitten unter den Kameraden, ein Kochgeschirr in der einen Hand, eine Brotscheibe in der anderen. Er muß plötzlich laut lachen. Er ißt ja nicht, er frißt. Dann werden Wachen ausgelost.

Die erste Wache fällt auf ihn. Die Kameraden kriechen in die Zelte, und es wird schnell ruhig im Lager. Heini steht am Feuer. Er ist hundemüde. Wie Blei sind die Lider. Erst jetzt fühlt er den Marsch in den Gliedern. Er wehrt sich verzweifelt gegen den Schlaf. Ein Windstoß rüttelt das Feuer auf. Der Schein der Flammen zuckt im Dunkel. Die Wimpel klatschen gegen die Stangen. Heini steht auf.

Im Kreise sind die Wimpel aufgesteckt. In der Mitte die Fahne der Schar. Blutrot glüht das Tuch im Schein des Feuers. Die Fahne, denkt Heini, das ist meine Fahne, und ich bewache sie. Er gibt sich einen Ruck, er ist stolz und doch müde. Die Fahne flattert plötzlich auf, er erschrickt. Hat er im Stehen geschlafen? Ein Entsetzen packt ihn. Nein, das ist nicht möglich. Im Stehen kann man unmöglich schlafen. Aber er war weg, eine Sekunde war er weg gewesen. „Ich muß das schaffen", hämmert er sich ein, „ich muß die Müdigkeit überwinden, diesen Schlaf." Er geht umher. Er horcht über die Wiesen hin.

Heini stellt sich mit der Brust gegen den Wind, er spannt alle Muskeln, er atmet tief. Irgendwo knackt ein Ast. Er fährt herum und horcht. „Ich bin ganz wach", sagt er laut, „ganz wach." In der Ferne knattert ein Lastauto und verstummt — „ganz wach!"

Wie am Krüpelsee damals — war wohl genau so — die Kameraden schliefen, und die Gefahr war schon auf dem Wege — ahnungslos — wenn sie nun hier das Lager überfielen? Mit einemmal war die Müdigkeit verflogen. Er sah zurück nach der Fahne. Das Feuer war abgebrannt. Er hörte nur leise das Rauschen des Tuches in der Dunkelheit. Er ging hin, umfaßte den Schaft, sah in das Dunkel hinaus und hielt Wache.

7

Ein Trompetensignal jagt die ganze Gesellschaft aus den Decken. Es ist fünf Uhr. Heini reibt sich noch die Augen und blinzelt. Strahlend erhebt sich die Sonne hinter dem Wald.

„An den See zum Baden, marsch, marsch!"

Sechzig Jungens sausen um die Wette den Abhang hinab, sechzig Fontänen steigen hoch, sechzig Quirle und Wirbel leuchten über dem dunklen Grün des Wassers auf. Ein Tummeln und Balgen setzt ein mit Geschrei und Gelächter. Man schwimmt um die Wette, man taucht, an einer Stelle ist eine Seeschlacht im Gange. Der Gischt darüber zeigt alle Farben des Regenbogens. Heini steht bis zum Hals im Wasser und prustet und lacht. Mit einemmal sind seine Beine weg, der Himmel ist weg, das Licht ist weg, die Luft ist weg. Er schluckt Wasser, kommt wieder zum Stehen, spuckt und hustet und sieht ein bißchen blöd in ein Dutzend feixende Gesichter. Bis mitten aus der johlenden Gesellschaft ein anderer genau so plötzlich unter Wasser verschwindet, genau so hoch kommt wie er, genau so purzelt und spuckt, kein bißchen mehr Klugheit im ver-

dutzten Gesicht, genau so blöd. Und Heinis Gesicht wird ganz blau, so muß er lachen. Die andern hätten zu gerne gewußt, wo der zweite Gauner war, der dem andern die Beine unter Wasser wegriß. Es blieb Heinis Geheimnis.

Beim Frühstück brockte er sein ganzes Brot in den Kaffee und aß das Zeug mit dem Löffel. Von Zeit zu Zeit stöhnte er durch die Nase vor Behagen. Zucker war drin! Dann war Geschirrwaschen unten am Wasser, abtrocknen, verstauen.

„Antreten zur Morgenandacht!"

Der Scharführer sprach. Ein Lied wurde gesungen. Mutter ist tot, dachte Heini die ganze Zeit, wie er so stand und die Hände gefaltet hielt. Mutter ist weg, ist nicht mehr. Wo ist sie hin? Irgendwo muß sie doch sein. Daß etwas nicht mehr ist, was einmal war, dagegen sträubt er sich. Er wehrt sich wie ein Ertrinkender. Er spricht die Gebetsworte mit, die der Scharführer vorsagt. „Mutter ist in mir", überfällt es ihn plötzlich, „etwas ist noch da von ihr, ich spüre es." Er wird wieder froher. Es wird ihm leichter zumute. Wie sie wegtreten, lacht er schon wieder mit den andern. Wollfäden werden jetzt den Jungens um das linke Handgelenk gebunden.

„Was soll das?"

„Deine Seele ist das, Mensch! Wenn sie dir einer abreißt, bist du tot und darfst nicht mehr mitmachen."

„Die Gruppe A ist bereits unterwegs", erklärte der Scharführer gerade. „Die ihr hier noch seid, seid Gruppe B. Die Gegner werden von irgendeiner Seite vorstoßen, um hier diese Aktentasche zu rauben, die irgendwelche wichtigen Dinge enthält. Es ist eure Aufgabe, das Lager zu schützen, den Vorstoß in Front abzuschlagen oder ihn durch Gegenaktion zu vereiteln. Wie ihr das macht, überlasse ich euch. Wer zum Schluß die Tasche hat, hat gewonnen. Euer Führer ist gefallen. Ihr habt möglichst rasch aus eurer Mitte einen Ersatzführer zu wählen. Jetzt los!"

Die Jungens waren sofort Feuer und Flamme. Mit hochroten Köpfen sahen sie sich an. Sie waren noch etwa vierzig Jungens. Auch Heini sah sich um. Seine ganzen Freunde fehlten. Das ärgerte ihn. Er wäre lieber bei Gruppe A gewesen.

„Ich schlage Hugo Ballmann vor", schrie einer, „der hat schon einmal eine Gruppe geführt und gesiegt."

Hugo Ballmann wurde zum Führer gewählt.

Er bestimmte sofort, daß die ganze Gruppe strahlenförmig ausschwärme und jeder einzelne in gerader Richtung vordringe, bis er etwas vom Gegner bemerke. Signale wurden verabredet, Verhaltungsmaßregeln ausgegeben. Ein Mann sollte im Lager bleiben bei der Tasche.

Heini bekam die Aufgabe des Taschenwächters. Der langweiligste Posten im ganzen Spiel, dachte er, sagte aber nichts.

Im Laufschritt zogen die andern ab, jeder in seiner Richtung. Rasch verschwanden sie im Gehölz. Heini blieb allein.

Wenn sie durchstoßen, ist die Tasche futsch, überlegte er, unser Schützenfächer ist viel zu dünn. Er dachte noch weiter nach, ohne den Umkreis einen Augenblick aus den Augen zu lassen. Dabei kam ihm ein Gedanke. Wer sagte denn, daß die Tasche gerade hier an dieser Stelle zu liegen hatte? Im Ernstfall würde er sie bestimmt nicht offen liegen lassen und warten, bis die andern sie klauten.

Er sah sich suchend um.

Der Führer war nicht zu sehen. Er mußte auf eigene Verantwortung handeln. Er nahm die Tasche auf. Offen durfte er sie nicht tragen, ein feindlicher Späher konnte ja beobachten, wie er die Tasche verschleppte. Er steckte sie kurz entschlossen in den Hosenboden. Ein bißchen unbequem, aber es ging.

So kroch er weg, zu einem nahen Gebüsch hinüber,

weiter, bis er den Waldrand erreichte. Unter einem Baumstamm versteckte er die Tasche. Da hörte er auch schon Signale links hinter sich. Nach den Signalen zu schließen, waren es seine eigenen Leute. Er wollte zu einer Lichtung, um Ausschau zu halten. Am besten, er kletterte auf einen Baum. Da sah er drei Jungens vor sich, feindliche Jungens. Wenn die ihn entdeckten, war alles verloren. Er durfte nicht fallen. Sein Wollfaden mußte unversehrt bleiben. Er war der einzige, der wußte, wo die Tasche geblieben war.

Plötzlich ein fremdes Signal. Die drei Jungens rannten in der Richtung nach dem Lager davon. Ein wildes Geschrei kam von dort herüber. Wahrscheinlich waren sich die Gegner in die Haare geraten. Nach ein paar Klimmzügen saß Heini auf einem schönen Ast und sah, wie sich auf dem Platz die ganze Meute balgte.

Kurz darauf wurde zum Sammeln geblasen. Heini lief zum Lager. Sein Gewissen war nicht ganz sauber.

Die Blicke, mit denen ihn seine Kameraden empfingen, waren nicht eben freundlich. „Du hast deinen Posten verlassen", schrie ihn Ballmann schon von weitem an. „Ein Soldat, der im Kriege seinen Posten verläßt, wird erschossen."

„Ruhe!" befahl der Scharführer. Mit zwei Kameradschaftsführern bildete er das Schiedsgericht. Die Jungens standen im weiten Kreis herum.

„Es ist der Gruppe A gelungen, in das Lager vorzustoßen. Sie hat dabei allerdings sechzehn Mann verloren. aber, wie gesagt, der Vorstoß ist gelungen."

„Wer von ihnen hat die Tasche?" schrie Heini.

„Die Tasche vorzeigen", verlangte der Scharführer.

Niemand meldete sich. In der Gruppe A entstand lebhafte Bewegung. „Die Tasche läßt sich nicht auffinden", meldete der Führer der Gruppe A.

Allgemeine Bestürzung.

„Die Aufgabe verlangt die Eroberung der Tasche, nicht nur ein Erstürmen des Lagers."

„Im Ernstfalle hätten sie die Tasche nie bekommen", warf Heini dazwischen und glühte förmlich vor Aufregung.

„Weißt du denn, wo die Tasche geblieben ist?" fragte ihn der Scharführer.

„Jawohl!" sagte Heini und erstattete Bericht.

Die Gesichter der Gruppe A wurden immer länger. Bei Gruppe B erhob sich schallendes Gelächter.

„Kriegslist ist natürlich erlaubt und immer zu begrüßen", entschied der Scharführer. „Quex hätte sich im Ernstfall nach dem verlorenen Gefecht wegschleichen und so die Tasche retten können." Die Kameradschaftsführer stimmten dieser Auffassung zu. „Ich selbst", schloß der Scharführer seinen Schiedsspruch, „habe nicht an diese Möglichkeit gedacht, als ich die Aufgabe stellte. Unter diesen Umständen hat die Gruppe A ihr Ziel nicht erreicht und die Partie verloren."

Im Triumph wurde Heini von seiner Gruppe gefeiert, und er schneuzte sich in einem fort, so sehr ging ihm sein Sieg an die Nieren.

8

Auf dem Rückweg marschierte er zwischen Fritz Dörries und Bruno Hellwig. Sie hatten ihn einfach in die Mitte genommen, und nun ging das ganz von selbst mit den Beinen. Dicht vor ihm ging Kaß und bremste sichtlich seine langen Pedale, damit die anderen mitkamen. Von Zeit zu Zeit sah er sich um und nickte Heini zu. Heini hätte schreien mögen vor Freude, statt dessen war er ganz still.

„Wo steckst du eigentlich jetzt?" erkundigte sich Fritz Dörries. „Man sieht und hört nichts mehr von dir."

„Das darf ich doch nicht sagen."

„Ach so, verstehe. Aber sehen lassen hättest du dich mal können."

„Geht auch nicht. Ist gleichfalls verboten."

„Schade. Dafür haben sie dir 'nen patenten Spitznamen zugelegt. Andere sind Jahre dabei und bekommen keinen. Kannst dir schon was einbilden, kleiner Quex."

„Was kann ich da schon groß dafür? Ich hab' nichts Besonderes gemacht."

„Sag' das nicht! Einen Spitznamen bekommt einer nur, wenn er imponiert oder wenn er sich lächerlich macht. Von wegen lächerlich hast du deinen Namen nicht, das wissen wir alle!"

Heini sagte nichts darauf, und es wurde ihm ganz warm.

„Was machen sie bei dir zu Hause?" fragte er nach einiger Zeit. „Ich meine, ist deine Mutter noch böse auf dich?"

„Die gute Frau ist nicht böse. Sie kommt nicht mehr so recht mit, das ist alles. Sie verteidigt ihre gute Stube."

„Und du schlägst ihr ein Stück nach dem anderen kaputt."

„Und sie klebt hernach wieder zusammen. Wie du neulich da warst, hab' ich so 'ner lächerlichen Figur die Nase verbogen, das weißt du noch?"

„Ja, du hast sie abgeschlagen."

„Tags darauf saß sie wieder fest an ihrer Stelle. Syndetikon leimt und kittet alles, sogar Weltanschauungen, wie du siehst. Unsere ganzen Bürger arbeiten heute nur noch mit Syndetikon."

„Namentlich im Reichstag", lachte Bruno herüber.

„In der Regierung nicht weniger!" schimpfte Fritz darauf los. „Was sind denn diese Notverordnungen anders als Syndetikon? Genau so bei den Parteien! Bei den Banken kein Haar anders! Und gar bei den Familien! Überall Syndetikon."

Ein Marschlied wurde gesungen. Fritz und Bruno san-

gen statt des Textes immer nur das Wort ‚Syndetikon'. Auch Heini sang das Wort mit. Er fand es sehr ulkig, wenn er auch nicht ganz kapierte, was die beiden meinten.

Während er noch sang, dachte er plötzlich an Ulla. Er dachte eigentlich schon eine ganze Weile an sie, es war ihm nur nicht zum Bewußtsein gekommen. Jetzt aber war das Erinnern so stark, daß er mitten im Lied zu singen aufhörte und Fritz in die Seite stieß. „Was macht Ulla?"

Fritz hörte gleichfalls zu singen auf. „Das Mädchen Ulla?" meinte er und sah ernst vor sich hin. „Es geht ihr jetzt so leidlich. Ach, das weißt du ja noch gar nicht. Kannst du auch noch gar nicht wissen. Ulla hat neulich eine unangenehme Sache gehabt. Sie macht da einen Abendkursus mit in der Schwimmhalle an der Turmstraße, jeden Dienstag und Donnerstag von acht bis halb zehn. Wie sie da neulich nach Hause geht, wird sie doch von ein paar Banditen richtiggehend angefallen. Wollen ihr das Abzeichen klauen, die Kletterweste vom Leib reißen und so. Ulla hat sich natürlich gewehrt wie 'ne Katze. Jetzt ist sie in ärztlicher Behandlung."

„Schlimm?" fragte Heini mit trockener Kehle.

„Sah erst schlimmer aus, als es war. Sie hatte 'ne klotzige Schramme dicht über dem linken Auge. Hätte ebenso das Auge verletzen können."

„Jetzt geht sie aber doch nicht mehr hin?"

„Wohin?"

„In die Schwimmhalle."

„Natürlich geht sie wieder hin."

„Aber doch nicht allein?"

„Sie will es nicht anders. Trotzdem würde ich sie nie allein gehen lassen. Aber wir haben saumäßig viel Dienst in der letzten Zeit."

Von da ab blieb Heini still. Fast während des ganzen Marsches sprach er kein Wort mehr. Auch sang er nicht mehr.

Als er sich endlich am Knie von seiner Kameradschaft verabschiedete, nahm er Fritz Dörries zur Seite. „Grüß' Ulla von mir", sagte er mit solchem Nachdruck und solch veränderter Stimme, daß Fritz ihn betroffen musterte. „Natürlich", beeilte sich Fritz zu erwidern, „natürlich, Quex, wird gemacht. Das Mädel wird sich freuen, das kann ich dir jetzt schon sagen."

Aber eine ganze Weile noch mußte er an das Gesicht und vor allem an die Augen Heinis denken. War der kleine Quex etwa in seine Schwester verliebt? Möglich — sehr möglich sogar. Doch in diesen Augen hatte noch etwas anderes gelegen, etwas völlig anderes.

NW ist die amtliche Bezeichnung dieses Stadtteils. Der Norden der Stadt stößt hier auf die westlichen Bezirke herab. Proleten und Bürger rücken hier dicht aufeinander. Gläubige und Gottlose, Staatstreue und Rebellen, Tugend und Laster, Hunger und Behäbigkeit. Ein Wirbel in dem gewaltigen Becken, umrahmt von Siemensstadt, westlich, stößt sechzigtausend Arbeitsmüde tagtäglich gegen Abend herein. Im Westhafen, nördlich gelegen, heulen die Sirenen der Schlepper bis tief in die Nacht. Die Kraftwerke der Stadt im Norden mit sieben gewaltigen Schloten. Im Süden endlich die lichtgrüne Grenze, der Park, die Weiher, die stillen, duftenden Wege, der glänzende Asphalt, die blanken Automobile, Charlottenburger Chaussee, Bellevue, der Tiergarten mit dem hohen grünen Gewölbe. Mitten in dem Wirbel der landstraßenlange Koloß mit den zwei Türmen neben dem eisernen Portal, mit den tausend kleinen Fenstern, jedes Fenster blind, jedes Fenster mit einem Gitter verschlossen, mitten in dem Wirbel der weite Hof mit den tausend weißen Wagen, mit den Mädchen in Weiß, mit Rufen und Glockengebimmel, Meierei Bolle, mitten im Wirbel das Poststadion, zwanzigtausend am

Sonntag und mehr, mit Aufschrei, mit Sang und stöhnender Spannung, mitten im Wirbel die stille Insel mit den tausend sauberen Betten, mit den tausend Fiebertafeln oben über dem Kopfende, mit den blitzenden Skalpellen, Pinzetten und Scheren, mit dem süßen Geruch der blutenden Schmerzen, dem dumpfen Klopfen pulsierender Qual. Mitten im Wirbel steht Heini, der Quex, an diesem Sommerabend gegen halb zehn in eine Haustür gedrängt und starrt hinüber nach dem großen Tor auf der anderen Seite der Straße.

Er steht hier seit einer Stunde. Er hört die Sirenen heulen vom Hafen herüber. Wie er herkam, stiegen aus den sieben Schloten sieben pechschwarze Fahnen senkrecht in den grasgrünen Himmel. Die Straße ist voll Dunst und Staub und Benzingasgeruch. Omnibusse poltern vorüber und Taxis, die ‚Drei' und die ‚Fünfzehn', Menschen kommen vorüber, Burschen mit Mädchen, und lachen, verspätete Väter, vergrämt, in Gedanken, Frauen nur wenige. Ein paar junge Leute stehen beieinander, die Hände in den Taschen, brüllen manchmal vor Lachen. Es erzählt wohl der eine von ihnen Witze, es sieht von hier fast so aus. Eine andere Gruppe steht etwas weiter entfernt, ein paar Radfahrer dabei. Heini behält die Gruppen dauernd im Auge, sie gefallen ihm nicht. Warum treibt sich dieses Gelichter gerade hier vor diesem Ausgang herum? Mag sein, es ist ein Zufall, aber er traut dem Wetter nicht ganz. Ein paar von ihnen hat er bestimmt schon gesehen. Es ist ihm auch, als ob sie ihn heimlich beobachteten. Doch, wie gesagt, er konnte sich täuschen. Es trieb sich hier viel Gelichter am Abend auf den Straßen herum. Viel wichtiger wäre ihm, nun endlich einmal zu wissen, was er nachher zu Ulla sagen sollte, wenn sie aus jenem Tor herauskam und er wie ein Blitz aus heiterem Himmel ihr plötzlich gegenübertrat. Von der Heilandskirche her schlug es jetzt halb, wie rasend schnell

die Zeit verging, er wußte noch kein Wort. Zwei Radler sprangen drüben auf ihre Räder und fuhren in gestreckter Fahrt die Turmstraße hinauf. Jeden Augenblick mußte Ulla erscheinen.

Da kamen auch schon ein paar Mädchen die Treppe herab, ein Hitlermädel dabei. Ulla war es nicht. Vielleicht war sie heute gar nicht gekommen. Wäre schon möglich, daß Fritz ihr diesen Unfug aus dem Kopf geredet hätte, doch, wenn er ehrlich gegen sich selbst sein wollte, so hatte er nur den einen Wunsch, sie aus diesem Tor herauskommen zu sehen. Die ganzen Tage hatte er an sie gedacht, warum eigentlich nur? Wieso jetzt mit einemmal? Er kannte sie doch schon die ganze Zeit und hatte sich nie um sie gekümmert. Jetzt mit einemmal versuchte er dauernd, ihr Gesicht in der Erinnerung wachzurufen, die Haare, die Hände. Ihr Lachen klang ihm dauernd in den Ohren, ihre Stimme; er verstand das alles nicht, er wußte nur, man hatte sie geschlagen. Diesem Bild in seinem Innern zuliebe hatte er heute gelogen oder doch nicht ganz die Wahrheit gesagt, als man ihn fragte, wohin er noch gehe. Diesem Bild zuliebe übertrat er das Verbot seines Bannführers. Unfaßbar war ihm die Macht, die ihn trieb, unbegreiflich diese Wärme, diese Angst, dieses freie, helle Gefühl in seinen Schläfen, in seinen Händen, in den Ohren, vom Hals her mitten durch die Haare zur Stirn. Es schlug schon dreiviertel. Die Radfahrer kamen soeben wieder zurück und sprangen von den Rädern. Fast kam es ihm vor, als ob sie zu ihm herübersähen, während sie einander irgendwas erzählten. Es war schon reichlich dunkel geworden, und dort traten jetzt doch noch zwei Mädchen aus dem Tor und kamen die Treppe herab. Die eine war etwas klein und rundlich, die andere dagegen schlank und groß gewachsen. Am Fuße der Treppe hielten sie einen Augenblick. War das Ulla? Heinis Herz schlug rasend schnell. „Geh einfach hin", redete er sich zu, „und

sage Guten Abend." Doch er konnte nicht. Die Mädchen gingen jetzt weiter, kamen unter einer Laterne vorbei. Die Große war Ulla, kein Zweifel war möglich, jetzt bogen sie nach Alt-Moabit um die Ecke. Heini lief hinterher.

Fürs erste war von den Mädchen nichts mehr zu sehen, und Heini beeilte sich, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. An der Ecke der Brückenallee hätte er die beiden fast über den Haufen gerannt, so kam er an. Die Mädchen aber achteten gar nicht auf ihn. Sie gaben sich gerade die Hände. „Gute Nacht und Heil", hörte Heini ganz deutlich. Dann ging das kleine Mädchen Alt-Moabit entlang, während Ulla die Brückenallee weiterging. „Ich benehme mich blöd", sagte Heini zu sich und bog um die Ecke, um Ulla in einigem Abstand zu folgen.

Die Brückenallee war ziemlich menschenleer um diese Zeit. Er sah Ulla deutlich vor sich gehen, kaum zwanzig Schritte trennten ihn von ihr. Wenn nur seine Stiefel nicht so laut in der leeren Straße geknallt hätten! Er blieb stehen, um so den Abstand etwas größer werden zu lassen, dann folgte er wieder. Ulla sah sich um. Sie schien bemerkt zu haben, daß jemand ihr folgte. Jedenfalls beschleunigte sie jetzt ihre Schritte, und plötzlich begann sie zu laufen.

Dieses Verhalten Ullas kam Heini so unerwartet, daß er einfach stehen blieb. Er sah noch, wie das Mädchen über die Moabiter Brücke lief und dann jenseits im Dunkel verschwand. Zu laufen getraute er sich nicht wegen des Lärms, den seine Stiefel machten, so ging er eben mit möglichst großen und schnellen Schritten weiter. Er gab es schon auf, sie einzuholen. Wozu sollte er auch jetzt noch an sie herantreten? Aus der gefährlichsten Gegend war sie heraus. Auf der Höhe der Brücke blieb er stehen und horchte. Weit vor sich hörte er ihre Schritte, wie sie abwechselnd rannte und ging. Einige hundert Meter noch, und sie war in der Altonaer Straße. Trotzdem ging er

noch in derselben Richtung weiter bis vorn an die Ecke vom Schloßpark Bellevue.

Als er zur Ecke kam, war von Ulla nichts mehr zu sehen. Er wischte sich den Schweiß, ärgerte sich über seine Unbeholfenheit und war im Grunde doch zufrieden. Ein Gefühl wie nie zuvor klopfte in seinen Adern. Langsam ging er die Altonaer Straße entlang, um wenigstens noch vor ihr Haus zu treten. Es war nicht mehr weit. Er sah oben Licht, sandte einen Gruß hinauf und kehrte um.

Wie er sich der Ecke des Bellevue-Parkes nähert, sieht er im Schatten eines Baumes einen Mann am Geländer lehnen. Dieser Mann vertritt ihm den Weg und bittet ihn um Feuer. Heinis Herz stockt beim Klang dieser Stimme. Wie ein großer, breiter Schatten steht die Gestalt des Mannes vor ihm. „Mach' keine Zicken, Heini, und gib mir ein Streichholz!" Heinis Knie drohen zu versagen. Der Mann, der vor ihm steht, ist Stoppel.

„Komisch, was?"

Heini sagt keinen Ton.

„Bißchen Arsch mit Grundeis? verstehe", meint Stoppel, zieht die Schultern hoch und steckt die Hände in die Hosentaschen.

„Bist fast zehn Jahre älter als ich", stößt Heini jetzt heraus. „Solltest dich was schämen, mich hier zu überfallen."

„Ach so! Von wegen Ehrgefühl. Du hast es gerade nötig."

„Was willst du von mir?"

„Frage!"

„Wie kommst du überhaupt daher?"

„Ich habe so meinen Riecher da und dort. Das könntest du eigentlich von früher her noch wissen. Von früher — wir waren doch mal zusammen, nicht wahr?"

„Ich möchte nach Hause."

„Ich komme ein Stück mit. Du hast doch nichts da-

gegen, wenn ein alter Freund dir Gesellschaft leistet. Wo gehst du lang?"

„Das geht dich einen Dreck an!"

„Ein bißchen Stopp, mein Junge. Du weißt, ich kann dich hier fertigmachen, wenn ich Lust habe, und kein Aas kräht nach dir."

„Was hast du davon?"

Stoppel schweigt. Heini macht ein paar Schritte, Stoppel folgt. Sie gehen langsam in der Richtung nach dem ‚Großen Stern'.

„Du bist ein Verräter", beginnt Stoppel nach einiger Zeit, „das weißt du doch. Das brauch' ich dir doch nicht zu sagen."

„Gar nichts bin ich! Ich habe dir damals genau gesagt, was ich machen werde. Und das habe ich dann auch gemacht, und sonst nichts."

„Hör mal zu, mein Junge. Meine Leute und ich, wir sind keine Landrichter und keine Advokaten. Wer uns verpfeift, braucht nichts mehr weiter zu seiner Entschuldigung zu sagen. Gemacht ist gemacht. Lassen wir den Quatsch! Sag lieber mal, wie es dir da gefällt."

„Wo?"

„Bei den Nazis, du Idiot."

„Gut gefällt es mir."

„Hast aber natürlich von Tuten und Blasen keine Ahnung."

„Ich weiß nicht, was du willst."

„Was weißt denn du von der NSDAP!"

„Was ich brauche, weiß ich schon."

„So ein Rotzlöffel wie du versteht überhaupt noch nichts von Politik."

„Wir treiben ja auch keine Politik."

„Daß ich nicht rutsch!"

„Nein, treiben wir nicht!"

„Was denn sonst, he? Was treibt ihr denn sonst? Macht

ihr Handarbeiten stopft Socken und stickt Taschentücher? Was?"

„Wir treiben Sport und — wir lernen."

„Was lernt ihr schon groß?"

„Wie — wie man gehorcht."

Stoppel lachte. „Wie man pariert, das hättest du bei mir genau so gut lernen können."

„Ja — aber — —" .

„Was aber?"

„An dich habe ich nicht geglaubt. Ich hätte nie an dich glauben können, so wenig wie an die Lehrer oder an Vater etwa —. An meine Führer glaube ich. Da hast du's. Da hast du, warum ich mit dabei bin: weil ich an meine Führer glaube und an meine Kameraden und —." Er kam nicht weiter.

Stoppel war stehen geblieben, hatte Heinis Schultern gepackt und schüttelte ihn. „Ich will dir mal was sagen, alter Freund. Dein Großvater war ein Arbeiter, dein Urgroßvater wahrscheinlich auch, das weiß ich nicht, aber dein Großvater war Schlosser bei Borsig, dein Vater ist ein Arbeiter, ist seit zwei Jahren erwerbslos, ich bin gelernter Schmied, die Kameraden von der Schule sind Jungarbeiter durch die Bank, du bist kein Haar was anderes als jeder von uns. Der Prolet kämpft um sein Recht, um sein Menschenrecht, wenn du weißt, was das heißt. Er kämpft um sein bißchen Fressen und Saufen, um ein bißchen Luft und Licht für seine Stinkbude zu Hause, um eine Karte für den Kintopp, um ein warmes Bett unterm Arsch. Jetzt ist es endlich so weit. Jetzt ist der Kampf auf seiner Höhe. Da gehört jeder von uns auf seinen Platz, und da wo wir stehen, da gehörst du hin, da ist auch dein Platz. Und du? Du läufst weg! Ist das anständig? Ist das noch ein Junge, vor dem man Respekt haben kann? Warst sonst immer ein kesser Bengel. Ich kapiere so was nicht."

„Wir kämpfen um das gleiche, was du da gesagt hast."

„Einen Dreck tut ihr. Das reden sie euch bloß vor!"

„Wir kämpfen sogar noch um mehr, um viel, viel mehr kämpfen wir."

„Um was? Um die Kapitalisten kämpft ihr. für die Barone. für all das feine Gesindel, die Ausbeuter, die Bluthunde."

„Wir kämpfen um — um eine Fahne."

„Wa —?"

„Um eine Fahne!"

„Du hast ja 'n Vogel, du Affe! Plemmplemm biste! Aber total. 'n Fahne! Hat der Mensch Worte! Heil dir im Siegerkranz! Als ob wir nicht auch 'ne Fahne hätten."

„Ich kann dir's nicht so sagen. Ich habe dir schon mal gesagt, daß ich an unsere Führer eben glaube. Komm mit zu unserem Werbeabend, nächsten Dienstag, ich besorge dir 'ne Karte. Hör dir das an. Die können dir's sagen, was ich meinte."

„Der Teufel soll mich holen. wenn ich mir so'n Dreckskerl anhöre. Ich weiß ohne Schulmeister, was ich zu halten habe. Bin fast zehn Jahre älter als du. das kannst du ruhig nochmal sagen. Ich würde mich auch. weiß Gott schämen. wenn ich noch nicht wüßte, wo meine Kameraden sind. Laß gut sein! Du hast da was von glauben gesagt. Unsereiner hat halt auch seinen Glauben. Ich hab' auch an dich geglaubt, du Furz. du kleiner, hab' dich in Schutz genommen bei den andern, glaub' heute noch an dich. ‚Der Bengel wird wieder zu uns kommen', hab' ich heute abend noch zu den andern gesagt, als man die Meldung brachte, du stündest da vor der Badeanstalt und paßtest auf. ‚So wahr ich Stoppel heiße', hab' ich gesagt, ‚so wahr ich Stoppel heiße. Laßt mir die Finger von dem Jungen', hab' ich gesagt, ‚das ist mein Junge. Den hol' ich mir wieder, und wenn ihn der Teufel in der Tasche hat!' hab' ich gesagt zu den andern. So was ist Ehrensache! Für mich ist so was einfach Ehrensache!"

Der Weg, auf dem sie gingen, wurde mit einemmal hell. Auf der einen Straßenseite zog sich eine Reihe erleuchteter Lokale hin. Ohne darauf zu achten, wie sie gingen, waren sie zu den ‚Zelten' geraten.

„Komm rin!" meinte Stoppel versöhnlich. „Wollen noch einen heben."

„Ich mag nicht."

„Was magst du nicht?"

„Ich mag nicht mit dir trinken. Das könnte so aussehen, als ob ich mir überlegte, was du zu mir sagtest, und das mag ich nicht."

„Sieh dich vor, Heini, das sag ich dir!"

„Das tue ich schon. Aber ich komme nicht wieder zu euch."

„Dann will ich dir nur noch eins sagen, mein Junge. Untersteh dich nicht und zeige dich noch ein einziges Mal mit diesem braunen Fetzen da in Moabit! Ich könnte für nichts garantieren. Vor mir brauchst du keine Angst zu haben. Mir kannst du nachts im Grunewald allein begegnen, ich fasse dich nicht an. Aber die andern, das sag' ich dir, die haben 'ne Stinkwut auf dich. Wie gesagt, wenn ich noch ein einziges Mal höre, daß du mit dieser Uniform in unsere Gegend kommst, dann rühr ich nicht einen Finger mehr für dich. Dann kann die Sache gehen wie sie will. Überlege dir das! Tschüß, mein Junge!"

Heini sieht ihm nach, wie er auf die Tür einer dieser Kneipen lossteuert. „Bö —", macht er hinter ihm her und zeigt die Zunge.

Dann marschiert er nach Hause und ist nicht wenig stolz.

Ein gutes Stück weiter fällt ihm ein, daß er eigentlich Stoppel die Zunge hätte zeigen sollen, als er noch vor ihm stand. Der Gedanke verfolgt ihn auf dem ganzen Weg. Es ist nichts mit dem Stolz.

Siebentes Kapitel

Als ihn tags darauf der Bannführer ansah, gestand er alles. Lügen wollte er nicht. Er konnte nicht seinem Bannführer mit offenem Blick einfach etwas vorschwindeln. Das ging nicht. So gab es einen Anpfiff, der sich gewaschen hatte. Heini wurde ganz klein, fast schlecht wurde ihm. Das war weit schlimmer als gestern, wie Stoppel plötzlich vor ihm stand. Als aber der Bannführer meinte, er hätte gute Lust und versetzte ihn nach Brandenburg oder nach einem pommerschen Gutshof, kamen ihm mächtig die Tränen hoch, und nur mit Ach und Krach konnte er das Weinen verbeißen.

Dann gab es Dienst, daß ihm Hören und Sehen verging. Mit einem Feuereifer machte er die Arbeit, mit einer wahren Arbeitswut erledigte er alles, was man von ihm wollte. Im übrigen schlich er herum wie ein begossener Pudel.

Am nächsten Donnerstag erklärte ihm der Bannführer, er habe dafür gesorgt, daß die Mädchen in Zukunft nicht mehr ohne Schutz nach Hause zu gehen brauchten. Darüber also brauche er sich kein Kopfzerbrechen mehr zu machen. Außerdem habe er in Erfahrung gebracht, daß sein Vater vorerst keine Fahndung gegen ihn betreibe. Er könne also jetzt seinen Freunden ruhig verraten, wo er wohne. Er rate ihm aber, nur zu seinen allernächsten Freunden davon zu sprechen und auch dann nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Sie könnten auch ruhig mal dés Abends kommen, ihn zu besuchen, auch dagegen habe er nichts einzuwenden. „So! und jetzt bitte ich mir

aus, daß man wieder frisch und fidel ist. Kopf hängen lassen hat keinen Zweck."

Heini versuchte zu lachen, es gelang aber fürs erste nur schlecht. Man hörte es aber bald am Knallen seiner Absätze, daß seine Beine allmählich wieder vergnügter wurden. Eine Stunde darauf dröhnte plötzlich der ganze Hof von seinem Gelächter.

Freitag dann kamen sie an, alle miteinander: Fritz, Bruno, sogar Eugen Kappelmann war dabei. Gegen halb neun. Sie trommelten wie besessen gegen die verschlossene Haustür. Es gab ein Hallo, als Heini endlich öffnete, daß die ganze Nachbarschaft entsetzt an die Fenster stürzte. „Kommt bloß rinn", jammerte Heini, „macht bloß, daß ihr rinn kommt!" Im Treppenhaus war es dunkel. Es polterte nicht schlecht, als die vier Paar genagelten Stiefel zu dem Boden hinauf über die Treppen tobten.

Bruno hatte seine Gitarre mitgebracht, auch Eugen hatte eine Gitarre und Fritz eine Geige.

„Was macht ihr mit den vielen Dingern?"

„Musik."

„Wann? Wo?"

„Darüber sprechen wir noch. Sieh mal, was Fritze macht, dahinten."

„Pss", machte Fritz Dörries und starrte unverwandt auf einen Punkt der Tapete. „Mensch —! Was ist denn das?" Mit spitzen Fingern griff er irgend etwas von der Wand und brachte es in der hohlen Hand zu den anderen herüber. Alle vier beugten sich über die Hand.

„Eine Wanze ist das."

„Du bist ja verrückt. Das ist ein Marienkäfer."

„Eine Wanze!"

„Ein Käfer."

„Eine Pawanze, wenn ich dir sage."

Das Tier hob plötzlich die braunen Hornflügel und flog davon.

„'s war doch 'ne Wanze!" beharrte Bruno und schnitt Heini ein Gesicht.

Die ganze Gesellschaft lachte. Am ärgsten lachte Fritz. „Fabelhaft!" schrie er los, „das gibt wieder einen famosen Text. Das Lied von der Wanze. Seit Tagen suche ich schon nach einem Stoff."

Heini sah ihn entgeistert an. „Setz dich!" befahl Fritz, und Heini knickte auf die Bettkante. Fritz setzte sich zu ihm. „Wir haben nämlich etwas vor."

Dann rückten alle drei zugleich mit der Sprache heraus. Sie hätten einen Plan. Die Sache gehe eigentlich von Bruno aus. Eine Latschpartie wollten sie machen, das heiße, keine eigentliche Latschpartie, das sei nicht ganz der rechte Name, im Grunde sei es nur ein besserer Feez. Dabei könne man sogar Geld verdienen. „Geld!" betonte Fritz und machte Scheibenaugen. „Paß auf", ermahnte er Heini und stieß ihn in die Seite, „wir wollen singen."

„Wer?"

„Wir vier, wer sonst."

„Also los!"

„Nicht jetzt, du Dussel! Nicht hier. Ich habe ein paar spaßige Texte verfaßt, Bruno hat ein bißchen Musik dazu erfunden, jetzt üben wir die Sache, und Sonntag früh gehen wir damit auf ein paar bessere Höfe im Westen."

Heini war sprachlos. Fritz drückte ihm ein Blatt in die Hand. Heini begann zu lesen und hielt sich gleich den Bauch vor Lachen. „Mensch, ist das komisch!"

„Das singen wir jetzt", erklärte Fritz. „Bruno begleitet. Eugen und ich singen die Melodie vor. Nachher singen wir vierstimmig. Das gibt einen Klotz, das kann ich dir sagen. Also paß auf!"

Sie übten. Es schlug zwölf, sie probten immer noch. Kurz darauf kam Wisnewski nach Hause, sonst hätten sie womöglich bis drei Uhr gesessen.

Noch unter der Haustür berieten sie.

„Sagen wir Punkt halb neun Am Knie", schlug Fritz endgültig vor.

„Was zieht ihr denn an?" erkundigte sich Heini noch rasch.

„Räuberzivil, klar!"

„Also Sonntag halb neun."

Sie waren auch alle pünktlich zur Stelle. Heini hatte sich von Wisnewski dessen blaue Jacke geborgt. Sie reichte ihm fast bis zu den Knien, und die Ärmel gingen bis zu den Fingerspitzen.

„Wie siehst du bloß aus", platzte Bruno los, und Heini war tief gekränkt, als sie alle dastanden und über ihn lachten. Doch das dauerte nicht lange. Eugen hatte auf Umwegen ein paar Adressen ausfindig gemacht, da zogen sie nun hin fürs erste. Bis gegen drei Uhr hatte jeder eine Mark fünfzig in der Tasche.

In einer Kneipe verzehrten sie die Stullen, die Fritz und Bruno mitgebracht hatten. Dann wurde beschlossen, zur Feier des Erfolges ins Kino zu gehen. In der Nähe lief der Film vom ‚Kreuzer Emden'.

Die Zuschauer in dem kleinen Theater waren nicht wenig erstaunt, als beim Ertönen des Flaggenliedes plötzlich im Zuschauerraum vier kräftige Jungensstimmen mitsangen. Ein paar wollten Einspruch erheben, sie wurden niedergezischt. Zum Schluß sang fast alles mit.

„Siehst du", sagte Fritz zu Heini, als sie wieder draußen standen, „ob das ein Kino ist oder sonst was, das ist ganz egal. Es braucht nur einer den Anfang zu machen. Hat sich der Führer damals sicher auch gesagt."

2

Heini zog die Decke über den Kopf, das Licht, das Wisnewski nebenan noch brennen hatte, störte ihn. Wenn er schon endlich einmal im Bett lag, wollte er nichts als Nacht um sich haben. Es gab dann nichts Schöneres, als

in das Dunkel hineinzustarren, den fernen Geräuschen nachzuhorchen und den Gedanken freien Lauf zu lassen. Nicht selten geschah es dann, daß man mit einemmal sich ganz woanders befand, in einer anderen Gegend, in einem anderen Land, oft sogar in einer ganz anderen Welt. Dort gab es keine Schwere, keine Hindernisse, weder Grenzen noch Verbote. Man war ein König in dieser Welt, dem alles zu Diensten stand, dem alles offen stand, sogar die Natur war einem dort untertan. Mit Vorliebe stellte Heini sich vor, er besitze die Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen. Was wäre da zuallererst zu tun? Wo finge man an? Wahrscheinlich dort, wo ein Zutritt in der Wirklichkeit am strengsten verboten war. Lange Zeit hatte sein Verlangen die Tür des Stellwerks am Anhalter Bahnhof umschlichen und den Führerstand einer D-Zug-Maschine. Dann wäre er für sein Leben gern in ein Flugzeug geklettert oder gar hinab in den geheimnisvollen Rumpf eines U-Bootes. Unendlich weite Strecken hatte er schon zurückgelegt zwischen Mond und Erde, zwischen der Sonne und den paar Sternen, deren Namen er kannte. Es gab manchmal Dinge zu lesen, die einem den Schreck in die Glieder jagten, bei denen man plötzlich Grund und Boden verlor, wenn man so im Dunkel über sie nachdachte. Von den Tiroler Freiheitskämpfen hatte er heute irgendwo gelesen. Eine aufregende Geschichte hatte da gestanden von einem Jungen, der den Tiroler Schützen Munition und Wasser herangeschleppt hatte, bis ihn selbst eine französische Kugel zu Boden streckte. Wie jener Junge in der Geschichte, so sah er jetzt aus dem Dunkel die Fahne mit dem roten Adler, hörte das Krachen der Büchsen und das Geschrei der Sieger. Auch er hatte das Gefühl, daß sein Leben verströme, daß es immer schwerer für ihn werde, sich wach zu erhalten, und er wollte doch wach bleiben, denn er wollte mit dabei sein, auf jeden Fall. Schon weil Ulla dabei war. In der ganzen letzten Zeit war dies das

Schönste an all diesen wachen Träumen, daß immer Ulla in ihnen zu finden war. So war sie gestern mit ihm in einem großen, weiten Park gewesen mit phantastischen Tieren, mit Wasserfällen und seltsamen Bäumen. Heute früh hatte sie, während er weg war, sein bißchen Wäsche zum Waschen abgeholt. Heute abend verband sie in seinen Gedanken verwundete Schützen, kam auch zu ihm, wie er so lag und blutete. Merkwürdig war nur, daß er gar nicht wußte, wo seine Wunde eigentlich saß, und als sie sich über ihn neigte und besorgt danach fragte, wußte er nichts zu sagen. Das Merkwürdigste aber war, daß Ulla bei ihrem schweren Dienst nicht etwa das Kleid einer Schwester, sondern einen Badeanzug trug. Er hatte schon viele Mädchen im Badeanzug gesehen und sich nie etwas Besonderes dabei gedacht. Dies aber war etwas vollkommen anderes. Es kam ihm so vor, als wüßte Ulla gar nicht, daß sie so seltsam angezogen war, als ob irgend jemand ihr einen Streich gespielt habe. Er wehrte sich gegen ihre Nähe, suchte nach einem Tuch oder Mantel, um ihr damit aus der Not zu helfen, und hatte doch wieder nur das eine Verlangen, mit der Hand über ihren Hals und ihren Arm zu streifen. Er kämpfte mit sich, wie mit einem Fremden, der ihn mit Gewalt zu etwas Ungehörigem zwingen wollte. Er schlug um sich und schrie wohl gar laut, denn als er sich plötzlich wach und verstört im Bett sitzend wiederfand, sah Wisnewski feixend herüber und sang „die Liebe, die dumme Liebe“ vor sich hin.

„Du könntest endlich das Licht auslöschen“, meinte Heini verschlafen. „Was machst du denn noch?“

„Ich lese, wie du siehst.“

„Was liest du denn?“

„Das Leben der Bienen von Maeterlinck. Ich bin da gerade an der Stelle, wo er den Hochzeitsflug der Bienen schildert. Könntest du auch mal lesen, mein Junge, vielleicht hättest du dann noch schönere Träume.“

„Woher weißt du denn, was ich träume?"

„Na — wenn man so aus den Träumen plaudert wie du."

Heini fuhr hoch und war plötzlich ganz klar. „Was hab' ich denn gesagt?"

„Nicht viel, aber es klang doch ein bißchen nach Liebe und so."

„Ich hab vom Krieg geträumt."

„Ganz netter Krieg so, kann man wohl sagen."

„Sag mal, Wisnewski, hast du schon einmal ein Mädchen geliebt?"

„Geliebt? Wie meinst du das?"

„Was denn: wie?"

„Sagen wir mal: so wie Wolfram von Eschenbach? so mit der Klampfe und dem kleinen Abendstern?"

„Ich kenne weder deinen Baron von Eschenbach noch deinen Herrn Abendstern. Gib mir lieber Antwort auf das, was ich frage."

Wisnewski stieß ein wüstes Lachen aus. „Mir scheint, du bist in der Musik genau so rückständig wie in der Naturgeschichte. Ich empfehle dir, mehr in die Oper zu gehen und dich endlich in Gottes großem Zoo etwas umzusehen."

„Mit was soll ich denn in die Oper gehen, du Roß?"

„Aber ein Mädel kannst du dir anschaffen, bist doch bald sechzehn, soviel ich weiß. Deine Dulzinea wird dir dann schon sagen, was du wissen willst."

„Du Schwein!" schrie Heini ihn an.

„Danke! Dein Zorn trifft zwar den Verkehrten. Ich habe die Natur nicht so eingerichtet, wie sie nun einmal ist."

Heini verstand nicht mehr ganz, was Wisnewski sagte. Er hatte sich herumgeworfen und die Decke wieder hochgezogen. Nur das Wort ‚Natur' schlug schwer an sein Ohr und haftete. Das Wort klang und dröhnte in ihm. Er fand keinen Schlaf. Es war dumpf, heiß und unerträglich in dieser Kammer. Am liebsten wäre er aufgestanden und

auf die Straße gegangen. — Nach Moabit, dachte er und schlief schon wieder halb. Ulla stand plötzlich wieder vor ihm und gab ihm ein kleines verschnürtes Paket. „Von deiner Mutter", sagte sie mit einem überirdischen Lächeln, „sie ist gar nicht tot."

3

Am Tage brachte der Dienst von selbst die Lösung aller nächtlichen Nöte. Der Dienst fuhr wie ein Windstoß in die entlegensten Seelenwinkel und fegte die Schwaden auseinander. Der Ordonnanzdienst war das wenigste, was Heini zu machen hatte. Es kam die Werbearbeit. Oft war bis spät in die Nacht Saalschutz zu machen, Heimabende mußten besucht werden, an den Scharabenden verlangten Vorträge und Auseinandersetzungen alle Kraft, es waren Fahrten angesetzt und Ausmärsche, Baden, Ringen, Laufen, Spiel im Gelände und Märsche. Selbst zu Latschfahrten war kaum noch Zeit, und jede Nacht war nur noch tiefer Schlaf.

Heini mußte mit, wenn der Bannführer auswärts zu tun hatte, erst vereinzelt, dann immer häufiger. War Heini nicht dabei, dann fehlte etwas. Quex fehlte. Quex saß neben dem Führersitz, wenn der Bannführer am Steuer saß, Quex erzählte, Quex sang Lieder während der Fahrt, Quex sah zuweilen plötzlich etwas in der Landschaft, und die Heimat war mit einem Schlage frisch und hell. Wollte nach achtzehn Stunden Fahrt die Müdigkeit den Bannführer am Steuer übermannen, so wußte Quex einen Witz, dann sprudelte Quex, dann holte Quex seine Mundharmonika hervor und spielte Märsche. Seine freie Hand trommelte den Takt gegen die Scheibe. Quex sollte eine Führerschule besuchen, er wollte nicht, er wollte noch nicht. Er bat den Bannführer, ihn noch zu behalten, einige Zeit noch. Der Bannführer ließ sich nicht anmerken, was er dachte, aber er strahlte innerlich.

Quex zog des Nachts mit Klebekolonnen durch die Vorstädte, kletterte auf einen Schornstein und steckte eine Hakenkreuzfahne am Blitzableiter fest, draußen bei Rummelsburg, schüttete einem Motorrad mit rotem Wimpel Sand in den Vergaser, nebenbei.

Quex verteilte Zettel am Ausgang der Berufsschule Prenzlauer Straße, eines Nachmittags, gemeinsam mit Wisnewski. Die Schule hatte zwei Ausgänge, und sie hatten sich verteilt, jeder an ein Tor. Als Heini seine Zettel los war, sah er sich nach dem Kameraden um. Wisnewski stand nicht an seinem Tor, war auch sonst nicht zu sehen. Endlich entdeckte er ihn. Er lehnte an einem Stand und aß irgend etwas. Bei ihm standen ein paar Mädchen und unterhielten sich mit ihm, sehr angeregt, wie es schien, sie lachten in einem fort, schlugen sich gegenseitig auf die Schultern und bissen zwischendurch von etwas ab, das in Stanniolpapier eingewickelt war.

Als Heini hinkam, sah er, daß Wisnewski seinen Stoß Zettel noch genau so dick neben sich liegen hatte wie zu Anfang. Er wollte ihn zur Rede stellen, warum er nichts verteilt habe, kam aber gar nicht zu Worte. Wisnewski überfiel ihn gleich mit einem Witz und wies auf die beiden Mädchen. „Wie die Lilien im Tal. Sie haben die Beine der Gazellen und den Blick der Rehe." Dann stellte er Heini den Mädchen vor. „Mein Kamerad Quex, leidenschaftlicher Verfechter der platonischen Liebe."

Heini packte die Wut. Am meisten ärgerte ihn, daß ihm nichts einfiel. Er stand nur da und wurde rot.

„Ist er nicht niedlich?" kicherte eines der Mädchen.

Heini sah die Mädchen an. Sie trugen Einheitsblusen, gehörten aber bestimmt nicht zum BdM. „Eher sind sie von der KJJ.", dachte er, „oder von sonst einem roten Jugendbund."

„Wir müssen nach Hause", sagte Heini laut.

„Wieso?"

„Weil wir müssen!"

Das eine Mädchen hing sich plötzlich bei Wisnewski ein. „Bleibt doch noch ein bißchen hier! Wollen wir nicht 'ne kleine Fahrt machen zusammen, sag? Du und dein Freund und wir."

„Wohin?"

„Zum Lunapark."

„Das kostet doch Eintritt."

„Oder nach der Badstraße zu ‚Onkel Pelle'. Dort können wir so rein. Wir haben dort Beziehungen."

„Beziehungen?" lachte Wisnewski. „Sehr gut! Beziehungen!"

„Wir haben keine Zeit", drängte Heini.

„Vielleicht habt ihr doch mal Zeit. Ihr braucht uns nur Bescheid zu geben. Hier in dieser Kindl-Kneipe. Wir kommen alle Tage hier mal vorbei."

Heini zog Wisnewski mit sich fort. „So laß doch die Nutten in Frieden und komm!"

Wisnewski folgte widerwillig. Die Mädchen keiften hinterher. Heini machte sich nichts daraus, nur Wisnewski sah sich noch des öfteren um.

„Wie kannst du dich mit solchen Mädchen einlassen?" fragte Heini unterwegs. „Wer weiß, woher die kommen."

„Geld und Weiber sind Glückssache, mein Lieber", meinte Wisnewski, „bei beiden soll man nicht lange fragen, woher sie kommen."

„Was willst du eigentlich bei uns?" fragte Heini ganz unvermittelt und blieb stehen.

Wisnewski sah sich um. Es war ziemlich menschenleer in dieser Gegend.

„Was werd' ich wollen", meinte er leichthin. „Meine Mutter hat mich da reingesteckt. Laß man, vorerst gefällt es mir ganz gut bei euch."

„Vorerst?" fragte Heini fassungslos. „Vorerst, sagst du?"

Hinter ihnen ertönte ein Pfiff, und sie sahen sich um.

Ein paar Burschen kamen daher.

„Dicke Luft", meinte Wisnewski, „wollen abhauen."

Heini wollte widersprechen, Wisnewski rannte aber schon davon. Jetzt setzten sich auch die Burschen in Trab und jagten hinter Wisnewski her. Heini verkroch sich hinter einer Litfaßsäule und wartete ab.

Wisnewski wurde gestellt. Drei, vier Burschen standen um ihn her, und schon setzte es Hiebe. Heini dachte nach, daß eine kleine Abreibung dem Wisnewski eigentlich nicht schaden könnte. Er war mehr als geladen auf ihn. Doch zugleich rannte er auf die Gruppe zu, schlug mitten in die Gesichter hinein, wo er gerade hintraf, sah, wie Wisnewski sich aus der Gruppe lösen konnte und die Straße hinabrannte. Auch er hatte Luft und lief, was er laufen konnte.

Dicht vor dem Bülowplatz holte er Wisnewski ein.

„Wenn du gleich mitgelaufen wärst, hätten sie mich nicht geschnappt", empfing ihn Wisnewski keuchend. „Vor allem wären wir zu zwei gewesen."

„Du warst es, der weggelaufen ist", wehrte sich Heini empört. „Mich hätten sie wohl ruhig verdreschen können, was?"

„Hast doch ebenso junge Beine wie ich."

„Ach so", meinte Heini, „bist mir am Ende noch böse, daß ich dich rausgehauen habe?"

„Jedenfalls finde ich es geschmacklos, daß du davon redest."

4

Über Nacht war die Farbe aufgebrochen in den Straßen Berlins. Vor den grauen Fassaden hingen Fahnen, zwanzig, dreißig, hundert in einer Flucht, je nach der Gegend. Spruchstreifen waren von Fenster zu Fenster gezogen. Aufrufe, Namen, Zeichen leuchteten auf, und alle Zeichen, alle Bänder, alle Fahnen waren rot, rot mit drei weißen,

schräggestellten Pfeilen, mit Sichel und Hammer, rot mit dem weißen Feld und dem schwarzen Hakenkreuz in der Mitte. Vor den Litfaßsäulen stauten sich die Menschen.

Vom Sockel bis oben streckten sich die grellen Plakate, farbig und bunt. Es waren heftige Worte, die hier standen Worte des Brandes, des Hasses, des Zorns, der Empörung. Die Gesichter der Menschen, die vor diesen Plakaten standen, waren gespannt, vergrämt, verzerrt, wenige nur blieben gleichgültig. Oft kam ein Lachen aus solch einer Gruppe, ein Fluch, ein Schimpfwort, nicht berechnet für zartbesaitete Gemüter. Dann fegte wohl mal ein rascher Griff über die halbe Säule, ein scharfer Haken riß eine klaffende Wunde quer durch die Plakate, der Wind riß an den zerfetzten Rändern, und niemand war es gewesen. Fahnen darüber, rot mit den Pfeilen, rot mit dem Kreuz. Die Füße der Fußgänger wateten im Papier. Flugblätter wurden in die Hände gedrückt, an jeder Ecke, an jeder Tür, an jeder Haltestelle. Zettel flogen in hellen Wolken von vorüberfahrenden Wagen herab, von Fenstern, von Balkonen, in den Höfen schrien die Sprechchöre Kampf dem Faschismus, Kampf der Regierung, Kampf dem Geld, Kampf dem Terror, Kampf gegen Moskau, Kampf um Glück, um Freiheit, um das tägliche Brot. Die Wahlschlacht hatte begonnen.

Im Lustgarten marschierten die Parteien auf, Stunden dauerte der Anmarsch, Stunden der Abmarsch, Hundertschaften standen in den Seitenstraßen bereit, berittene Polizei, Sturmriemen, Karabiner, höchste Alarmstufe. SA.- und SS.-Stürme rückten an, das Reichsbanner, rote Jugendverbände. Schlagzeilen nannten die Zahlen der Besucher, die Namen der Redner. Thälmann sprach im Lustgarten zum werktätigen Berlin, Braun und Severing riefen flammend Protest, Goebbels sprach vor Zweihunderttausend. Ein Flugzeug trug den Führer von Provinz zu Provinz. Dortmund, Königsberg, Berlin. Hitler sprach

im Stadion. Das Riesenoval war zum Bersten gefüllt. Fahnen, Flaggen, Wimpel, Standarten in der Arena, auf den Straßen, an den Giebeln und Fenstern, in Sälen und Kneipen. Ein Kampf gegen alle, ein Kampf der Willen und Pläne, ein Kampf der Überzeugung, des Glaubens, der Verzweiflung, des Hoffens, ein Kampf nur noch von links gegen rechts, ein Kampf vor allem der Jungen. Der Jungarbeiter stand auf dem Plan, der Angestellte, der Student. Jede Partei warb um die Jugend, und die Jungen kämpften in der vordersten Reihe für ihre Partei, die ihnen die Zukunft versprach.

Schon im Morgengrauen waren die Jüngsten an der Arbeit. Sie waren ganz dabei, sie scheuten keine Mühe, fürchteten keine Strafe, setzten ständig Gesundheit und Leben aufs Spiel. Noch bevor die Hausmeister die Haustüren aufschlossen, steckten an allen erreichbaren Läden und Luken die Zettel und Aufrufe, Zäune und Wände waren mit Parolen bemalt, aus jeder freien Fläche wurde eine Drohung, eine Mahnung, ein Wahrzeichen.

Die kleine Schar in Beußelkietz gab den anderen nichts nach. Schon zwei Jungens aus ihren Reihen hatten in diesem Jahre ihre Treue mit dem Leben besiegelt, Norkus und Preiser waren in diesem Dienst gefallen, kaum fünf Monate war es her. Der Terror tobte mit unverminderter Wut. Täglich meldeten die Blätter neue Überfälle, Mißhandlungen, Körperverletzungen, Mord. In jeder Woche senkten sich die Fahnen über einem Grab.

Auch diesmal lautete der Befehl: „Die Kameradschaft übernimmt den Bezirk zwischen Ottostraße und Neuem Ufer, zwischen Augusta-Allee und der Lehrter Bahn." Früh am Morgen sammelten sich die Jungens zu einem kurzen Appell, nahmen ihre Zettel und stürzten los. Die Zeit war knapp, um acht begann die Schule oder die Arbeit. Sie gingen in Gruppen zu dreien, zwei hielten Wache unten vor der Haustür, einer rannte die Treppen hinauf,

steckte einen Zettel in jeden Türschlitz, oft überrascht durch einen Bewohner, gejagt und gehetzt, selten ein Gruß, fast immer eine Drohung, ein Schimpfwort, manchmal ein Stoß in die Seite. Auf der Straße immer die Gefahr. Jeder, der vorbeikam, war verdächtig, hinter jeder Ecke konnten die anderen lauern. Immer weiter ging die Tour, treppauf, treppab, mit leerem Magen, noch müde vom Tage zuvor, übernächtig, mit brennenden Augen, durchnäßt vom Regen, alles klebte von Schweiß. „Du, da war schon einer gewesen. Steckten schon Zettel an den Türen von der KPD. Hab' sie alle geklaut und unsere gegengesteckt." Gelächter, kurzer Triumph und weiter, noch zwei Straßenzüge, noch einer. Dann zur Schule, wieder nach Hause. Das Essen heruntergeschlungen. Die Mutter wollte das nicht länger dulden. Wie der Junge schon aussehe! Er mache sich kaputt. Der Vater hatte schon ein Machtwort auf der Zunge. Noch einmal beschwichtigte ihn die Mutter, und der Junge rannte wiederum los, wieder zum Appell, wieder zum Dienst, wieder die Treppen hinauf und hinab, bis um acht die Häuser geschlossen wurden. Dann zurück zum Heim der Kameradschaft, ins Büro der Gefolgschaft. Helfen, zufassen, immer zur Hand. Wachsblätter sind zu beschreiben und Abzüge zu machen, Adressen zu schreiben, Umschläge zu schließen, Gänge zu machen. Im Sportpalast ist heute großer Tag, es dauert bis nach elf. Noch keine Ruhe, noch ein dringender Auftrag. Wo wohne ich eigentlich? Was heißt schon wohnen? Werde wieder auf dem Fußboden schlafen wie gestern im Heim. Geht zu viel Zeit in die Binsen mit dem ewigen Hin und Her, um fünf morgen früh ist wieder Appell.

Es sind nur wenig Jungens im Beußelkietz, der Bezirk ist groß und der Gegner fast zehnmal so stark. Die Jungens können fast nicht mehr. Der Kameradschaftsführer Kaß kommt zum Bannführer gelaufen, bittet um Verstärkung. Er berichtet, was seine Jungens leisten in diesen

Tagen, und Heini hört mit zu. Sein Gesicht glüht. „Nimm mich mit. Kaß", bettelt er. Doch der Bannführer zieht ihn zur Seite. „Hiergeblieben. Quex! Wenn noch Zeit übrig ist, kannst du gegen Abend im Fischerkietz aushelfen. Dort ist auch Not am Mann." Er mochte den Fischerkietz nicht, er kannte die Jungen dort kaum, und in Moabit waren doch seine Freunde. Aber da war nichts zu machen.

Er steht neben dem Tisch des Bannführers und sieht Kaß nach, bis die Tür hinter ihm zufällt. Er weiß, daß es nur die Sorge um ihn ist, die den Bannführer veranlaßt, ihn hier zu halten. Aber er will diese Sorge nicht, er will mit seiner Kameradschaft Dienst tun, wenn es ernst wird, und er beißt die Zähne zusammen. Er darf nichts sagen, und er will sich Mühe geben.

Der Bannführer sieht ihn an und bemerkt recht wohl die Veränderung in Heinis Gesicht. Er weiß auch, was hinter diesem Gesicht im Augenblick für Gedanken toben, doch er läßt den Jungen gewähren, sagt nichts weiter. Ganz gesund so etwas, denkt er nur. Man kann sich nicht genug darin üben, sich selber an der Kandare zu halten. Wenn etwas aus den Jungens werden soll, kann ich nicht streng genug zu ihnen sein.

Doch im Grunde war es nicht ganz soweit her mit der Strenge. Dummerweise mußte er jetzt auch noch lachen, wie er das bekümmerte Gesicht des Kleinen sah. „Am Sonntag ist ja schon Wahl", meinte er tröstend, „die Woche danach hält Moabit endlich seinen Werbeabend ab. Wir müssen natürlich hin."

„Ich auch?"

„Du auch. Du kannst sogar etwas zum Besten geben dort, wenn du willst."

Heinis Gesicht stand einen Augenblick lang ganz verklärt vor der dunklen Wand der Stube. Dann legte sich

ein Zittern um seinen Mund, und der Glanz der Freude erlosch.

„Was ist los mit dir, Quex?“ fragte der Bannführer. „Freust du dich nicht?“

„Nein!“ stieß Heini heraus, und es klang verbissen und hart.

5

Es war auch nicht der erste Werbeabend, den er da mitmachen sollte. Erst neulich hatte er einen solchen Abend draußen in der Hasenheide erlebt. Er kannte den äußeren Rahmen einer solchen Veranstaltung ganz genau und wußte auch, wie dort gesichert wurde. Es gab da Schupo in Massen, alle paar Schritte stand ein Doppelposten, den Saalschutz besorgte die SA. Da war nicht eine Spur von Gefahr, auch nicht im Beußelkietz und auch nicht mehr für ihn. Deshalb nahm man ihn mit, deshalb durfte er an diesem Abend nach Moabit. Natürlich freute er sich, wenn man das noch sich freuen nennen konnte. Er freute sich immer, wenn er seine Kameraden sah, und Ulla würde dabei sein, das war doch ganz klar, daran durfte er nicht denken, ohne nicht wieder alles in sich umzuwerfen. Wenn er an Ulla dachte, vergaß er, worüber er sich grämte, dann ging der Druck weg von der Brust, dann war er beinah wieder vergnügt. Aber er dachte nicht immer an Ulla, die meiste Zeit, die er für sich zur Besinnung behielt, dachte er nur daran, was für eine Schande es im Grunde war, daß ein paar Rowdies ihm den Weg zu der Gegend verlegen durften, zu der es ihn zog. Bei jedem Heimabend, bei jeder Gelegenheit machten die Führer ihnen klar, daß Courage das erste sei, was man von einem Jungen verlangen müsse. Das war ihm gewiß nichts Neues, das brauchte er sich nicht erst sagen zu lassen. Daß man dann aber gerade ihm befahl, einer Gegend aus dem Wege zu gehen, das ver-

stand er nicht, das ließ ihm keine Ruhe, das saß zu tief. Wahrscheinlich, weil er nun einmal kein Riese war. Als ob es darauf allein ankäme, wie lang die Hinterbeine eines Jungen waren. Die ganzen Raufereien aus seiner Schulzeit zogen an ihm vorbei. Dort hatte es noch für unfair gegolten, zu mehreren über einen einzelnen Jungen herzufallen, und außer einem alten Gasschlauch oder gelegentlich mal einer Latte war nie eine Waffe zur Verwendung gekommen. Das hatte sich nun allerdings erheblich geändert. Doch die anderen Jungens von seiner Kameradschaft bekamen auch keine Kindsmagd mit, wenn sie auf die Straße gingen, und sie gingen dauernd auf die Straße. Wenn sie ihn nun wieder fragten, was sollte er dann sagen? Erst gestern hatte Wisnewski ihn gefragt, wann denn nun endlich seine ‚Schonzeit' um sei. Der hatte ja nun ein besonders lockeres Maul, aber die anderen würden sich auch ihr Teil denken, namentlich jetzt, wo es hart auf hart an jeder Ecke ging. Zweifellos mußte er einmal etwas unternehmen, das den Kameraden zeigte, wer er eigentlich war. Er konnte nicht jedem einzelnen nachlaufen und ihm klarmachen, daß ein Befehl eben ein Befehl war, daß man sich die Befehle nicht aussuchen konnte, daß Gehorchen schließlich wichtiger war als alles andere. Aber sagen mußte er es ihnen doch einmal, allen zusammen, auf einem Heimabend oder draußen im Lager. Eine Rede müßte er halten, eine richtige Rede. „Kameraden!" würde er beginnen, „Kameraden —" ja eben, ganz recht. Sie würden alle zu ihm hersehen und die Mäuler verziehen, wie er so wenig weiter wußte wie gerade jetzt. Aber im Laufe der Tage fiel ihm doch manches ein, was er bei solcher Gelegenheit sagen könnte. Er nahm ein altes Heft und schrieb sich alles auf, verbesserte, las wieder tags darauf und strich alles wieder durch. Nur eine Sache packte ihn, als er sie später wieder las, die ließ er stehen. Er riß sogar

die ganzen übrigen Blätter aus dem Heft bis auf das eine. „Unsere Fahne flattert jetzt im Beußelkietz, ein Hakenkreuz gegen vier rote Fahnen." So stand da als Anfang. „Sie wollen unsere Fahne haben, wir stehen aber dabei und haben acht." Wenn man das richtig sagt, müßte es schon klingen, namentlich in einem großen Saal, vor lauter Jungens. „Zwei Fahnen", schrieb er am nächsten Tage weiter, „zwei Fahnen flattern jetzt schon im Beußelkietz mit dem Hakenkreuz. Zwei tote Jungens darunter. Nur noch drei rote Fahnen! Sie haben es soweit geschafft." Ganz schön und gut, dachte er, als er das las, doch das wußten ja die anderen alle schon, wozu schrieb er das noch. Dabei war er noch gar nicht zu Ende. Es fiel ihm immer noch mehr ein. „Es sollen drei Kreuze flattern über dem Beußelkietz. Und lägen drei tote Jungens daneben! Und nur noch zwei rote Fahnen. Wir wären alle bereit!"

Ein bißchen anders wurde ihm doch, als er das Ganze las, und er hielt es für geraten, das Heft unter dem Strohsack zu verstecken, daß Wisnewski es nicht fand. Er konnte Wisnewskis dreckiges Lachen nicht vertragen, wenn so etwas war, und er hätte bestimmt gelacht, wenn er das Heft gefunden hätte.

Der Bannführer hatte nichts mehr von dem Werbeabend erwähnt. Er hatte Heini in den Werbedienst eingereiht, im Fischerkietz und einmal am Alex, je nach Bedarf. Heini war in der Zeit eher noch stiller geworden.

Mitte der folgenden Woche war es dann so weit. Der Bannführer schob Heini in sein Auto und fuhr mit ihm nach Moabit. Es war noch ganz hell, als sie durch die Turmstraße kamen und endlich vor dem Saalbau hielten. Schupos standen da, alle fingerlang ein Doppelposten, alles wie es sich Heini gedacht hatte. Schon am Eingang zwei SA.-Männer wie zwei Bäume, im Vorgarten wimmelte es nur so von SA.-Uniformen.

„Hast du einmal daran gedacht?" fragte ihn der Bannführer, als sie im Vorraum des Saales standen. „Du wolltest doch etwas zum Programm beitragen."

Heini wurde verlegen. Er griff schon nach dem Heft, das er in der Hosentasche stecken hatte, doch er besann sich und ließ es, wo es war. Er hatte im ganzen reichlich sechs Seiten zusammengeschrieben und konnte sie alle sechs auswendig.

„Ich könnte schon etwas sagen", meinte er kleinlaut.

Der Bannführer nahm ihn plötzlich bei den Schultern und schüttelte ihn. „Quex, ich bitte mir aus, daß du endlich ein anderes Gesicht machst."

„Jawohl!"

„Also, was hast du zu sagen?"

„Ich habe es aufgeschrieben."

„Zeig her!"

„Ich möchte es lieber so vortragen."

„Mach, was du willst, nur laß diese Schlappmeierei. Ich werde dem Spielleiter sagen, er soll dir eine Zeit angeben, wann du losschießen kannst."

Gegen zehn sollte er dran kommen mit seiner Sache, das war noch fast eine ganze Stunde. Heini ging auf die Galerie und sah in den Saal hinab. Dort saß ja die ganze Kameradschaft. Bruno, Fritze und alle die anderen. Er kam sich vor wie ein Deserteur. Für sein Leben gern wäre er hingegangen und hätte sich zu den Kameraden gesetzt. Aber er konnte nicht. Es ging einfach nicht so, er wußte auch nicht warum. Es hatte ihm keiner etwas getan. Kein Mensch hatte noch ein verletzendes Wort zu ihm gesagt. Er blieb auf der Galerie.

Der Saal wurde jetzt dunkel, und ein Ansager trat vor den Vorhang. Gymnastische Vorführungen wurden angekündigt, ausgeführt von den Mädels der Ortsgruppe Moabit.

Heinis Herz begann zu schlagen. Der Vorhang ging

zurück, und sieben schlanke, quicklebendige Mädchen sprangen auf die Bühne. Die dritte von vorn war Ulla. Nie im Leben würde er von dieser Bühne aus reden, soviel stand fest. Die Mädchen tanzten Reigen zu dem Schlage eines Gongs. Er sah nur Ulla, und das Feine an der Sache war, daß er sie sehen konnte, ohne daß sie ihn bemerkte.

Die Vorführung war gerade zu Ende, als der Bannführer neben ihm auftauchte. Fürs erste nahm ihm der Bannführer die Zigarette aus dem Munde und trat sie aus. „Du sollst hier nicht rauchen. Ein Werbeabend ist Dienst, und im Dienst wird nicht geraucht."

Dabei wußte Heini gar nicht, daß er rauchte.

„Wo steckst du denn die ganze Zeit", fragte ihn der Bannführer. „Ich habe den ganzen Saal nach dir abgesucht."

„Ich habe hier oben gesessen."

„Du gehörst zu deiner Kameradschaft. Eigensinn gibt es nicht. Jetzt mach dich fertig. Wenn diese Pause vorbei ist, kommt deine Nummer dran."

Willenlos folgte Heini dem Bannführer hinter die Bühne. Er hörte aus weiter Ferne das Geschmetter der Kapelle, den wogenden Lärm der Jungens unten im Zuschauerraum. Er kam gar nicht auf den Gedanken, zu widersprechen, er ließ sich schieben und aufstellen, wußte nicht ein Wort mehr von dem, was er hatte sagen wollen. Plötzlich ging der Vorhang vor ihm in die Höhe, er sah nichts als das grelle Licht eines Scheinwerfers. Erst nach einigem Blinzeln sah er Fritz und Eugen, auch Wisnewski saß da, und zwischen Fritz und Wisnewski saß Ulla. Die Augen waren alle auf ihn gerichtet, seine ganze Kameradschaft sah her, links und rechts von den Tischen sahen die Augen auf ihn, von hinten im Saal, von oben herab von der Galerie, er sah das alles nur eine Sekunde lang, eine Sekunde lang drohten seine Knie

zu versagen, dann sah er, wie Fritz Dörries in die Hände klatschte, und auch Ulla schlug in die Hände und lachte herauf. Sie nickte ihm sogar zu, und mit einemmal sprach er, so laut und klar, daß er über den Ton seiner eigenen Stimme erschrak.

Was er nun sagte, und woher ihm das alles kam, was er da in den Saal hinausrief, darüber packte ihn zunächst ein leises Grauen. Während der ganzen Rede hatte er das Gefühl, als liefe er über papierdünnes Eis. Aber er sprach unentwegt, sagte wohl das, was mit seinem Heft in der Hosentasche steckte, aber er sagte noch viel mehr und sagte es mit ganz anderen Worten. Das Ganze war wie ein Rausch, aus dem er erst erwachte, als ein krachender Beifall ihm in die Ohren schlug. Er wurde hinter die Kulissen geführt, schritt eine schmale Treppe hinab, der Bannführer sprach auf ihn ein, ihm war auch, als hätte er Fritz vor sich gesehen; ganz zur Besinnung kam er erst, als er hinter dem Gebäude im Freien stand, unter Bäumen, die stark nach Blüten rochen, im Dunkel zwischen den Stämmen, tiefe, wohltuende Stille um ihn her. Es tat wohl, jetzt von allem nichts zu sehen, mit keinem sprechen zu müssen. Ihm war so leicht zumute, als wäre er wirklich über jenes Eis gegangen, hätte nun jede Gefahr für immer hinter sich.

In einiger Entfernung brannte eine Gaslaterne, dort lief auch ein eiserner Zaun, der den Garten gegen die Straße abschloß. Es wäre keine große Kunst, über den Zaun zu klettern, dachte Heini, und ein seltsamer Trieb begann in ihm zu wühlen. Er ging zu dem Zaun und sah hinaus auf die Straße. Sie war ziemlich menschenleer, nur vereinzelt standen ein paar Menschen im Schatten der jenseitigen Häuser. Hier war ja auch die Rückseite des Anwesens. Bei der Vorderseite würden sie heute abend wohl zu Hunderten herumlungern, Schielaugen drehen und bei jeder Gelegenheit ihre unflätigen Bemerkungen machen. Auch

sonst war wohl heute in den Nachbarstraßen allerlei Gelichter auf den Beinen. Er hörte, wie auf dem Bürgersteig ein paar schwer benagelte Stiefel in gemächlichem Schritt daherkamen. Er drückte sich in das Dunkel und sah kurz darauf ein paar SA.-Leute unter der Laterne vorbeigehen. Sie schoben Patrouille, natürlich, sagte sich Heini, und jetzt war eigentlich der geeignetste Moment.

Mit ein paar Griffen war er über den Zaun und stand auf der Straße. Die drüben riefen etwas. Er kümmerte sich nicht darum. Er wußte auch nicht recht, was er wollte, er wußte nur, er wollte ohne Leibgarde nach Hause gehen. Er tat nach seiner Ansicht nichts Unrechtes damit. Vom Heimweg war nie die Rede gewesen.

Er brauchte nicht lange zu gehen, und er war an der Ecke Hutten- und Beußelstraße. Ein paar Schritte, und er stand vor dem Haus, in dem sein Vater wohnte. Er sah zu den Fenstern seiner Eltern hinauf, alles war dunkel. Der Toreinfahrt gegenüber setzte er sich auf einen Mauervorsprung. Er kannte diesen Sitz, solange wie er denken konnte. Hier hatten sie manchen Kriegsrat gehalten und ihre Streiche ausgeheckt. Das Kino nebenan hatte noch offen, dort war der Bäckerladen und weiter unten der Fleischer. Er sah seine Mutter leibhaftig, die Markttasche an der Seite, ein Netz über dem Arm mit Kartoffeln und allerlei Grünzeug, wie sie mit dem Händler feilschte, drüben, wo die Stufen in den Keller führten. Ein seltsames Gefühl beschlich ihn beim Anblick der ausgestorbenen Fenster und Türen. „Ich habe doch manchmal Angst", wollte er sich gestehen und wehrte sich zugleich gegen diesen Gedanken. „Einen Dreck hab' ich!" fuhr er sich an, „hat der Bannführer Angst, oder etwa Kaß?" Als wollte er sich sofort auf die Probe stellen, stand er auf, ging die verlassene Zwinglistraße hinab bis zur Ottostraße. Kein Mensch weit und breit. Irgendwo würden schon noch Menschen sein. Er bog in die Oldenburger ein. Hinter der

Kirche, im Licht einer nahen Laterne, bewegte sich ein roter Schein. Es war ein Tuch, ein wechselnd beleuchtetes rotes Stück Tuch. Eine rote Fahne war das. Das war das Verkehrslokal der Kommune. Jeder im Beußelkietz kannte dieses Lokal.

Heini ging wie im Fieber, seine Ohren sausten, seine Hände waren kalt. Er ging auf der anderen Seite. Dem Lokal gegenüber machte er halt, sah sich um und horchte. Die Luft war rein. Die Fenster des Lokals waren erleuchtet. Ab und zu war eine Stimme zu hören, ein Lachen. Die Fahne hing genau über der Tür. Daneben lief eine Dachrinne, die Mauer hatte Kerben und Vorsprünge, die ganze Höhe betrug fünf Meter, höchstens sechs bis zur Stange. Die Gedanken fegten nur so durch Heinis Gehirn. Er überlegte nichts weiter. Ob das, was ihm da plötzlich in den Sinn gekommen war, einen Zweck hatte oder nicht, war keine Frage für ihn. Daß sie ihn schnappen konnten dabei, war ihm ganz einerlei. Er stand plötzlich neben der Tür, hatte die Dachrinne umklammert und zog und stemmte sich hoch; die Fahne mußte weg.

Er kam glücklich in die Höhe, ein Griff, das Tuch saß verdammt fest an der Strippe, er riß und zerrte. Mit einem fetzenden Ton riß das Tuch von der Stange. Zwei, drei Griffe nach unten, mit einem Satz sprang Heini auf den Asphalt, lief die Straße hinab um die Ecke, ohne sich einmal umzusehen. Hier rollte er das Tuch zusammen und klemmte es unter den Arm.

Unterwegs überlegte er. Was soll er mit dem Tuch? Soll er es mitten auf einen belebten Fahrdamm werfen, daß es zertrampelt werde, in den Dreck gewalzt von hundert Rädern?

Er geht weiter.

„Es ist immerhin eine Fahne", sagt er sich und drückt das Tuch fester an sich. Soll er es zeigen? Wisnewski

vielleicht? oder Fritze? dem Bannführer auf den Tisch legen? Wäre doch fein.

Er spuckte im Bogen. Er sträubte sich. Auch dagegen sträubte sich etwas in ihm. Zu Hause verbrannte er dann das Tuch im Feuerlicht des Herdes. Es war immerhin eine Fahne. Im Bett zog er die Beine bis unters Kinn, er war seit langem einmal mit sich zufrieden.

6

Als der Bannführer am Morgen das Haus betrat, zog er die Nase hoch. „Hier stinkt es infam! Nach verbranntem Zeug, oder was ist das? Hat einer von euch wieder Unfug gemacht?"

Wisnewski konnte die Geschichte erklären. Er hatte in der Frühe Wasser für Kaffee aufsetzen wollen und dabei das halbverkohlte Tuch aus der Feueröffnung gezogen. „Das ist ein Stück von einer Fahne. Eine rote Fahne ist das. Wie kommt die Fahne hierher?"

Das wußte niemand zu sagen. Wisnewski versicherte, sie habe gestern abend noch nicht in der Feuerung gesteckt.

„Es ist aber niemand im Hause über Nacht als du und Quex. Bist du es gewesen?"

„Nein, ich mache so etwas nicht."

Der Bannführer sah ihn bloß an und sagte nichts weiter. Heini wurde geholt. Er hatte wohl Wind bekommen, jedenfalls sah man ihm sein schlechtes Gewissen schon von weitem an.

„Wie kommst du zu der Fahne, Quex?"

„Ich — die — ich hab' sie gemopst."

„Wo?"

„In der Oldenburger."

„Wo da?"

„Vor dem Lokal."

„Wann?"

„Heute nacht, wie ich nach Hause ging."

„Wegtreten!“

Heini war nicht ganz wohl in seiner Haut. Wenn der Bannführer bös gewettert hätte, wäre ihm hundertmal lieber gewesen.

„Hat wohl der Wind auf die Straße gefegt, den Wisch?“ meinte Wisnewski, als sie die Treppe hinaufstiegen.

„So siehst du aus!“

„Dann mußt du ja an der Wand hochgeklettert sein.“

„Wenn der Fetzen nicht von selbst herabgeflattert kam —“

„War nicht schlau von dir, Quex.“

„Wieso?“

„Ich meine nur so.“

Heini fühlte ein Würgen im Hals. Ihm war unbehaglich.

Irgend etwas war da um ihn herum, etwas Heimtückisches, etwas, nach dem er nicht packen konnte. „Kümmere dich lieber um deinen eigenen Kram“, fuhr er Wisnewski an, „ich kümmere mich auch nicht darum, wo du dich die Nächte herumtreibst.“

„Möcht ich dir auch nicht raten!“

„Wenn ich etwas wollte, würde ich einen Dreck danach fragen, was du mir rätst und was nicht.“

Am Nachmittag war Wisnewski nicht beim Dienst, auch zum Abend war er nicht zurück. Als Heini am anderen Morgen erwachte, galt sein erster Blick dem Nachbarbett. Das Bett stand leer und unberührt.

Der Bannführer sah ernst drein, als er es hörte. „Ich fürchte, wir werden den Jungen nicht wiedersehen, Quex.“

Heini verstand nicht gleich. „Warum sollen wir ihn nicht wiedersehen?“

„Er hatte mir schon immer zu viel Umgang mit den andern, namentlich in letzter Zeit. Er war auch nie ganz bei der Sache.“

„Er ist übergelaufen, meinst du?“

„Wird schon so sein, Quex. Wahrscheinlich ist er einem dieser Mädchen auf den Leim gegangen. Es wäre nicht der erste Fall, der so passiert."

Heini ließ die Sache den ganzen Tag keine Ruhe. Er mußte wissen, was da war.

Sowie es dunkel war, zog er sein Räuberzivil an und ging los. Seiner Meinung nach mußte er in jener Kindlkneipe an der Prenzlauer Straße am ehesten etwas erfahren. Also ging er hin.

Er nahm sich eine kleine Molle und stellte sich damit an den Schanktisch. Gelegentlich fragte er nach seinem Kameraden.

„Der lange Schlacks mit den roten Haaren?" meinte der Wirt. „War erst vor einer Stunde hier." Auch der Kellner besann sich. „Die Kleine hat ihn mitgelotst. Sie ist heute ziemlich stark bei Kasse."

„Dann sind sie wohl nach ‚Onkel Pelle'?"

„Wahrscheinlich."

Heini machte sich auf die Suche. Es war ein ganzes Ende zu Fuß, zum Fahren hatte er kein Geld. Die Brunnenstraße zog sich endlos hin. Es war ein warmer Abend, Heini schwitzte nicht schlecht. Am Humboldthain waren die Bänke noch alle besetzt, und aus dem Park kamen die Stimmen singender Mädchen. Onkel Pelle? Mochte ein schöner Saftladen sein. Am Bahnhof Gesundbrunnen erkundigte er sich.

„Mensch, hier, immer der Neese lang."

„Wo denn?"

„Na, hier doch, wo der Bretterzaun läuft."

Auf einer Holzplanke stand in verwaschener Schrift ‚Onkel Pelle'. Gedämpfte Karussellmusik kam über den Zaun. Das Knacken von Luftbüchsen war das erste, was einen beim Eintritt empfing. Es roch nach schmorender Bockwurst. Ein paar Buden, ein Lukas mit scheppernder Athletenschelle, Eskimoeis, lütt'sche Lagen. Fast nur

junges Volk. Das Ganze war nicht übermäßig beleuchtet, man blieb offenbar lieber im Schatten. Ein Karussell mit Schwänen und Schweinen zum Reiten, glitzernde Spiegel, Sessel drehten sich während der Fahrt. Auf einem Schwein, das im Galopp zu Stein erstarrt sein mußte, ritt Wisnewski, vor sich im Sattel ein Mädchen mit fliegendem Haar. Beide aßen während der Fahrt aus einer Tüte. Heini trat näher.

Wisnewski trug ein grünes Hemd und eine Sportmütze. Auch ein Abzeichen trug er auf dem Hemd. Heini sah es genau, so oft er vorbeikam, konnte aber nicht erkennen, was es für ein Abzeichen war. Es schien ihm größer als das, das sie trugen, und matter im Ton. Ein HJ.-Abzeichen war es jedenfalls nicht.

Als das Karussell hielt, stiegen die beiden ab, und Heini trat zu ihnen. „Da ist ja dein Freund!" kreischte das Mädchen auf. Wisnewski versuchte sie weiterzuziehen, aber Heini vertrat ihnen den Weg. „Bist ja ein feiner Hecht!" fuhr er ihn an, und mit einem Ruck riß er ihm das Abzeichen vom Hemd. Wisnewski holte aus, Heini bückte sich blitzschnell, und schon war die Keilerei im besten Gange.

Von allen Seiten drängten sich jetzt Neugierige heran. Einer versuchte Partei zu nehmen und Heini, der gerade im Vorteil war, in den Arm zu fallen. Sofort erhob sich ein lauter Protest. „Ring frei!" verlangten die Stimmen, und es gab einen Kampf nach allen Regeln der Kunst. Ein Schiedsrichter war plötzlich zur Stelle, kein Mensch wußte, woher der gekommen war. Er ließ keinem was durch, brach den Kampf aber ab, als einer der beiden vor Schweiß und Blut nicht mehr aus den Augen sehen konnte. Die ganze Auseinandersetzung verlief auffallend ruhig. Kein Mensch wurde laut oder rief gar nach der Polizei. Nur ein, zwei halblaute Zurufe des Beifalls oder der Unzufriedenheit, sonst blieb alles sachlich, gespannt und korrekt. Zuletzt wurde Heinis Hand in die Höhe ge-

hoben. „Mamas Liebling, kommender Meister im Heringsgewicht", verkündete der Schiedsrichter, und alles lachte. Heini sah noch, wie Wisnewski dunkelrote Fäden schneuzte und zog halbwegs befriedigt ab. Das Abzeichen hatte er in der Tasche.

Zu Hause besah sich Heini im Spiegel. Er sah ziemlich zerschunden aus, und ein breiter Kratzer zog sich quer über sein Gesicht. Was er dem Bannführer sagen sollte, war ihm noch nicht ganz klar.

Am nächsten Morgen waren die Schrammen bedeutend zurückgegangen, aber doch noch sehr deutlich zu sehen. Dem Bannführer schien zunächst nichts aufzufallen, wenigstens fragte er nicht. Heini richtete es schon immer so ein, daß er ihm möglichst wenig unter die Augen kam. Außerdem mußte der Bannführer gegen Mittag weg in die Stadt. Vielleicht hatte er Glück, und die Sache ging noch einmal glatt.

Der Bannführer räumte schon die Papiere auf seinem Tisch zusammen, als er plötzlich Heini zu sich herrief. Heini fühlte einen peinlichen Schreck und trat ziemlich kleinlaut an den Tisch. Der Bannführer sah ihn eine Weile an und wartete offenbar auf eine Mitteilung. „Hast du mir nichts zu melden, Quex?" fragte er endlich.

Heini sah auf den Fußboden, und erst als der Bannführer seine Frage wiederholte, sah er auf. „Melde, daß ich den Wisnewski verhauen habe."

„So."

Heini sah schleunigst wieder auf den Boden. Das war nun also glücklich heraus. Er dachte nicht anders, als daß sich jetzt ein gehöriges Donnerwetter über ihn entladen werde, doch es blieb alles ruhig. Er wagte einen raschen Blick nach dem Gesicht des Bannführers. Keine Spur von Zorn. Der Bannführer sah ihn nur an, und sein Blick verriet eher Neugierde als Vorwurf. „Setz dich, Quex, und erzähl ein bißchen, wie das gewesen ist."

Heini setzte sich, doch erzählen wollte er nicht. Erst auf wiederholtes Drängen rückte er langsam mit der Sprache heraus.

„Schön", meinte der Bannführer zum Schluß, „eine kleine Abreibung kann manchmal nicht schaden. Ich hätte aber doch gerne gewußt, warum du diesen Jungen verdroschen hast."

„Warum?"

„Ja, warum? Die Sache war doch nicht ganz ungefährlich für dich. Wenn man so etwas macht, muß man doch schon sehr triftige Gründe haben. Nicht wahr?"

„Er ist — er ist ein Verräter."

„Das glaube ich nicht, schon deshalb nicht, weil er nicht viel weiß, was er verraten könnte."

„Er ist aber doch abgeschwommen, das ist doch gemein."

„Vielleicht ist er nur seiner Überzeugung gefolgt. Womöglich hat es ihn schwere Kämpfe gekostet, bis er soweit war. Das wissen wir nicht. Schließlich sind wir alle schon einmal anderer Ansicht gewesen in unserem Leben. Und wenn nun wirklich einmal einer von unseren Jungens zu einem anderen Glauben kommt, was ist da groß gewonnen, wenn man ihm nachstreicht und ihm die Jacke vollhaut?"

Heini saß nachdenklich da.

„Ich weiß nicht", fuhr der Bannführer fort, „was bei diesem Wisnewski zutrifft."

„Er hat sich von seiner Nutte beschwatzen lassen, das ist alles."

„Nutte? wieso?"

„Sie zahlte doch für ihn."

„Sie hat das Kutschieren auf dem Karussell bezahlt, wie du sagst, auch mal 'ne Molle Bier. Was will das heißen? Die jungen Leute nehmen das heute nicht mehr so genau. Wer Geld hat, bezahlt, das ist Kameradschaft, sonst

nichts. Daraus kann man nichts entnehmen. Ich will diesen Wisnewski nicht in Schutz nehmen. Ich möchte dir nur zeigen, daß jedes Ding seine zwei Seiten hat. Man denkt oft, man hat eine Heldentat verrichtet, und hat nur eine Dummheit gemacht. Mit dem Verhauen kommt man nicht weit. Ist Wisnewski etwa wieder zurückgekommen? Marschiert er jetzt wieder mit uns?"

Heini schwieg.

„Es gehört oft mehr Kraft dazu, die Faust in der Tasche zu lassen, anstatt zuzuschlagen, das kannst du mir glauben, Quex. Um sich klarzumachen, was für ein Kerl man ist, ist also auch dies nicht immer die richtige Methode."

Jetzt fuhr Heini heftig auf. „Das wollt ich doch gar nicht!"

„Was wolltest du nicht?"

„Mir etwas klar machen."

„Was wolltest du dann?"

„Ich wollte den Wisnewski verhauen, weil er so mir nichts, dir nichts weggelaufen ist. Jeder, der davon hört, muß denken, bei uns sei alles Quatsch und Humbug. Er hat meine ganzen Kameraden damit beleidigt. So etwas kann ich nicht leiden. Wer das macht, der kriegt von mir eine geklebt, und da ist mir alles egal."

Der Bannführer nickte vor sich hin. Ob es nun Zustimmung war, oder ob der Bannführer sonst etwas dachte, konnte Heini nicht unterscheiden. Der Bannführer nahm endlich ein paar Briefe vom Tisch und erhob sich. „Diese Sachen müssen nachher noch zur Post. Wenn du übrigens mal nach Moabit willst zu deinen Kameraden, habe ich augenblicklich nichts dagegen. Nur bitte ich mir aus, daß du deine Uniform vorher ausziehst und vor Einbruch der Dunkelheit wieder zurück bist."

Heini war sehr nachdenklich, als er langsam die Treppe hinaufstolperte. Es war schon etwas dran an dem, was ihm der Bannführer gesagt hatte. So ganz ohne war das

nicht. Natürlich hatte er sich groß tun wollen vor sich selbst. Deshalb hatte er die Fahne geklaut, und deshalb hatte er diesen Bengel vermöbelt. Ein eitler Affe war er im Grunde, und der Bannführer hatte es ihm auf den Kopf zugesagt. So war die Sache.

Mitten auf der Treppe blieb er stehen. „Warum läßt er mich aber auch meine Uniform ausziehen, wenn ich nach Moabit gehe!? warum denn das —?"

7

In der Gegend des Molkenmarktes, hinter dem Rathaus, liegt ein alter Häuserblock, und inmitten dieses Blockes steht ein Haus, das vor Jahrzehnten einmal das Stadtgefängnis gewesen war. An dem Haus ist nicht viel geändert worden. Nach wie vor zieht sich der lange Korridor durch das Gebäude, zu beiden Seiten die trostlose Parade der Türen, die zu den Zellen führen. Auch die Zellen zeigen heute noch dieselben kahlen Wände, dasselbe kleine Fenster unter der Decke wie damals, als die Gefangenen hier noch hausten. Eine kleine Veränderung hat sich aber doch im Verlauf der vielen Jahre herausgebildet. Sicherlich waren damals die Zellen und Gänge ziemlich sauber gehalten, die Wände getüncht, die Fliesen glatt und gescheuert, die Räume im Sommer gelüftet, im Winter erträglich geheizt. Dem ist nicht mehr ganz so in neuester Zeit. Der Kalk ist von den Wänden gebröckelt, die Dielen sind staubig und ausgetreten, die Luft in den Räumen ist auch bei geöffnetem Fenster stockig, und die Zellen bleiben im Winter meist ohne Heizung. Die Gefangenen sind inzwischen längst in neuen Gebäuden untergebracht. Die Strafanstalten sind heute mustergültig gebaut und eingerichtet. Dampfheizung, elektrisches Licht, Kanalisation und Bäder sind heute selbstverständliche Dinge in öffentlichen Instituten, einerlei, welchem Zweck sie dienen. Das alte Gefängnis aber

ist ein Haus für freie Bürger geworden. Familien sind dort eingezogen, die zwar arm, aber unbescholten sind. Meist sind es Arbeitslose und Wohlfahrtsempfänger, Vertriebene aus abgetretenen Gebieten oder Hinterbliebene eines im Felde gefallenen Soldaten.

Diese Behausungen sind nicht gerade bequem. Meist liegen mehrere Menschen gemeinsam in einer Zelle, die früher nur ein Gefangener bewohnte. Dafür wird der Raum heute auch nicht mehr Zelle genannt, sondern ‚Wohnküche', und das Wohnen ist nicht mehr unentgeltlich. Von den jetzigen Bewohnern wird Miete erhoben.

Jahr für Jahr zog der Verkehr an der großen Toreinfahrt vorbei. Niemand fand Veranlassung, sich hier aufzuhalten oder sich Gedanken zu machen. Seit ein paar Tagen aber stauen sich hier plötzlich die Menschen. Ein großes Stück Pappe ist an dem Tor aufgehängt, und eine mit ungelenker Hand aufgezeichnete Schrift hält die Vorübergehenden an. ‚Mieterstreik!' steht hier zu lesen, und mancher verzieht fürs erste den Mund zu einem Lachen. Er sieht den Nachbarn an, als wollte er sagen, wie mangelhaft diese Leute doch in rechtlichen Dingen Bescheid wüßten, und wie gut dagegen er im Bilde sei in solchen Sachen. Doch das Lächeln verschwindet sehr schnell wieder aus den klugen Gesichtern. Es steht noch ein kleiner Zusatz bei dem einen Wort, und dieser Zusatz klingt schon fast wie das Gesetz einer höheren Macht. ‚Erst das Essen, dann die Miete!' wird hier kurz und bündig erklärt. In vielen klingt der Satz noch nach, wenn sie schon lange um die Ecke gebogen sind. ‚Erst das Essen — dann die Zinsen — dann die Raten — dann die Steuern!' Manch einer findet nicht so schnell wieder weg von dieser merkwürdigen Stelle, denn dieser Satz klingt ihm schon fast wie der Kampfruf von einer Barrikade herab. Vielleicht geben diese Worte die Losung ab, die eines schönen Tages aus dreißig Millionen hungriger Mäuler zugleich wie ein Blitz

aus heiterem Himmel fahren wird. Was sind schon ‚Kapital', ‚System' oder ‚Marxismus' gegen diese klaren, fast einfältigen Worte. ‚Essen' und ‚Miete', das leuchtet jedem ein, dabei fühlt jeder in diesen Tagen den großen Ruck in seinem Innern.

Doch vorerst sind noch andere Meinungen im Lande ausschlaggebend, man merkt es an den Gesichtern der Menschen, die hier in einer Gruppe beisammenstehen, an der Art, wie sie reden, und an dem, was sie sagen. Es sind die Bewohner der ‚Wohnküchen'. Sie weigern sich, die Miete zu zahlen, bevor hier nicht gründlich Wandel geschaffen wird. Der ganze Stall sei von oben bis unten verwanzt. Man stelle schon nachts die Kinderbetten in den Gang hinaus, damit die Wanzen die Kinder nicht noch vollends verzehrten. Zwei Große und sechs Kinder in einer Zelle, ohne Wasser, ohne Gas, sogar ohne Abort. Fünfundsiebzig Menschen benützen ein und dasselbe Klosett. Keine Luft, keine Sonne. Die Zellenfenster seien zu klein und lägen zu hoch. Sie reden laut, jeder kann das erfahren. Sie nehmen kein Blatt vor den Mund. Zu neun werde der Gerichtsvollzieher erwartet, der erste Mieter soll heute zwangsweise raus auf die Straße. Man sei neugierig, was das absetzen werde.

Ein Blick in den Hof zeigt ein merkwürdiges Bild. Jedes Fenster zeigt eine Flagge. Hakenkreuz neben Sowjetstern einträchtig nebeneinander. Im Hof stehen junge Leute in SA-Uniform zusammen mit Leuten des Rotfrontkämpferbundes. Sie verhandeln, wie es scheint. Sie beraten offenbar eine gemeinsame Sache.

Sie kommen schnell überein.

Ein Trupp der Leute rückt in das Haus, kommt zurück mit allerlei Hausrat. Tische, Stühle, Betten werden herausgetragen, nicht auf die Straße, sondern hinüber in das Nachbarhaus. Eine Wohnung steht dort frei. Sie haben die Tür aufgeschlossen und bringen die Sachen dorthin. Die

Zuschauer häufen sich. Immer mehr Menschen drängen sich auf dem engen Hof. Sie trauen ihren Augen nicht. Eine Kommode wird vorbeigetragen, an dem einen Ende hat ein SA-Mann angefaßt, am anderen Ende schleppt ein Kommunist. Um neun erscheint der Beamte mit der ledernen Tasche. Er findet eine geschlossene Reihe des Widerstandes.

8

Sie sitzen in der Hocke zusammen und diskutieren. Fritz Dörries ist da und Heini. Bruno hält den ‚Angriff' in der Hand und liest die ganze Geschichte schon zum zweitenmal vor. Der Kaffee ist kalt geworden in den großen Tassen, und der Napfkuchen liegt noch fast unberührt da. Nur Heini kann es sich nicht verkneifen, von Zeit zu Zeit ein Stück in die Tasse zu stippen, so sehr er sonst bei der Sache ist.

„Das spricht doch Bände", behauptet Bruno immer wieder, „das sagt doch mehr als alle Reden und alle Leitartikel zusammen."

„Rede keinen Unsinn!" widerspricht Fritz Dörries allen Ernstes. „Das glaubst du doch selbst nicht, daß wir jemals mit den Marxisten zusammengehen können."

„Davon spricht ja niemand. Politik ist Politik, aber Mensch bleibt Mensch. Das ist für mich das Bezeichnende an der ganzen Geschichte, daß es Nazis und Kommunisten waren, die für den armen Teufel eintraten."

„Ich weiß nicht, wo du hinaus willst."

„Ich will sagen, daß bei beiden Parteien das Mitleid mit der getretenen Kreatur das treibende Grundgefühl ist. Das findet man bei keiner feudalen und bei keiner bürgerlichen Partei, in der ganzen Weltgeschichte nicht."

„Also doch: Handschlag mit Moskau?"

„Nein!"

„Warum nein?"

Bruno wird verlegen. „Wahrscheinlich — weil wir von Blut verschieden sind", bringt er endlich heraus.

„Du willst sagen, weil wir Deutsche sind."

„Du hast recht. Aber das Menschliche erscheint mir manchmal doch noch wertvoller als das Nationale."

„Dann bist du ein schlechter Deutscher, mein Junge."

„Das glaube ich nicht. Wie könnte ich ein guter Deutscher sein, wenn ich ein schlechter Mensch wäre?"

Fritz kaut an seiner Unterlippe und überlegt.

Heini sitzt dabei und kommt nicht recht mit. Er denkt an Wisnewski. Fast tut es ihm ein wenig leid, daß er ihn verhauen hat.

Es tut ihm aber doch nicht leid.

9

„Quex!"

„Jawoll!"

Heini rannte auf die Tür zu, aus der die Stimme kam, und trat ein.

„Das ist nun mal wieder eine Sauerei, wie sie im Buch steht."

Erschrocken sah Heini auf den Bannführer. Was hatte er denn nun schon wieder ausgefressen? In einer Sekunde ließ er sein ganzes Sündenregister an sich vorbeipassieren.

„Natürlich, dein guter Freund! dieser Wisnewski, niemand sonst!"

„Was hat er denn?"

„Verpetzt hat er dich."

„Bei wem?"

„Hier hat er gestanden und die ganze Geschichte mit angehört. Jetzt weiß es ganz Moabit."

„Was denn für eine Geschichte?"

„Die Geschichte mit der Fahne."

Heini nahm verstohlen den Pflaumenkern aus dem Mund, den er vor der Tür vergessen hatte auszuspucken. „Wenn sie's schon wissen, ist es auch egal."

„Dir ist immer alles egal. Am liebsten gingst du mit dem Kopf durch die Wand."

„Ich darf doch nicht nach Moabit. Was schadet es da groß, wenn sie wissen, wer's gewesen ist."

„Wie lange willst du dich denn noch dünne machen da draußen?"

„Ich will doch gar nicht, ich muß ja."

„Wenn immer wieder solche Sachen vorkommen, kommst du im Leben nicht wieder hin."

„Auch nicht am Tage?"

„Nein!"

„Aber doch in Zivil. Das hast du doch gesagt."

„Kommt gar nicht mehr in Frage. Dein Freund Kaß hat übrigens deine Kameradschaft abgeben müssen. Er hat die Führung eurer Schar übernommen."

„Kaß ist weg?" fragte Heini erschrocken.

„Er ist nicht weg. Er bleibt ja so in Moabit. Er kann nicht Kameradschaftsführer bleiben, bis er fünfzig ist."

„Und wen bekommen wir jetzt?"

„Das weiß ich noch nicht. Es sind da noch mehrere Veränderungen. Auch im Fischerkietz ist die Kameradschaftsführerstelle frei, ebenso draußen in Britz und in Charlottenburg. Wo möchtest du lieber hin?"

Heini machte ein unglaublich dummes Gesicht auf diese Frage.

„Hör mal zu, Quex", lachte der Bannführer und wurde gleich wieder ernst, „wir brauchen junge Führer. Wir brauchen Jungens, die wissen, was Kameradschaft ist, die Ehrgefühl im Leib haben, die treu zu unserer Sache stehen und die den Teufel nicht fürchten."

„Jawoll!" sagte Heini mechanisch.

„Jawoll! Solche Jungens findet man nicht alle Tage. Also los: Sag', wo du hinwillst."

„Ich soll Kameradschaftsführer werden?" fragte Heini, und sein Gesicht begann zu strahlen.

„Ja! Du sollst mir aber vor allem Antwort geben auf meine Frage."

„Und ich kann mir eine Kameradschaft aussuchen, sagst du?"

„Ja, das kannst du."

„Charlottenburg oder den Fischerkietz?"

„Was du willst!"

„Oder Britz?"

„Oder Britz!"

„Und den Beußelkietz?"

„Den nicht!"

„Dann will ich auch nicht Kameradschaftsführer werden!"

Der Bannführer trat dicht vor Heini. „Du zwingst mich dazu, dir zu befehlen, was du zu tun hast!" sagte er so streng, daß es Heini weh tat.

Heini sagte zunächst nichts. Der Bannführer stand noch immer vor ihm und sah ihn an.

„Wenn du mich nicht in den Beußelkietz läßt", sagte Heini endlich mit fester Stimme, „dann kann ich dir auch nicht mehr gehorchen."

„Quex!" schrie der Bannführer ihn an, „das ist richtige Meuterei. Weißt du das?"

„Man verbietet doch auch einem Soldaten nicht, ins Feld zu gehen, bloß weil es dort gelegentlich mal schießt."

Der Bannführer stand ein paar Augenblicke unbeweglich. Er sah verwundert auf Heini, und in seinem Gesicht arbeitete es mächtig. Plötzlich faßte er Heinis Kopf an beiden Ohren und zog ihn hin und her. „Eine unglaublich freche Rotznase bist du!" Dann stieß er ihn leicht zurück, trat an den Schreibtisch und langte eine farbige Schnur aus dem Schubfach. „Dies ist deine Führerschnur, Quex. Trag' sie in Ehren." Er bot ihm die Hand. „Versprich mir unter Freunden, die Kameradschaft Beußelkietz treu und ehrlich zu führen."

Heini wurde blaß wie die Wand. Dann sprang er dem Bannführer an den Hals und küßte ihn auf die stopplige Backe.

10

Heini fuhr ins Zeug, es ging ihm alles zu langsam, es flutschte nichts. Er wollte etwas unternehmen. Gleich in den ersten Tagen trommelte er seine Jungens zusammen und sprach mit ihnen.

Werben war die Parole. Es war zu still im Beußelkietz, es mußte mehr Krach gemacht werden. Sie waren noch viel zu wenig Jungens, und man sah und hörte noch viel zu wenig von ihnen. Um gesehen zu werden, mußte man sich zeigen, wenn man einen hören sollte, mußte man etwas zum besten geben, das war klar.

Heini machte Vorschläge. Sie debattierten, schrien sich an, klatschten, lachten und pfiffen. „Genau wie im Landtag!" schrie Fritz Dörries und schlug sich auf die Schenkel, „fabelhaft!" Im Grunde waren sie alle von Anfang an begeistert, nur über das Wie und Was gingen die Meinungen auseinander. Doch man einigte sich allmählich, und dann ging die Sache los.

Zunächst war ein Jugendabend in Aussicht genommen. Das war das erste, davon ging man aus. Man brauchte Geld, also mußte man etwas bieten, um die Massen heranzulotsen. Heini liebte das Wort ‚Massen'. Ein Kabarett oder so sollte aufgezogen werden. Der Gedanke kam von Heini, das Wort hatte Fritz in die Debatte geworfen. Man sträubte sich gegen das Fremdwort. Man kam überein, eine ‚Spaßbühne' zu machen. Texte und Musik aus eigener Werkstatt. Bruno hatte schon die Klampfe im Arm und dudelte vor sich hin. „Ein Theaterstück!" verlangte Heini. „Wozu besucht ihr die höhere Schule, wenn ihr nicht einmal ein Theaterstück schreiben könnt!" Das ließ man sich nicht gefallen. Zwei Jungens gestanden, sie hätten bereits

mehrere Stücke fertig zu Hause liegen. Einer von ihnen war auf Untersekunda. Fritz Dörries sollte die Sache in die Hand nehmen.

„Wird gemacht!"

Wann die Jungens dichten und komponieren sollten, danach wurde nicht gefragt, war auch ihr geringster Kummer. Jedenfalls brachten sie Sachen angeschleift, daß einem bange werden konnte. In der Hocke tagte der engere Ausschuß. Frau Hellwig hatte das Klavier aus der guten Stube herüberschaffen müssen. Die Jungens schleppten zuviel Dreck auf den blankgewienerten Fußboden, und sie übten tagtäglich. Klampfe, Klavier, Gesang und Geige, Mund- und Handharmonika. Der Zeisig im unteren Stockwerk sang und schrie neuerdings wie besessen. Die Leute beschwerten sich. Man verzog sich für die Proben ohne Klavier auf Heinis Bude. Man kam vom Fleck, die Sache machte sich.

„Was machen wir nun?" fragte Heini eines Abends. „Wir müssen werben, Herrschaften, werben, werben. Mensch, ich hab' 'ne Idee. Haben wir doch schon mal gemacht. Lustige Sachen, nur lustiges Zeug! Mit Lachen fängt man die Masse, mit dem Witz kann man Berlin erobern."

„Wo willst du das machen?"

„In Moabit, wo sonst."

„Junge, Junge!"

„Wer macht mit?"

„Na, wenn schon —"

Sie waren alle dabei.

„Eigentlich müßten wir erst den Scharführer fragen."

„Ich werd' es ihm sagen."

Kaß war nicht sehr erbaut von der Sache. Aber Heini bat und bettelte. Er sprudelte förmlich über. „Wenn wir schon Sprechchöre auf die Höfe schicken, können wir auch zur Abwechslung mal singen. Wir fangen mit Fritzes Wanzenlied an, da tut uns schon keiner was."

Kaß kam nicht dagegen an. Sie zogen los und fingen jedesmal mit dem Wanzenlied an. Erst gab es schiefe Mäuler und ein bißchen Krakeel, aber keiner tat ihnen etwas, bald lachte der eine, dann der andere. Sie zogen von Hof zu Hof, von Straße zu Straße. „Macht, daß ihr vom Hof runter kommt!" war in den meisten Fällen das erste, was sie zu hören bekamen. Aber sie hatten Helfer. Die Kinder halfen ihnen. Unter den Kindern hatte es sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen, was für lustige Brüder diese Jungens seien. Kamen sie in eine neue Straße, schon schrien die Kinder von weitem: „Die Nazis kommen!" Das Wanzenlied sangen sie alle schon mit. Damit war viel gewonnen.

Sie verteilten Zettel bei dieser Gelegenheit. „Kommt zu unserem Jugendabend. Ihr sollt lachen. Ihr sollt euern Spaß haben bei uns." Das war neu. Meist hörte man nur von Politik auf solchen Abenden, von Krise und Wahlen. Jungens kamen heimlich heran und erkundigten sich. Wie es denn wäre bei ihnen? Ob man nicht mal hinkommen könne, sich den Zimt mal ansehen? Sie kamen dann auch zu den Heimabenden. Manch einer blieb hängen, stramme Bengels darunter. Heini freute sich nicht schlecht. „Macht sich, macht sich", sagte er beim Bannführer und hatte feurige Backen, wenn man nur anfing, vom Beußelkietz zu reden. „Zwei Neuaufnahmen gestern wieder!" Dazu sang er: „Denn wir sind ja tausend Mann stark, oder können's noch werden."

Schwierig war und blieb allein die Beschaffung eines passenden Theaterstücks. Die Sachen, die die Jungens anbrachten, waren beim besten Willen nicht zu verwenden. In der Hocke las Fritz gelegentlich etwas aus den abgelieferten Stücken vor, und sie hielten sich den Bauch vor Lachen. „Laßt mal!" sagte Fritz und sträubte sich gegen das Gelächter, „die Jungens meinen es gut. Leider ist es damit nicht getan. Wir müssen aber baldigst etwas haben.

Ich kenne ein paar lustige Einakter von Hans Sachs. Ich schlage vor, wir nehmen uns davon etwas."

Die Arbeit häufte sich, sie stand Heini bald bis über die Ohren. In wenigen Wochen sollte der erste Reichsjugendtag steigen. Man rechnete mit zwanzig- bis dreißigtausend Jungens aus allen Teilen des Reiches. Der Bannführer brauchte ihn, die Kameradschaft verließ sich auf ihn, die Proben zu dem Stück hatten schon begonnen, er hatte eine Rolle zu spielen, er war noch nicht ein einziges Mal dazu gekommen, einen Blick in das Heftchen zu werfen. Er war nicht müde, er hatte nur keine Zeit, war immer auf den Beinen, immer in Bewegung, immer bei strahlender Laune. Er sang und pfiff und lachte, wo er ging und stand. Erst abends spät, wenn er vor seinem Strohsack stand, klappte er zusammen, schlief wie eine Ratte.

Er aß oft in der SA.-Küche in der Jüdenstraße. Meist gab es Erbsen mit Speck. Bei Erbsen und Speck zog er das Heftchen aus der Tasche und begann zu lesen. Fritz hatte am Morgen hergeschickt, heute abend sei Leseprobe, er müsse kommen, unbedingt. Er las und löffelte zugleich. War ja recht merkwürdig, was er da alles in seiner Rolle zu machen hatte. Er hatte einen kleinen Taugenichts zu spielen, hinter dem alle Mädchen her waren. Er aß ziemlich hastig. Ihm sollte es recht sein. Er machte alles, wenn es darauf ankam. Eine Barbara trat auf in dem Stück, er hatte sie zu packen und zu küssen. Sieh mal an: Barbara? Die muß doch ein Mädel spielen, sonst sieht es nach nichts aus. Er sah das Personenverzeichnis nach. Fritz hatte die Namen der Mitspieler hinter die Personen gesetzt. Barbara, Tochter des Soundso: Ulla Dörries. Er ließ den Löffel in der Suppe versinken. Das gab es aber nicht. Dagegen würde er ganz energisch Einspruch erheben. Gleich nach dem Essen rief er Fritz Dörries an. „Du, hör mal —" Fritz ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. „Du kannst dir nicht denken, Quex, wie sich Ulla auf ihre Rolle freut.

Sie spreizt die Federn wie eine Henne. Aller Welt erzählt sie, daß der Partner der neugebackene Kameradschaftsführer sei. Kannst dir was einbilden, du! Sei aber auch pünktlich, sag' ich dir. Punkt acht ..." „Punkt acht!" wiederholte Heini, ohne zu wissen, was er sprach. Fritz hatte schon abgehängt.

Nachmittags fuhr er mit dem Bannführer nach Potsdam, um den Platz für das Zeltlager zu besichtigen. Dreißigtausend Jungens! Überall hingen schon die Plakate. „Vielleicht werden es noch mehr", meinte der Bannführer. Sie besahen sich das Stadion. In Gedanken sah Heini das große Oval schon angefüllt mit Jungens und Fahnen, er glaubte schon die Lieder zu hören und die Märsche, die Schritte der marschierenden Kolonnen. Er sah sich mitten darunter, an der Spitze der Kameraden, er war dabei, er gehörte mit dazu, ein unfaßlicher Gedanke war das, ein unsagbares Gefühl. Er hätte heulen mögen, so klotzig war ihm zumute, doch der Bannführer riß ihn mitten aus seinem schönen Rausch. Er hatte zuzuhören, Notizen zu machen, weiter zu gehen, hierhin und dorthin zu sehen, wohin der Bannführer zeigte, hatte Antwort zu geben und auf Stufen zu achten, wenn er nicht die Knochen brechen wollte.

Gegen sieben war man zurück. Schon kurz nach halb acht erschien Heini im Heim, wo die Probe angesetzt war. Die meisten waren schon da. Heini erzählte, er loderte vor Begeisterung, er wußte selbst nicht, wo er die Worte hernahm, um alles zu sagen. Das kam eben so, und die Jungens gingen mit, das sah er an ihren geröteten Gesichtern, und alles kam ihm noch zehnmal schöner vor.

Eine ganze Anzahl Mädchen war inzwischen gekommen, er hatte gar nicht darauf geachtet. Plötzlich stand er neben Ulla, und sie sprach mit ihm und er zu ihr, als wäre das die selbstverständlichste Sache der Welt. Man stellte sich auf, und die Probe begann. Fritz führte die Regie. Das

geht ja großartig, dachte Heini, nur mußte er vorerst immer noch über die eigenen Späße lachen, die er im Spiel zu machen hatte. Es ging auch alles glatt, bis die Szene mit Ulla kam. Ulla mimte ganz frei und locker, während Heinis Kopf und Arme immer schwerer wurden. Fritz fauchte ihn an, er solle sich nicht benehmen wie ein Seminarist, er habe eine Art Casanova zu spielen, einen ganz verteufelten Hecht, wenn er das besser verstehe, und Heini wurde nur noch verlegener.

Ulla bot sich an, die Szene allein mit ihm durchzugehen. Die anderen nahmen die nächste Szene vor, und Ulla probte nebenan mit Heini, d. h. sie schalt ihn gründlich aus, er könne sie ruhig anfassen, sie sei nicht aus Porzellan. Sie packte seinen Kopf und küßte ihn herzhaft auf den Mund. „— so!“ Mit hochroten Gesichtern sahen sie sich sekundenlang an. „Davon ist noch keiner gestorben“, lachte ihm Ulla endlich ins Gesicht. Heini schnappte nach Luft, lachte dann auch, und hernach ging die Szene wie am Schnürchen.

Es war schon zwölf Uhr durch, als sie zu dritt über den Hansaplatz kamen. Sie gingen untergehakt, Ulla in der Mitte. Heini war fast ausgelassen, so leicht war ihm zumute. Er freute sich, er spürte nichts als Freude. Auf dem ganzen Weg sang er und pfiff, erzählte lustige Geschichten, lachte und steckte die anderen genau so an mit seiner herrlichen Laune. Vor der Haustür in der Altonaer Straße gab ihm Ulla die Hand. „Du bist heute wirklich einmal nett gewesen, Heini.“ Auch Fritz gab ihm die Hand. „So könntest du eigentlich immer sein, Quex.“

Heini stand und hielt die Hände der Geschwister. „Es war schön heute“, sagte er und hatte plötzlich einen merkwürdigen Klang in der Stimme, „es war eigentlich so mein schönster Tag heute.“ Dann ließ er die Hände los und marschierte pfeifend davon.

Die beiden sahen ihm noch nach. Zwischen den Schatten der Bäume sahen sie ihn noch zwei-, dreimal im Schein einer Laterne. Ulla war es noch, als winkte er zurück, und sie winkte wieder.

Fritz schloß das Haustor auf. Er wollte Ulla gerade den Vortritt lassen, da hörten sie einen Schrei. Ulla fuhr entsetzt zurück. „War das Quex?"

„Wohl möglich!"

Fritz Dörries rannte schon in die Nacht hinaus. Ulla hinter ihm her. „Bleib hier!" schrie Fritz zurück, doch sie ließ sich nicht halten.

Gleich an der Ecke des Bellevueparks fanden sie ihn. Er lag neben dem Zaun, quer über den Gehweg, das Gesicht nach unten. Fritz hob ihn hoch. Eine klaffende Wunde blutete über dem linken Ohr.

„Am Hansaplatz ist eine Kneipe!" schrie Fritz seiner Schwester entgegen, „ruf' die Rettungswache an. Mach' schon, mach' schon!"

Ulla rannte.

Fritz setzte sich auf den Sockel des Geländers, nahm Heinis Kopf auf die Knie und preßte ein Taschentuch auf den blutenden Riß. Heinis Arme hingen schlaff herab. Fritz rief ihn an, rüttelte ihn, sprach zu ihm. Heini blieb still. Fritz legte die Hand auf Heinis Brust. In der hohlen Hand fühlte er das leise Schlagen des Herzens.

11

Eine Woche lang wurde niemand zugelassen. Auf wiederholtes Fragen hatte der Bannführer erfahren, es handle sich um eine Verletzung der Schädeldecke durch stumpfe Gewalt. Allem Anschein nach sei der Hieb mit einem Schlagring ausgeführt worden. Auf dem Schädelknochen seien deutlich die Kerben von den Zacken der Waffe zu erkennen gewesen. Die Polizei habe auch bereits einige Spuren der Täter aufgegriffen.

„Aufgegriffen!" meinte Fritz Dörries höhnisch. „Was haben wir davon!"

In den ersten Tagen war der Arzt mit dem Verlauf zufrieden gewesen, er hatte sogar Hoffnung gegeben, wenn auch mit vielem Wenn und Aber. Dann war die Wendung gekommen, die plötzliche Verschlimmerung, die Haut des Gehirns hatte sich entzündet.

Jetzt liegt der Geschlagene seit Tagen allein. Die Stube ist still. Die Stube ist schwer. Eine Uhr tickt auf dem Tisch, das ist alles. Eine Schwester sitzt dabei.

Dann kommen eines Tages die Kameraden. Sie treten vor das Bett. Sie sehen erst nur den großen weißen Turban, den Verband. Ein süßlicher Geruch benebelt sie leicht. Sie wagen kaum aufzutreten, geschweige denn zu reden. Sie bleiben stehen und recken die Hälse, langsam kommen sie heran. Endlich sehen sie das kleine Gesicht in den Kissen, hochrot, zuweilen läuft ein Zucken um Mund und Nase, mal kommt ein Stöhnen aus dem Mund. Dies also ist Quex, der Bengel, das Luder, diese freche, liebe Panze. Ein rasendes Mitgefühl fällt die Freunde an, ein Zorn, ein böser Trieb nach Vergeltung. Sie stehen da mit schlaffen Händen, wehrlos vor dem Unfaßbaren, Jähen, horchen nach dem Atem dort unten hinter der Decke, der Kleine scheint zu schlafen, er regt sich nicht, auch sein Atem ist nicht mehr zu hören. Eine dünne Kälte kriecht über die Rücken der Jungens vor diesem Bett, sie sehen sich entsetzt in die Augen, sehen zurück nach dem Lager. Ist er schon ... fort? ... hinüber? ... weg von der Welt? Nein, er bewegt sich. Alle atmen erleichtert auf. Vielleicht kommt er zu sich. Sie treten näher und horchen.

Plötzlich stößt ein leichter Schrei in die Stube, die dünnen Hände fahren hoch. Die Schwester ist schon da.

Mit aufgerissenen Augen sitzt Heini aufrecht im Bett. Der Blick flackert, sieht keinen an, sieht ins Leere und schließt sich langsam wieder. Die Schwester legt den

Kranken zurück. Sein Mund spricht. Deutlich hören es die Kameraden, aber es ist nichts, was man verstehen könnte. Dann aber packt sie das graue Entsetzen. Heini singt. Sie stehen wie versteinert da. Sie verstehen nicht die Worte, aber die Melodie kennen sie, die aus diesem Munde hervorsickert, röhrt und röchelt. Sie singen sie fast täglich, auf jedem Abend, auf jedem Marsch, auf jeder Fahrt. Sie haben sie mit Quex zusammen gesungen, neulich noch. Es ist furchtbar, ihn so singen zu hören —

Die Schwester winkt ihnen stumm zu. Sie schleichen sich weg, erschüttert, verstört, verzweifelt. Sie fühlen es. Keiner spricht davon. Jeder weiß es: hier singt der Tod.

Am Morgen darauf ist Heini gestorben.

Man hat ihn aufgebahrt mit Kerzen, mit Flaggen, mit Kränzen. Die Ehrenwache steht wie aus Stein. Draußen schaufeln sie ein Grab mitten zwischen den toten Kameraden. Die Wände der Grube werden mit Tannenzweigen geschmückt. Im Morgengrauen schleichen sich Gestalten an das Grab, stecken die Tannenreiser in Brand, spucken hinab in das gähnende Erdloch und sind verschwunden, noch ehe die Wache sie fassen kann. Hinter der Bahre aber flattern hundert Fahnen, schreiten tausend Freunde still zu dem dumpfen Wirbel der Trommeln; jeder weiß: dies war ein guter Kamerad.

Wenige Wochen später flattern die Fahnen wieder im Wind, draußen in den Straßen von Potsdam, auf dem Festplatz, im Stadion, leuchten auf im Schein der Fackeln, im Schein der Sonne. Fünfundsiebzigtausend Jungens ziehen mit den gleichen Fahnen, mit dem gleichen Lied, aber mit strahlend hellen Gesichtern an ihrem Führer vorbei.